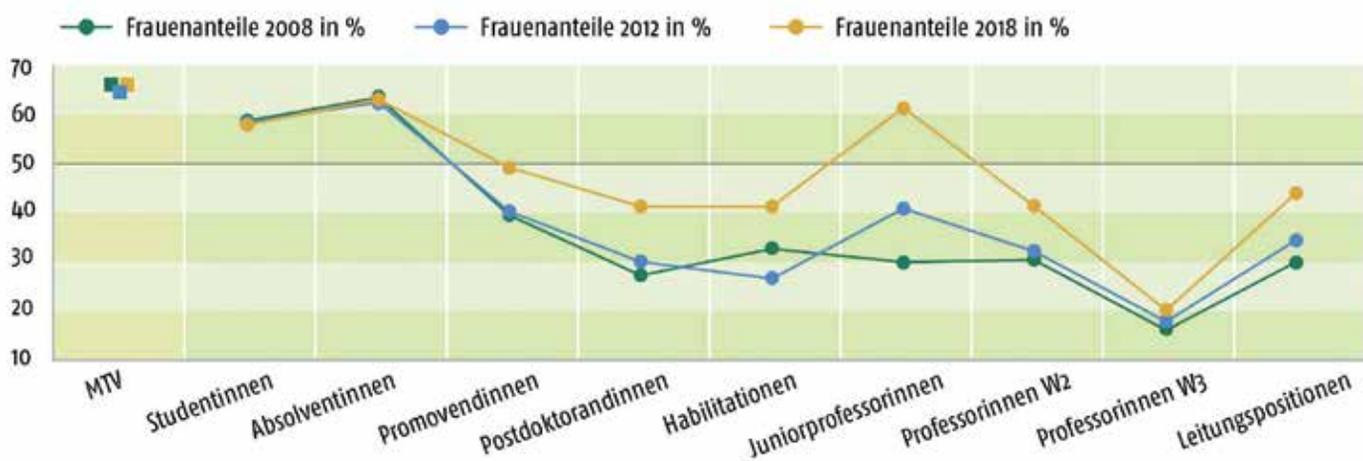


Aufbruch und Begrenzung

50 Jahre Universität Bielefeld
als sich öffnender Raum
für Frauen





Impressum

Herausgegeben von der Universität Bielefeld
 durch Jutta Grau und Lydia Plöger
www.uni-bielefeld.de

Redaktion: Jutta Grau, Lydia Plöger
 Gestaltung Inhalt: Imke Brunzema
 Titelblatt unter Verwendung der »Collage 2018-03«
 2018, Papier, 17 x 21 cm von Imke Brunzema
 Druck: P & P Printmanagement, Trabelsdorf
 Auflage: 1.000
 Mai 2019

Für den Inhalt der Beiträge sind die jeweils
 genannten Autorinnen verantwortlich.

Grußworte von Prof. Martin Egelhaaf

Im Rahmen der Feierlichkeiten zum 50. Jubiläum der Universität Bielefeld freue ich mich sehr über die Festschrift „Aufbruch und Begrenzung – 50 Jahre Universität Bielefeld als sich öffnender Raum für Frauen“.

Die hier präsentierten Portraits geben einen interessanten Einblick, wie Frauen mit mutigen Ideen die Entwicklung unserer Universität in Lehre, Forschung und akademischer Selbstverwaltung ganz wesentlich mit prägten und so entscheidend dazu beitrugen, dass an der Universität Bielefeld Gleichstellung – trotz aller noch existierender Herausforderungen – mit ihrer querschnittlichen und strukturellen Verankerung in allen Prozessen zunehmend selbstverständlich geworden ist. Darüber hinaus sind die mehr als 50 Autorinnen, die ihre Erinnerungen in Texten festgehalten haben, gute Vorbilder für heutige Studentinnen in den verschiedenen Fächern und Tätigkeitsfeldern.

Die Beiträge zeigen, dass in den 1970er Jahren die Gleichstellung von Frauen und Männern an unserer Universität sehr viel weniger präsent war als heute. Dank vielfältiger gesellschaftlicher Entwicklungen, aber auch einer engagierten Gleichstellungspolitik, ist der Frauenanteil in allen Statusgruppen – von den Studierenden bis zu den Professuren – sichtbar gestiegen; in zahlreichen Fächern liegt er bei den Studierenden heute sogar deutlich über 50%. Trotz dieses positiven Trends ist zu konstatieren, dass in Deutschland der Anteil von Frauen in der Wissenschaft insgesamt, aber auch an der Universität Bielefeld, nach wie vor unter dem europäischen Durchschnitt liegt. So verlassen Frauen überproportional häufig das Wissenschaftssystem, was sich in der starken Abnahme der Frauenanteile von den Studierenden, über die Promovierenden und ganz besonders bis zu den Professuren manifestiert. Trotz großer Gleichstellungserfolge an der Universität Bielefeld – insbesondere auch bei der Berufung von Frauen auf Professuren in den letzten Jahren – sowie einer umfassenden und systematischen Implementierung von Gleichstellung in alle Strukturen und Prozessen, gibt es also noch immer erheblichen Handlungsbedarf.

Wie in den letzten Jahrzehnten gleichstellungspolitischen Herausforderungen in den verschiedenen Bereichen unserer Universität produktiv und engagiert begegnet wurde, zeigt exemplarisch die vorliegende Festschrift. Sie stellt Pionierinnen vor, die mit ihrem Einsatz in unterschiedlichen Funktionen sehr viel für unsere Universität geleistet haben und so nicht nur ‚role models‘ für Gegenwart und Zukunft darstellen, sondern auch den Boden bereitet haben für eine heute viel selbstverständlicher gelebte geschlechtergerechte Wissenschafts- und Universitätskultur, die allen Menschen eine gleichberechtigte Mitwirkung in unserer Universität ermöglichen soll.

Es war mir eine Freude, dieses Projekt zu unterstützen.

Mein Dank gilt besonders den Autorinnen der Beiträge und allen, die zum Gelingen des Vorhabens beigetragen haben.

Prof. Dr. Martin Egelhaaf

Prorektor für Forschung, wissenschaftlichen Nachwuchs und Gleichstellung

- 1 Grußworte
Martin Egelhaaf
- 6 Am Anfang war die Idee
Jutta Grau & Lydia Plöger
- 8 Aufbruch und Begrenzung. Eine Lese-Einladung
Ursula Müller

Gremienvertreterinnen und Führungspersönlichkeiten

- | | |
|---|--|
| <p>Wiebke Esdar 16
Erste stellvertretende
Vorsitzende des Senats</p> | <p>Hochschulpolitik aus der Perspektive einer studentischen Vertreterin
– Ein persönlich gefärbter Rückblick</p> |
| <p>Gerlinde Günther-Boemke 19
Erste Vorsitzende des
Wissenschaftlichen Personalrates</p> | <p>Erinnerung an den Beginn der Personalvertretung
im wissenschaftlichen Mittelbau ab 1980</p> |
| <p>Annette Fugmann-Heesing 21
Erste Vorsitzende des Hochschulrates</p> | <p>10 Jahre Hochschulrat – ein Erfahrungsbericht</p> |
| <p>Claudia Hornberg 24
Erste Gründungsdekanin der
Medizinischen Fakultät</p> | <p>Fragen an Claudia Hornberg</p> |
| <p>Sabine Marx 27
Mitbegründerin des Autonomen
Frauen- und Lesbenreferats</p> | <p>Das Private ist politisch</p> |
| <p>Barbara Schmidt 30
Erste Studentin im Senat</p> | <p>Frauen in der Hochschule und Politik</p> |

Erste Professorinnen

- Gisela Bock** 32 „Erste Frauen“ in der Bielefelder Geschlechtergeschichte
Professorin für Geschichtswissenschaft,
die erste für Geschlechtergeschichte
- Angelika Bunse-Gerstner** 35 Fragen an Angelika Bunse-Gerstner
Erste Hochschuldozentin für Mathematik
- Elisabeth Gülich** 37 Der Bielefeld-Effekt
Erste Habilitation an der Fakultät
für Linguistik und Literaturwissenschaft
- Christa Kleindienst-Cachay** 40 Die Logik der Zweigeschlechtlichkeit im Sport – auch in der Sportwissenschaft
Professorin für Sportpädagogik, die
Sport mit Geschlechterthemen verbindet
- Karin Knorr Cetina** 43 Bielefeld, eine affektive Beziehung
Erste Professorin für Soziologie und
Prorektorin für Struktur, Planung und
Bauangelegenheiten
- Katharina Kohse-Höinghaus** 46 Feuer und Flammen für die Wissenschaft
Erste Professorin für Chemie, Prorektorin
für Forschung und wissenschaftlichen
Nachwuchs und Ehrensatorin
- Gertrude Lübbe-Wolff** 48 Bielefelder Fakultätsheimat
Erste Professorin für Rechtswissenschaften
und Direktorin des ZiF
- Ursula Müller** 50 Walk on the Wild Side. 20 Jahre als Professorin für sozialwissenschaftliche Frauenforschung
Erste Professorin für Geschlechtersozioologie,
Dekanin und Studiendekanin, Leiterin
des IFF und erste Sprecherin des Netz-
werks Frauen- und Geschlechterforschung NRW
- Notburga Ott** 52 40-jährige Verbindungen
Erste Professorin für
Wirtschaftswissenschaften
- Hellgard Rauh** 54 Eine der ersten Professorinnen in Bielefeld unter 100 Professoren
Erste Professorin für
Entwicklungspsychologie
- Doris Schaeffer** 57 Persönliches Portrait der Pionierarbeit
Erste Professorin für
Gesundheitswissenschaften
- Christiane Schmerl** 60 Menschenrechte für Frauen: Die Wissenschaften als Handlungsfeld
Eine der ersten und
jüngsten Professorinnen für Pädagogik
- Friederike Schmid** 64 Fragen an Friederike Schmid
Eine der ersten Professorinnen für Physik
- Gertraud Teuchert-Noodt** 66 Rückblick auf 25 Jahre an der Uni Bielefeld
Erste Professorin für Biologie

Impulsgeberinnen

- Veronika Bennholdt-Thomsen** 70 Der feministische Bielefelder Subsistenzansatz, kurz „Bielefelder Ansatz“ genannt
Mitinitiatorin „Des Bielefelder Ansatzes“
- Anne Flore** 74 Fragen an Anne Flore
Künstlerin, Ausstellung von Frauenbildnissen am Juristinnen-Tag
- Cecilia Herrero-Laffin** 76 Fragen an Cecilia Herreo-Laffin
Künstlerin
Wandbild an der Stadtbahnhaltestelle
- Mechtild Oechsle** 78 Innovative Forschung und Lehre: Der MA Gender Studies als Meilenstein
Initiatorin des MA Gender Studies
- Yulika Ogawa-Müller** 80 Fragen an Yulika Ogawa-Müller
Leiterin movement – Mentoringprogramm für Frauen & Sylke Känner
- Ulrike Piplies** 83 Fragen an Ulrike Piplies & Julia Berges
Leiterin Familienservice
Julia Berges
Aufbau Dual Career
- Melanie Rosendahl & Stefanie Koch** 86 Unabhängiges Beratungsangebot
Beratung des Frauennotrufs
- Veronika Schmidt-Lentzen** 88 Von allem die Hälfte? – Von allem die Hälfte!
Erste Frauenbeauftragte

Repräsentantinnen von Einrichtungen

- Anita Adamczyk** 91 Im Herzen der Bielefelder Forschung an den intelligenten technischen Systemen
Geschäftsführerin CITEC
- Ilse Brehmer** 94 Von „Sahne fressenden Pelztierchen“, „Geburtsfehlern“ und „Stolpersteinen“ – Ein subjektiver Rückblick auf die Frauenstudien
Initiatorin der Frauenstudien
- Ruth Großmaß** 97 Beratungsarbeit mit Studierenden – Anfänge und Entfaltung einer fachlichen Disziplin
Mit-Begründerin der Zentralen Studienberatung
- Barbara Knorn** 99 Fragen an Barbara Knorn
Erste leitende Bibliotheksdirektorin
- Karin Kruse** 101 ERASMUS-Hochschulkoordinatorin und Teamleiterin „Go Out Studieren Weltweit“ im International Office
Koordinatorin des Erasmus-Programms
- Magdalene Malwitz-Schütte** 104 Das Weiterbildungsprogramm „STUDIEREN AB 50“ an der Universität Bielefeld – 30 Jahre im Kontext gesellschaftlicher Veränderungen
Initiatorin des Programms „STUDIEREN AB 50“

Preisträgerinnen

- Annette von Alemann** 107 Ansporn und Würdigung: Der Bielefelder Gleichstellungspreis und mein Weg zur Geschlechterforschung
Erster Bielefelder Gleichstellungspreis
- Adrienne Héritier** 110 Wirkungen des Leibniz-Preises
Erste Leibniz-Preisträgerin
- Barbara Moschner** 112 „Das sind doch nicht Sie, Frau Moschner, oder?“
Erste Karl Peter Grottemeyer-Preisträgerin
- Johanna Soufi** 114 Aus einem engagierten Berufsleben als Ingenieurin und Personalrätin
Erste Trägerin der Ehrennadel der Universität Bielefeld
- Jutta Töhl-Borsdorf** 117 Studieren an einer weltoffenen Universität
Erste Promotionspreis-Trägerin in Chemie
- Heike Wägele** 119 Forschung an schleimigen Schnecken – bringt das was? Meine Postdoktoranden- und Habilitationsphase an der Universität Bielefeld von 1992 bis 1998.
Erste Habilitationspreis-Trägerin

Karrierewege ehemaliger Studentinnen und Mitarbeiterinnen

- Bettina Böhm** 121 Berufliche Prägung durch die Universität Bielefeld
Generalsekretärin der
Leibniz-Gemeinschaft
- Annelie Buntenbach** 123 Geschichte wird gemacht
DGB-Bundesvorstandsmitglied
- Katharina Giere** 125 Ein gutes Fundament für das Berufsleben
Polizeipräsidentin in Bielefeld
- Claudia Kemfert** 127 Studium Uni Bielefeld 1988 – 1991
Energieökonomin des
„Deutschen Instituts für Wirtschaft“ (DIW)
- Sabine Leutheusser-Schnarrenberger** 129 Endlich war ich überzeugt, das richtige Studienfach gewählt zu haben
FDP-Politikerin, Bundesministerin a. D.
- Sonja Neuß** 131 Fragen an Sonja Neuß
IT-Spezialistin
- Birgit Riegraf** 133 Der Blick auf eine besondere Zeit an einer besonderen Universität
Erste Präsidentin der Universität
Paderborn
- Barbara Schwarze** 136 Einmischen und etwas bewegen
Initiatorin des Kompetenzzentrums
„Technik-Diversity-Chancengleichheit e. V.“
- Rena Tangens** 139 Aus Geschichten lernen
„Gründerin des Vereins Digitalcourage e. V.“



Am Anfang war die Idee

Ein Jubiläum ist eine wunderbare Gelegenheit, die Zeit Revue passieren zu lassen. Der Blick führt dabei gleichermaßen in die Vergangenheit wie in die Gegenwart. Schon 2017 hatten wir die Idee, in diesem Rahmen ein besonderes Projekt für Frauen zu planen. Wir befassten uns mit der Frage, wie wir ihre Leistungen der letzten fünfzig Jahre hier an der Universität Bielefeld würdigen und sichtbar machen könnten. Denn gerade die Bilder der Gründungsjahre zeigen überdeutlich die Dominanz von Männern (siehe „Chronik“ der Universität). Aus heutiger Sicht verwundert das die meisten Menschen, weil die Universität Bielefeld inzwischen viele Erfolge im Gleichstellungsbereich vorzuweisen hat: Prämierungen im Professorinnenprogramm, bei den DFG-Gleichstellungsstandards, im Genderreport NRW sowie fortlaufende Zertifikate, wie den TEQ (Total E-Quality Award) und das „audit familiengerechte hochschule“. Diese Erfolge spiegeln sich auch in den steigenden Frauenanteilen in allen Bereichen wieder und zeichnen unsere reformfreudige Universität aus: eine Universität, die Lehre und Forschung gleichsetzt und den Anspruch der Interdisziplinarität in den unterschiedlichen Bereichen verfolgt, in der Mitbestimmung und Einbeziehung aller Statusgruppen bei Entscheidungen kein hohles Wort ist.

Wie waren Frauen an dieser Entwicklung beteiligt und auf welche Weise eroberten sie konkret ihren eigenen Platz an unserer Universität?

Wir, Jutta Grau und Lydia Plöger, kennen und schätzen uns über viele Jahre der Zusammenarbeit in der Gleichstellungskommission und der Frauen- und Geschlechterforschung hinweg und wollten zum Jubiläum in besonderer Weise die wissenschaftlichen Leistungen, die Kreativität und das Engagement von 50 Frauen exemplarisch in einer Festschrift würdigen. Hierfür sollten „erste Frauen“ auf unterschiedlichen Positionen und prominente Absolventinnen gewonnen werden, in einem Beitrag ihre Erinnerungen zu schildern. Eingeladen wurden Gremienvertreterinnen, erste Professorinnen, Repräsentantinnen von Einrichtungen, Impulsgeberinnen, Preisträgerinnen und ehemalige Studentinnen, die Karriere gemacht haben. Den Prorektor für Forschung, wissenschaftlichen Nachwuchs und Gleichstellung, Prof. Dr. Martin Egelhaaf, konnten wir schnell von unserem Vorhaben überzeugen und als Schirmherrn gewinnen. Hilfreich war im weiteren Verlauf auch die finanzielle Unterstützung durch das Rektorat.

Die sehr positive Resonanz auf das Einladungsschreiben für die Festschrift zeigte uns das große Interesse der Frauen und machte Mut für die weitere Arbeit. Im Laufe des Projektprozesses füllte sich das Werk mit Leben. Die breit gefächerten spannenden Beiträge zeigten uns sowohl positive Erfahrungen als auch Erlebnisse von Begrenzungen, die Frauen während ihrer Qualifikations- und Berufsphase an der Universität Bielefeld erlebt haben. Der Titel der Festschrift „Aufbruch und Begrenzung – 50 Jahre Universität Bielefeld als sich öffnender Raum für Frauen“ bringt beide Erfahrungen zum Ausdruck.

Bei der Auswahl der Autorinnen spielte trotz allem Bemühen um erste Funktionsträgerinnen auch der Zufall eine gewisse Rolle, denn nicht alle Angeschriebenen meldeten sich zurück oder waren überhaupt erreichbar. Einige werden wir im Trubel der Recherche übersehen haben. Daher erheben wir nicht den Anspruch, Portraits von sämtlichen ersten oder prominenten Akteurinnen vorstellen zu können, aber wir ermöglichen einen interessanten, wenn auch nicht vollständigen Überblick.

Wir freuen uns sehr, so viele beeindruckende weibliche Persönlichkeiten präsentieren und ihren Erinnerungen Stimmen geben zu können. Das Ergebnis stellt sich als sehr facettenreich und divers dar. Die Arbeit an der Festschrift mit Unterstützung von Prof. Dr. Martin Egelhaaf war ein anregender Prozess, der uns viel Freude bereitet hat. Er beinhaltete auch viele interessante Gespräche mit den Autorinnen. Anhand der sehr breit gefächerten Darstellungen wird der sich öffnende Raum der Universität Bielefeld nachvollziehbar und – hoffentlich – zu einem integralen Bestandteil der Universitätshistorie.

Prof. Dr. Ursula Müller konnten wir als mehrfache erste Funktionsträgerin dazu gewinnen, über ihren Beitrag hinaus einen Einleitungstext zu verfassen, der die eingegangenen Texte in den Gesamtkontext der universitären Entwicklung einbettet und zur weiteren Reflexion anregen soll.

Besonders ihr, aber auch den vielen Autorinnen und Interviewpartnerinnen der Beiträge danken wir herzlich für das Vertrauen, ihre Kooperationsbereitschaft und Mühe beim Zustandekommen dieser Festschrift. Ohne ihr Engagement wäre die Universität Bielefeld nicht der Raum, der sie heute ist. Unser Dank gilt auch den Mitarbeitern des Universitätsarchivs für die freundliche Hilfe bei der Recherche, beim Referat für Kommunikation für die Beratung bei der Einbettung in das Jubiläumsjahr, beim Gleichstellungsbüro sowie bei Dr. Birgitta Wrede und Anke Kubitzka vom Interdisziplinären Zentrum für Geschlechterforschung (IZG) für die redaktionelle Unterstützung.

April 2019

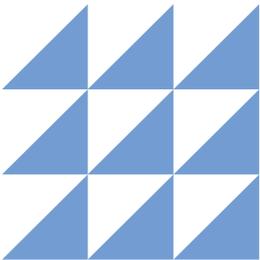
Jutta Grau und Lydia Plöger

Ursula Müller

Aufbruch und Begrenzung. Eine Lese-Einladung

Im Unterschied zu anderen „jubilierenden“ Universitäten¹ begnügt sich die Universität Bielefeld zu ihrem 50. Jubiläum nicht damit, dass ihre Frauen sich stets „mit gemeint“ fühlen können, sondern will ihnen exemplarische Sichtbarkeit geben. In diesem Sinne hat der Prorektor für Forschung, wissenschaftlichen Nachwuchs und Gleichstellung den Plan unterstützt, ca. 50 Frauen einzuladen, über ihre Zeit an der Universität Bielefeld und deren Bedeutung in ihrem Lebensweg zu schreiben.

Autobiographische Texte für eine Publikation zu schreiben, ist eine Herausforderung, der auf verschiedene Weise begegnet werden kann. Auch der Kontext, in dem solche Texte entstehen, kann bezogen auf das eigene Schreiben unterschiedliche Bedeutungen annehmen.



Wie „jubilieren“ (A)?

Wie der Band zeigt, sind die Autorinnen mit der Kontextbedingung „Unijubiläum“ unterschiedlich umgegangen. Bei einigen steht das Lob der Erfahrungen im Zentrum, die sie an der Universität Bielefeld gewonnen und die die weitere eindrucksvolle Karriereentwicklung bereichert haben, subjektiv aber meist schon eine Weile zurück liegen: Wichtiges und für den eigenen Weg Entscheidendes ist seit her geschehen (Knorr Cetina, Héritier, Schmid, Moschner, Riegraf). Handelt es sich um frühere Studierende, die in ihrer beruflichen Entwicklung weit voran gekommen sind, wird das Bielefelder Studium als Grundlage differenziert und weit überwiegend positiv eingeschätzt (Leutheusser-Schnarrenberger, Giere, Schmidt, Buntentbach, Böhm, Kemfert, Töhl-Borsdorf, Ott, Marx, Esdar, Tangens, Schwarze, Flore, Neuß). Manche kehren auch nach Abschluss einer ersten Qualifikation in neuer Funktion an die Universität zurück (Fugmann-Heesing, Rosendahl, Koch). Beiträge, die eine Art historischer „Momentaufnahme“ präsentieren, gibt es aber auch in der Form, dass vom heutigen Moment aus auf zukünftig Erwartbares geblickt wird (Ogawa-Müller, Piplies, Berges, v. Alemann). Andere Beitragende können hingegen auf lange Zeiten zurück blicken, die sie an dieser Universität verbracht haben und in deren Entwicklung sie sich engagiert haben (Schmerl, Soufi, Günther-Boemke, Kleindienst-Cachay, Gülich, Brehmer, Müller, Teuchert-Noodt, Hornberg, Kruse, Kohse-Höinghaus, Malwitz-Schütte, Schmidt-Lenzen, Oechsle, Großmaß, Knorn). Bei ihnen sind größere Anteile des gelebten Lebens durch die Universität gerahmt worden. So werden sie öfter zu Chronistinnen nicht nur der eigenen, sondern auch der Universitätsentwicklung. Alle Beiträge bieten uns anschauliche und inhaltlich sehr interessante Einblicke in das Werden von wissenschaftlichen und Führungspersönlichkeiten und von Expertinnen in einer Vielzahl von Tätigkeitsfeldern, aber auch von Frauen, deren Berufspraxis nicht auf die Universität zentriert ist und sie quasi „von außen“ spiegeln (Flore, Herrero-Laffin). Alle diese Personen sind Akteurinnen, die durch das Feld, in dem sie agieren, beeinflusst werden, es aber zugleich mit gestalten, verändern oder auch überhaupt erst entwerfen und haben entstehen lassen.

Autobiographisches Schreiben für eine Publikation erfordert Selektionen. Ein Leben ist mehr oder weniger lang, aber stets vielfältig und mehrdimensional. Es enthält (hoffentlich) Momente reinen Glücks, aber auch solche, die mehr oder eher weniger Anlass zu Stolz und Freude geben sowie solche, die verzichtbar gewesen wären. Fragen wie: Welche Erfahrungen werden warum ausgewählt? Was soll öffentlich gemacht werden, was nicht? Welche Vorstellung künftiger Lesender haben die Schreibenden im Sinn, und was soll diesen wie deutlich werden? – haben viele Autorinnen bewegt, wie wir den Begleitschreiben zu ihren Texten, öfter den Texten selbst sowie den Gesprächen entnehmen können, die die beiden Herausgeberinnen mit den Autorinnen geführt haben.

Gemeinsamkeiten und Unterschiede: Geschichte(n) der Beitragenden und das Pionierhafte

Von anderen Autobiographiebänden unterscheidet sich diese Schrift, weil sie sich auf Autobiographien von Frauen eingrenzt und darüber hinaus von solchen, denen auf unterschiedliche Weise und in einer Vielzahl von Themen- und Aufgabenbereichen Pionierstatus zukommt. Frauen waren immer schon Bestandteil der Universität Bielefeld, aber öffentlich wenig sichtbar. Geringe Sichtbarkeit von Frauen kann entstehen, wenn zwar eine große Quantität von etwas vorhanden ist, jedoch auf einem Platz, der als so selbstverständlich erscheint – wie Sekretärinnen als „Ausstattung“ einer Professur – daß nur bemerkt wird, wenn es fehlt. Ferner gab es Frauen in der Verwaltung und natürlich Studentinnen (Gleichstellungsbeauftragte 2013)². Fotos der „Chronik“ auf der Homepage der Universität zeigen durchaus zutreffend für die Anfangsjahre des Bestehens der Universität keine Frau und auch später zunächst sehr wenige, meist bei festlichen Gelegenheiten und nur selten in einem Arbeitskontext, dann aber anscheinend einem Professor zuarbeitend. Im Chronikteil 1973 lockert ein Foto der Leibniz-Preisträgerin Ute Frevert von 1998 männliche Homosozialität auf, womit ein historisch früherer Abschnitt der Chronik optisch um eine Vielfalt bereichert wird, die real in den 70er Jahren noch nicht gegeben war.

„Pionierstatus“ bedeutet im vorliegenden Band meist, als erste Frau eine bestimmte Position erreicht oder ein Themengebiet betreten und/oder neue Themen und Anliegen formuliert und auf den Weg gebracht zu haben. Bei dieser Charakterisierung fallen zunächst diejenigen ins Auge, deren Lebens- und Berufsweg durch die Studentenbewegung und die neuen Frauenbewegungen der 1970er Jahre geprägt ist (wie Großmaß, Schmerl, Brehmer, Müller, Bock). Diese Bewegungen außer- und innerhalb der Hochschule werden in der Fachliteratur wegen der Veränderungen, die sie anzeigten und bewirkten, zu den gesellschaftlich bedeutendsten gezählt (Schwarze). Zu diesem Personenkreis zählen die erste Gleichstellungsbeauftragte (Schmidt-Lenzen), die ersten Professorinnen und Mittelbauerinnen mit offizieller Denomination für Frauenforschung (Bennholdt-Thomsen, Bock, Hornberg, Müller, Oechsle) oder mit thematischer Selbstermächtigung (Brehmer, Kleindienst-Cachay, Ott, Schmerl). Auch Beiträge aus der Verwaltung (Schmidt-Lenzen), aus der Studienberatung (Großmaß), der Personalvertretung (Günther-Boehmke, Soufi) sind hier zu nennen sowie der Personenkreis, dessen wissenschaftliche Sozialisation durch diese erste quantitativ bedeutsame Generation von Professorinnen (Vogel 2006) entscheidende Impulse empfing und eigenständig weiter entwickelte (Esdar, Marx, Riegraf, Neuß, v. Alemann, Tangens, Schwarze).

Das Pionierhafte geht jedoch über neue Themenstellungen meist hinaus. Lehr- und Lernformen, interdisziplinäre Verständigung, Schaffung wertschätzender Kontexte einer noch vielfach in Abwehrhaltung verharrenden universitären Alltagswirklichkeit sind einige dieser Aspekte sowie auch die inspirierende Herausforderung, für neue Aufgabenstellungen neue Organisationsstrukturen zu schaffen (Adamczyk, Knorn, Malwitz-Schütte, Ogawa-Müller, Piplies, Berges, Hornberg, Kruse u. a. m.) und neue Ausdrucksformen zu finden (Flore, Herrero-Laffin).

Dies verbindet diese Gruppe mit der überwiegenden Mehrheit der anderen Autorinnen, deren Pionierstatus nicht primär mit der neuen Frauenthematik verbunden ist. Auch diese Autorinnen, meist die ersten Frauen in ihrem Aufgabenbereich oder Themengebiet, erweisen sich als innovative Kraft. In ihren Themengebieten entdecken sie Phänomene, die in den Zuständigkeitsbereich ihres Faches fallen, dort aber bisher unbeachtet blieben (Knorr Cetina, Rauh, Wägele). Oft sehen sie sich herausgefordert, tradiertes Wissen mit Wissens-elementen aus unerwarteten Bereichen zu verbinden (Kohse-Höinghaus, Teuchert-Noodt, Ott, Bunse-Gerstner, Schmid, Schaeffer, Bunttenbach), um eine aus ihrer Sicht angemessenere Formulierung von Problemstellungen zu leisten und diese auch professionspolitisch zu verankern: Sie gründen neue Fachgruppen und Sektionen in ihren Fachgesellschaften (u. a. Gülich). Nicht selten überschreiten sie dabei die hergebrachten Disziplinengrenzen und beteiligen sich federführend an der Konstruktion neuer zukunfts-trächtiger Bereiche, die wissenschaftliche Erkenntnis voran bringen und teils auch gesellschaftliche Problemverarbeitungen verbessern (Gülich, Rauh, Teuchert-Noodt, Kemfert). Und sie nehmen Positionen ein, die nie zuvor weiblich besetzt waren (Schmidt, Gülich, Lübbe-Wolf, Ott u. a.), was allerdings auch für die Gruppe mit Geschlechterthemen gilt (Müller, Riegraf u. a.).

Häufig wird die interdisziplinäre Ausrichtung der Universität Bielefeld als inspirierend, ermutigend und loyalitätsfördernd für die eigene Entwicklung und den Verbleib in Bielefeld benannt – auch wenn Erfahrungen zeigen, dass Programm und Praxis sich nicht decken. Das Interdisziplinäre ist vielen Autorinnen eine sympathische Leitvorstellung; sie steht für Freiheit des Denkens, bietet wohlwollenden Kontext der Orientierung und Perspektiventwicklung und wirkt als Einladung an die eigenen kreativen und innovativen Fähigkeiten – einen Möglichkeitsraum, den selbst diejenigen schätzen, die nach eigenen Angaben eher disziplinär orientiert sind. Wo Erfahrungen dieser Leitvorstellung zuwider laufen, bleibt sie als Kritikfolie wirksam. Eigene Wege werden entworfen und legitimiert bis hin zum Entschluss, die Universität wieder zu verlassen (Ott).

Der Wertschätzung von Interdisziplinarität entspricht die durchweg positive Erwähnung des „alten“ Universitäts-Hauptgebäudes: Alles zusammen, Fachbibliotheken unter den Fakultätsräumen bei gleichzeitigem freien Durchgang zu den großen Präsenzbeständen eigener und andere Fächer³, vielfältige Begegnungsmöglichkeiten in der Halle – ein großer, anregender Raum für Ideen, Beziehungen und auch zur Entwicklung fachübergreifender Fertigkeiten wie Skatspielen, das sich im Verlauf einer Politikkarriere als hilfreich erwies (Leutheusser-Schnarrenberger). Auch ließ sich die Unihalle in kitafernen Zeiten zum schlaffördernden Herumfahren von Kleinkindern nutzen, um der studierenden Mutter den Veranstaltungsbesuch zu ermöglichen (Ott). Symbolhaft repräsentiert dieses Gebäude offenbar die Bemühung, für neue Inhalte neue Formen zu finden. Die heutige Gebäudestruktur kann befragt werden, ob und wie sie ein Äquivalent für die erinnerte Atmosphäre bieten kann, ob diese zugunsten einer stärker ausgeprägten Fach- und Schwerpunktorientierung mit räumlicher Trennung für die absehbare Zukunft verloren geht oder sich ins Virtuelle verschiebt.

Eine kleinere Gruppe der „Pionierinnen“ ist auf anderem Weg in dieser Schrift präsent geworden: Sie haben jeweils als erste Frau an der Universität Bielefeld Auszeichnungen erhalten (v. Alemann, Wägele, Töhl, Moschner, Soufi, Kohse-Höinghaus). Das Spektrum reicht vom Leibniz-Preis (Héritier, Lübbe-Wolf) über von der Universität eingeführte Preise für gute Lehre (Moschner, Schmid) und ausgezeichnete Arbeiten (v. Alemann, Töhl, Wägele) über Preise für widerständiges Denken und Handeln (Tangens) bis hin zur Ehrennadel der Universität (Soufi). Ein beeindruckendes Spektrum, das Preise als höchste Ehrungen ebenso umfasst wie solche zur Ermutigung für weitere Taten (Töhl, Wägele) – selbst wenn der Preis für gute Lehre in einem Fall skeptisch stimmte, weil die Reputation der Lehre im eigenen Fach weit hinter der Forschung rangierte (Moschner). Hier gelingt ein interessanter Einblick in Ambivalenzen, die solche Auszeichnungen begleiten mögen. Im hier erwähnten Fall stellte sich die Langzeitwirkung jedoch als genauso förderlich heraus wie bei den anderen Geehrten.

Wie „jubilieren“ (B)?

Bei einem öffentlich zugänglichen Rückblick auf das eigene Leben in einer Institution stellt sich die Frage, ob und wie wenig schöne Erfahrungen zu Wort kommen. Denn: Wehleidigkeit und fehlende Resilienz werden schnell attestiert, Probleme durch Weglassen des organisationalen Kontextes als individuelle auf diejenigen zurück verwiesen, die sie zur Sprache bringen. Einige der Autorinnen geben Einblick in eher finstere eigene und mitgeteilte Erlebnisse (z. B. Bennholdt-Thomsen, Brehmer, Lübbe-Wolf, Marx, Müller, Schaeffer). Zuvor für unmöglich gehaltene Erfahrungen mit destruktiven Strukturen, Kulturen und Handlungen zu artikulieren, ist das Gegenteil von Larmoyanz. Es steht vielmehr für eine Stärke, die gewonnen wird durch die innere Konfrontation mit dem Erlebten. Solche Schilderungen lenken den Blick auf Dinge, die beim Feiern von Erfolgen nicht vergessen werden sollten: Die Kosten des Pionierinnenstatus können hoch sein, besonders wenn es um ein Feld mit konflikthaften Themen geht, die entweder gern ausgeblendet werden wie die Abwertung unbezahlter Haus- und Sorgearbeit sowie derjenigen, die sie leisten (Bennholdt-Thomsen) und/oder allgemein und daher auch im wissenschaftlichen Umfeld einer Pionierin als unangenehm empfunden werden, wie Gewalt gegen Frauen, Misogynie und Sexismus in verschiedenen Feldern (Müller, Schmerl) oder auch sich auf Personengruppen beziehen, die dem Umfeld als Universitätsmitglieder unvorstellbar sind: Haus- und Familienfrauen, die studieren (Brehmer). Mit oder ohne direkten Geschlechterbezug sind Widerstände zu beobachten, die die Grenzen des noch als kollegial beschreibbaren Verhaltens überschreiten, wenn die ganz offiziell übertragenen Entwicklungsaufgaben tatkräftig angegangen werden (Müller, Schaeffer, Schmidt-Lenzen). Dass Zusagen unzuverlässig sind, Absprachen nichts bedeuten, grenzüberschreitende Tabubrüche von Kollegenkreisen noch im Bereich des regelhaft geltenden Verhaltensspektrums verortet werden, erscheint als unglaublich und muss gleichwohl vorausschauend bedacht werden. Einige heutige oder frühere Universitätsmitglieder, die weitere Kosten des Pionierinnen-Status hätten illustrieren können, haben nach einiger Überlegung von einem Beitrag Abstand genommen. Dankenswerter Weise ist es den Herausgeberinnen gelungen, auch ansprechende Beiträge mit problematischen Erfahrungen zu gewinnen. Leserinnen und Leser erhalten so die Gelegenheit, über den Vergleich von damals und heute nachzusinnen: Wären solche Dinge heute auch denkbar? Auf welchen Ebenen hat Wandel stattgefunden und wo ist er ausgeblieben? Welche Kräfte begünstigen die Eindämmung von Geschlechterungleichheit an der Hochschule, welche hemmen einen solchen Wandel?

Autobiographisches Schreiben – von wem für wen?

Autobiographien schienen eine Weile „out“ zu sein; zumindest in Teilen der Literaturwissenschaft galt die Autobiographie samt den Subjekten, als die sich ihre Verfasserinnen und Verfasser wählten, als hoffnungslos veraltet. Die Vorstellung von der Autorschaft als eines autonomen Subjekts, das sich in der Welt beschreibt, gehört zum bürgerlichen Selbstverständnis des 18. Jahrhunderts und wird als Fiktion kritisiert, die sich selbst und ihr Schreibprodukt nicht als eine (von vielen möglichen) Konstruktionen von Wirklichkeit erkennt.

Diese Kritik speist sich aus einer Konzeption von Subjektivität und Autorenschaft, die dem Modell der bürgerlichen Geschlechterpolarisierung folgt (Hausen 1976). Die implizite Gleichsetzung von Autorenschaft mit dem männlichen Pol dieses Geschlechtermodells wurde herausgearbeitet. Kessel (2004) beschreibt dies als den Dreiklang von Leidenschaft, Entwicklung und Handlungsfähigkeit, die ein ganzheitliches Bild von Männlichkeit strukturierte. Demzufolge ist autobiographisches Schreiben von Frauen, das über Tagebücher und Briefe hinausgeht, ein historisch junges Phänomen. Die Autorinnen und Herausgeberinnen dieser Schrift haben als Angehörige ihrer Genus-Gruppe den vollen Bürgerinnen-Status erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts erhalten (Gerhard 1998). „Ich“ zu sagen in der Öffentlichkeit, in der Politik und in der Wissenschaft ist dieser Gruppe mit Jahrhunderte langer Verspätung und dann erst durch kämpferische und zähe Überwindung vieler Hindernisse möglich geworden. Sie spricht in einen Raum, der sich erst durch das Sprechen mit der Zeit konstituiert (Finck 1999; Niethammer 2000; Bascoy/Silos 2017). Unsere Beitragenden beschreiben Selbstentwicklungen, die sie in einem sozialen Raum verorten. So werden die Beiträge Teil einer Wissens- und Wissenschaftsgeschichte. Wir können uns von der Vielfalt der Realitäten faszinieren lassen, die – ob konstruiert oder vortextuell – sich hier offenbart und gegen das „institutionelle Vergessen“ (Eckart 1995) angeht, das vielen Pionierinnen widerfahren ist.

Rahmenbedingungen der Geschichte(n)

Im Gründungsjahr der Universität Bielefeld 1969 gab es keine Frau auf einer Professur. Bundesweit waren im Durchschnitt 5% aller Professuren mit Frauen besetzt (Schwarze). Dieser im internationalen Vergleich kleine Anteil, der sich vorläufig auch nicht änderte, hängt mit dem Abbruch beginnender Wissenschaftskarrieren von Frauen zusammen, die sich in der Weimarer Republik, nachdem alle formellen Schranken gegen das Frauenstudium gefallen waren (mehr bei Gerhard 1998) auf den Weg machten und durch den Nationalsozialismus gestoppt wurden. Die weit reichenden Folgen von Verfolgung, Ermordung und erzwungener Migration, die diese frühe Generation von Wissenschaftlerinnen zu erleiden hatte⁴, wurden durch die im internationalen Vergleich spät einsetzende Hochschulreform verstärkt (Wobbe 1995, S. 93, hier nach Vogel 2006, S. 12). Zudem wurde der Hochschulzugang für Frauen für einige Jahre erneut behindert durch die Begrenzung des Frauenanteils auf jeweils 10% eines Abiturjahrgangs. Dies fiel nach Kriegsende weg, aber der Studentinnenanteil bewegte sich in der BRD lange deutlich unter 5%, bei der Gründung der Universität immer noch unter 10%. Zur Zeit der ersten Bielefelder Lehrenden in der Frauenforschung – späte 1970er, frühe 1980er Jahre – ist er bundesweit immerhin auf knapp 30% gestiegen (Daten über CEWS).

Im bundesdeutschen Hochschulsystem gab es parallel zu dieser Entwicklung bis Mitte der 1970er Jahre starken Personalausbau mit vielen Neuberufungen. Erst am Ende dieser Ausbauphase betraten hochqualifizierte Frauen in nennenswerter Anzahl den akademischen Arbeitsmarkt und trafen auf eine nun ungünstige



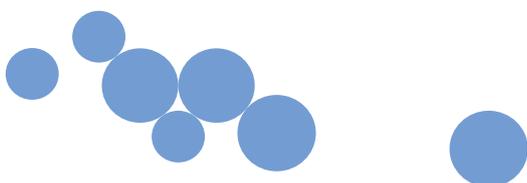
Chancenstruktur: alle neuen Professuren besetzt, kaum Ersatzbedarf und kein Erweiterungsbedarf mehr (Vogel 2006, a.a.O., S. 11, nach Wobbe 1995). Im Gegensatz zu ihren männlichen Konkurrenten konnten hoch qualifizierte Frauen von der Ausbauphase nicht (mehr) profitieren. Dieser Start unter verschärften Konkurrenzbedingungen setzte sich über das Ende der 1970er Jahre hinaus fort, als sich Frauen kontinuierlich habilitierten und vermehrt auf Professuren bewarben (Wetterer 1990).

Ein kulturelles Moment kam hinzu. Anger publizierte 1960 eine Professoren- und Dozentenbefragung, die in Hinblick auf Frauen in Studium und Wissenschaft einen Traditionalismus aufzeigte, der sich nicht sehr von den Ergebnissen Kirchhoffs unterschied, der 1897 hochrangige Professoren um Gutachten zur Eignung von Frauen zum Studium bat. Diese Professoren hielten Frauen grundsätzlich für ungeeignet – aus physischen, psychischen und Präferenzgründen; sie seien weniger am Studium als am Kennenlernen eines Ehemannes interessiert und nähmen den wirklich Befähigten und Motivierten die Plätze weg. Auch die 1960er Professoren betonten wesentliche Differenzen in der Befähigung zur Wissenschaft und im Interessenspektrum der Geschlechter. Diese Hochschullehrer-Generation fanden die Studentinnen vor, die heute Professorinnen sind, und diese Generation betreute auch die ihr nachfolgende Generation künftiger Professoren, welche dann die akademischen Lehrer der jüngeren Kohorten von Studentinnen stellte. Wir können uns vorstellen, in welchem Klima sich einige unserer Beitragenden qualifizierten und zu dem Schluss kommen, dass die ihnen zuteilwerdende Förderung und Anerkennung seinerzeit nicht die Regel und nicht selten mit Traditionalismen der genannten Art durchmischt war. Hoch selektierte, überaus belastbare und leistungsfähige kreative Frauen mit einer glücklichen Wahl ihrer Fächer und wissenschaftlichen Förderer (oder der souveränen Bewältigung misslicher Umstände) werden hinter den Beiträgen sichtbar.

Akteurinnen werden sichtbar

Die erste Bielefelder Professorin, Marianne Kesting in der Literaturwissenschaft, war von 1972 bis 1975 tätig und verließ Bielefeld in Richtung Ruhr-Universität Bochum, wo sie flugs daran ging, ein neues Forschungs- und Lehrgebiet (Komparatistik) zu konzipieren⁵. Die nächste nach ihr war 1972/73 die Sprachtheoretikerin Renate Bartsch, die bereits 1974 nach Amsterdam wechselte (FrauenZimmer 2000, No.16) und als Mitglied der Königlich-Niederländischen Akademie der Wissenschaften seit dem Jahr 2000 im Ruhestand ist. Helgard Rauh, die von 1974 bis 1977 als Professorin für Psychologie tätig war, ist in diesem Band vertreten und beschreibt ihre originelle Berufungshistorie. Um sie zu gewinnen, entschloss sich die Universität zu einem kühnen Stellenmanöver, bei dem auch ein männlicher Konkurrent vorteilhaft zum Zuge kam. Nach ihrem Weggang gab es keine Professorin, bis Christiane Schmerl 1979 eine Professur in der Pädagogik antrat.

Bereits fünf Jahre nach der Gründung begann damit an der Universität eine Tradition frauen- und geschlechterbezogener Lehrveranstaltungen und Forschung (siehe Schmerl, Bremer, Schwarze), die auch auf studentische Anregung zurückgehende neue Lehr- und Lernformen mit sich brachte (Team-Teaching, gemeinsame Veröffentlichungen von Lehrenden und Lernenden, interdisziplinäre Kolloquien), frühe Institutionalisierungen forcierte und auch in den außeruniversitären Raum hinein wirkte (Marx, Esdar). Dies war der Beginn des heute eindrucksvollen Bildes: Ein seit den 1980er Jahren erfolgreiches Institut zur Frauen- und Geschlechterforschung (erst IFF, heute IZG; zur Geschichte siehe auch Bock, Schwarze), einschlägige Professuren in vielen Bereichen, eine hoch professionalisierte Gleichstellungsarbeit und ein Familienservice (Piplies, Berges) seien hier hervorgehoben. Deutlich wird, dass die damalige Verfassung der Universität als einer „Gruppenuniversität“ mit weitgehend paritätischer Mitbestimmung den Schwung von Studierenden- und Frauenbewegung zu vielen innovativen Impulsen auf allen Ebenen mit langfristigen Auswirkungen förderte. Es bildeten sich Initiativen wie die „Sekretärinnen-AG“ (1989), deren Arbeit in dem Projektantrag „Humanisierung der Sekretärinnen-Arbeit“ einen vorläufigen Höhepunkt (1992) fand, der allerdings zunächst an anderem Ort realisiert wurde und in Bielefeld erst 1996 wieder Beachtung fand (Gleichstellungsbeauftragte 2013, S. 13, S. 19, S. 35).⁶ So blieb es der ersten Gleichstellungsbeauftragten (1988) vorbehalten, die selbst aus der Verwaltung kam, auf die eklatante Benachteiligung von Sachbearbeiterinnen hinzuweisen. Deren Bewährungsaufstieg dauerte laut BAT doppelt so lang wie der der Sachbearbeiter – eine der vielen Diskriminierungen, auf die ohne Frauenbewegung kein Auge gefallen wäre (Schmidt-Lenzen) und die durch die in Gewerkschaften einsetzende Aktionen bemerkt und folgenreich kritisiert wurden (Müller 1989).



Zukunft braucht Vergangenheit

Den Dreiklang von „Leidenschaft, Entwicklung und Handlungsfähigkeit“ (Kessel 2004) finden wir heute mit Leichtigkeit in den Autobiographien von Frauen – auch unserer Autorinnen. Ist das autobiographische Schreiben der kulturellen Konstruktion von Geschlecht tendenziell entwachsen? Das wäre ein gutes, wenn auch nicht ausreichendes Resultat der Geschichte, die in dieser Schrift zu Tage tritt. Froh stimmt, dass der Rahmen, den die Universität in der Vergangenheit geboten hat, sich auch auf die Zukunft ausrichtet, um frühzeitig Steuerungs- und Eingriffsbedarf zu erkennen und die erfolgreiche Gleichstellung fortzusetzen.

Angesichts beharrender und sich neu formierender Abwehr bleibt Geschlechterforschung unverzichtbar. Weitere Pionierinnen werden nötig sein, um notwendige Neuerungen und Veränderungen anzustoßen. Oft sind sie „Problemsensoren“ (Großmaß), die auf noch Unerkanntes hinweisen. Die Struktur und Kultur des Wissenschaftssystems lässt es noch heute zu, große Talente zu vergraulen⁸. Die Beiträge und die in ihnen geschilderten Tendenzen lassen aber darauf hoffen, dass solche Strategien zunehmend ins Leere laufen. Vor diesem Hintergrund also auch von dieser Stelle: **Herzlichen Glückwunsch, Universität Bielefeld, und alles Gute für die Zukunft!**

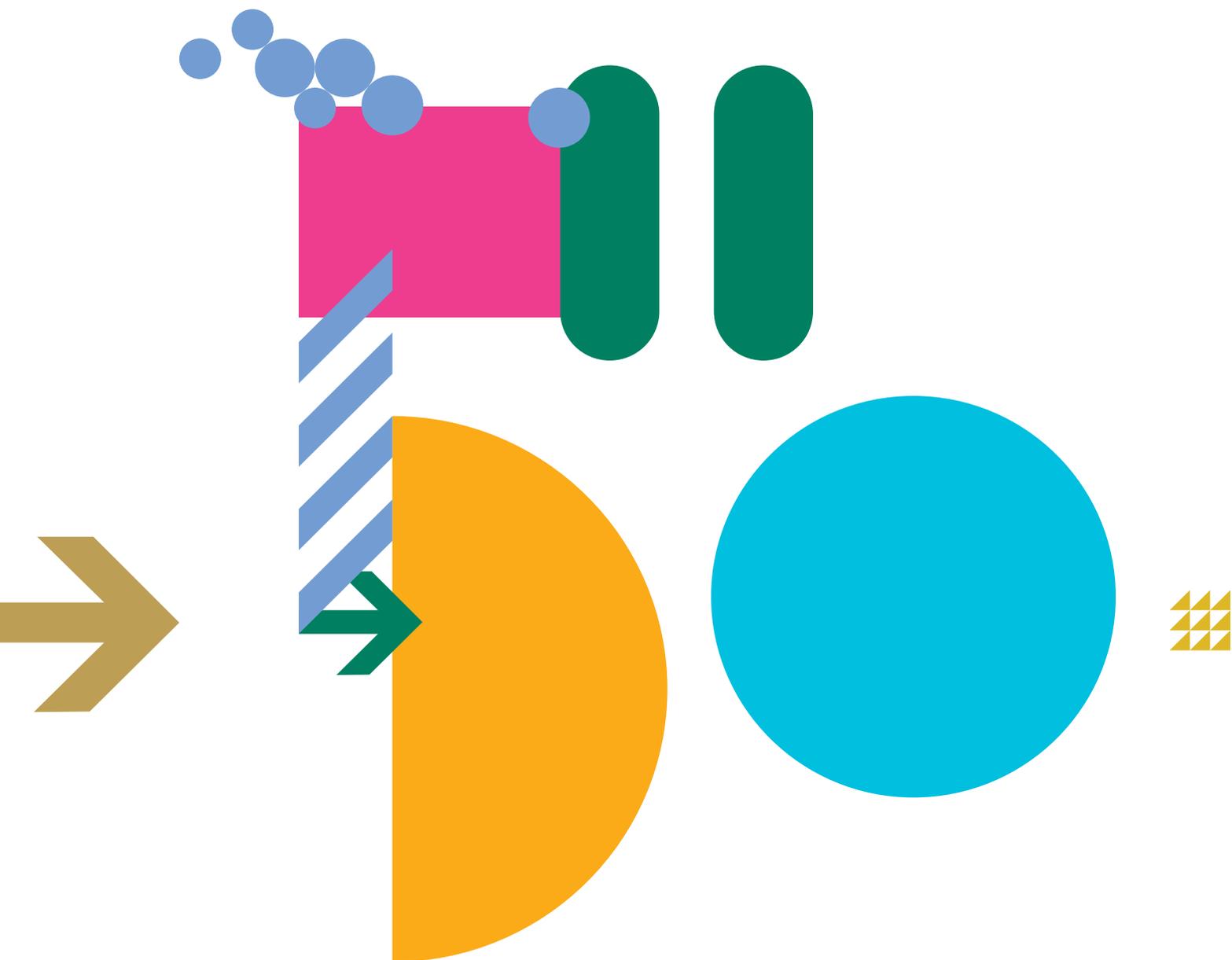
Bibliographie

- Anger, Hans. 1960. Probleme der deutschen Universität. Tübingen: Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
- Bascoy, Montserrat/Silos, Lorena. Hrsg. 2017. Autobiographisches Schreiben von Frauen (1900 – 1950): Diskurse von Frauen 1900 – 1950. Würzburg: Königshausen und Neumann.
- CEWS, Hochschulranking unter Gleichstellungsaspekten. Bericht 2017, <https://idw-online.de/de/news676558>.
- Eckart, Christel, 1995. Feministische Kritik gegen institutionelles Vergessen. In: Feministische Studien 1, S. 82 – 90.
- Finck, Almut. 1999. Autobiographisches Schreiben nach dem Ende der Autobiographie. Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- FrauenZimmer, Februar 2000, Nr. 1.
- Friedeburg, Ludwig. Hrsg. 1965. Jugend in der modernen Gesellschaft. Köln/Berlin: Kiepenheuer&Witsch.
- Gerhard, Ute. 1998 (1978). Verhältnisse und Verhinderungen. Frauenarbeit, Familie und Rechte der Frauen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hausen, Karin. 1976. Die Polarisierung der Geschlechtscharaktere. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In Gesellschaftsgeschichte als Geschlechtergeschichte. 2012. Hrsg. Werner Conze. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. S. 19 – 49.
- Kessel, Martina 2004. Heterogene Männlichkeit. Skizzen zur gegenwärtigen Geschlechterforschung. In: Jäger, Friedrich/Rüsen, Jörn (Hrsg.). Handbuch Kulturwissenschaften, Bd.3: Themen und Tendenzen. Stuttgart/Weimar: Metzler Verlag. S. 372 – 384.
- Kirchhoff, Arthur. 1897. Hrsg. Die akademische Frau. Gutachten hervorragender Universitätsprofessoren, Frauenlehrer und Schriftsteller über die Befähigung der Frau zum wissenschaftlichen Studium und Berufe. Berlin: Hugo Steinitz Verlag.
- Klingemann, Carsten, et al.. Hrsg. 1995. Jahrbuch für Soziologiegeschichte 1993. Baden-Baden: Nomos Verlag.
- Niethammer, Ortrun. 2000. Autobiographien von Frauen im 18. Jahrhundert. Tübingen/Basel: Francke Verlag
- Mannheim, Karl. 1965. Das Problem der Generationen. In: v. Friedeburg, Ludwig. Hrsg. Jugend in der modernen Gesellschaft. Köln/Berlin: Kiepenheuer & Witsch. S. 23 – 48.
- Müller, Ursula, 1989. Das Ganze und das ganz andere. Frauen – nur eine Organisationsreserve? In: Gewerkschaftliche Monatshefte, 40. Jahrgang, Heft 10, Köln: Bund-Verlag, S. 628 – 638.
- Müller, Ursula, 1998. Asymmetrische Geschlechterkultur in Organisationen und Frauenförderung als Prozess – mit Beispielen aus Betrieben und der Universität. In: Zeitschrift für Personalforschung 2/1998, S. 123-142. http://www.hampp-verlag.com/Archiv/2_98_Mueller.pdf.
- Ruhr-Universität Bochum, Dezernat Hochschulkommunikation: Marianne Kesting emeritiert. Pressemitteilung vom 19.06.1995. <https://idw-online.de/de/news2250>.

- Schmidt, Uta C. 2012. Das Netzwerk Frauenforschung NRW. Geschichte und Gegenwart einer Wissenschaftsinstitution, Universität Duisburg/Essen, www.netzwerk-fgf.nrw.de.
- Universität Bielefeld, Der Rektor. 2018. Wie Professorinnen gewinnen? Empfehlungen und Verbindlichkeiten an der Universität Bielefeld.
- Universität Bielefeld. Die Gleichstellungsbeauftragte. 2013². 25 Jahre unterwegs. Meilensteine der Gleichstellungspolitik an der Universität Bielefeld von 1988 – 2013.
- Vogel, Ulrike. 2006. Hrsg. Wege in die Soziologie und in die Geschlechterforschung. Autobiographische Skizzen der ersten Generation von Professorinnen an der Universität. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Vogel, Ulrike. 2006. Vorwort. Zur Konzeption der Veröffentlichung. In: Vogel, Ulrike, a.a.O. S. 9 – 15.
- Vogel, Ulrike. 2006. Nachwort. Frauen- und Geschlechterforschung und die Soziologie. In: Vogel, Ulrike, a.a.O., S.281 – 307.
- Wetterer, Angelika. 1990. Frauen und Frauenforschung in der bundesdeutschen Soziologie. Ergebnisse der Soziologinnen-Enquête. Werkstattberichte Band 27. Wissenschaftliches Zentrum für Berufs- und Hochschulforschung der Gesamthochschule Kassel.
- Wobbe, Theresa. 1995. Karrieren im nationalen Kontext: Soziologinnen in Deutschland. In: Klingemann, Carsten et al., a.a.O., S. 93 – 114.
- Widerstand durchsetzte und einrichtete, womit die institutionelle Sichtbarkeit dieses Gebietes deutlich voran kam.
- 4 Claudia Honegger kommt der Verdienst zu, einige der damals betroffenen Wissenschaftlerinnen an der Universität Frankfurt in ihren Beiträgen zur Wissenschaft gewürdigt und einigen in hohem Alter den damals verweigerten Abschluss an der Universität Frankfurt am Main verschafft zu haben.
- 5 Zuvor hatte Marianne Kersting bereits ihre pionierhaften Fähigkeiten unter Beweis gestellt. „Mit 359.000 Exemplaren in 34 Auflagen erreicht ihre 1959 publizierte Brecht-Biographie Verkaufszahlen, von denen erfolgreiche Belletristik-Autoren selten, Literaturwissenschaftler gar nicht zu träumen wagen. Dabei ist dieses auch in Schulen zur Standardlektüre gehörende Buch, mit dem ... mitten im Kalten Krieg ... für den damals in Westdeutschland noch verpönten Dichter eine Bresche geschlagen wurde, nur ein kleiner Ausschnitt ihres außerordentlich weitgespannten Interessenspektrums. ... Sie weitete die Komparatistik aus auf den Vergleich der Literatur mit anderen Künsten, mit der Musik, Photographie, den Bildenden Künsten und selbst der Architektur. Prof. Kersting bestach dabei nicht nur durch ihre facettenreiche und selbständige Persönlichkeit; in ihren auch stilistisch lesenswerten essayistischen und wissenschaftlichen Arbeiten hat sie sich ebenfalls nie geschaut, tradierte Gewohnheiten ihres Faches kritisch zu überprüfen.“ Ruhr-Universität Bochum 1995.
- 6 Damit zeigt sich, dass es im Bereich von Technik und Verwaltung, früher „nicht-wissenschaftlich“ (NiWi) genannt – eine aus heutiger Sicht diskriminierende Gruppenbezeichnung in Form einer Verneinung – innovative Impulse und pionierhafte Leistungen gab, die einer genaueren Betrachtung wert wären.
- 7 ... oder sind Frauen nun nachholend „verbürgerlicht“? Diese Frage überlassen wir den Fachwissenschaften.
- 8 Auch heute kann es (trotz Beobachtungsinstrumenten wie etwa dem Gleichstellungsranking des CEWS) ein Karriere schädigendes Verhalten sein, sich vom Feminismus und der feministischen Wissenschaftskritik nicht entwertend abzugrenzen, sondern deren Ergebnisse und Anregungen weiter und zu neuen Synthesen mit der traditionsorientierten Wissenschaft zu führen – so die Erfahrung einer jüngeren Kollegin, die von einem Beitrag abgesehen hat – vielleicht dann zum 75. Jubiläum Dass aber dank der großen Veränderung des Umfelds die Gelegenheitsstrukturen ungleich günstiger geworden sind, so dass ein Karrierebruch (z. B. durch verweigerte oder strategisch negative Begutachtung einer Promotion) durch herzliches Willkommen an einer anderen Hochschule vermieden oder geheilt werden kann, ist ein hoffnungsvoll stimmendes Zeichen von Wandel (z. B. durch Selbstorganisation als Netzwerk, siehe Schmidt 2012).

Fußnoten

- 1 So hat die Johann-Wolfgang-Goethe Universität Frankfurt am Main zu ihrem 100. Jubiläum eine offizielle Biographiereihe „Gründer, Gönner, Gelehrte“ herausgegeben, in der vorrangig Männer gefeiert werden. Dies nahmen die Gleichstellungsbeauftragte, die Direktorin des „Cornelia-Goethe-Zentrums für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse“ und andere Entschlossene zum Anlass, einen eigenen, sehr lesenswerten Band zur Geschichte von Frauen mit und in der Universität herauszugeben: EinzelN & Gemeinsam. 100 Jahre starke Frauen an der Goethe-Universität. Herausgegeben von Helma Lutz, Marianne Schmidbauer, Verena Sprecht-Ronique, Anja Wolde. Goethe-Universität Frankfurt a.M. 2014.
- 2 Anderen Frauengruppen an der Universität, die hier tätig sind, aber nicht Universitätsmitglieder (z. B. Küchen- und Reinigungspersonal), hat Herrero-Laffin auf ihrem Wandbild an der Stadtbahnhaltestelle „Universität“ zu öffentlicher Sichtbarkeit verholfen (Herrero-Laffin).
- 3 Hier muss die schon lang pensionierte Bibliothekarin Hannelore Mühlenweg genannt werden, die Ende der 1980er und Anfang der 1990er Jahre zusammen mit dem Interdisziplinären Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF) eine Fachbibliothek „Frauenforschung“ gegen erheblichen



Wiebke Esdar

Hochschulpolitik aus der Perspektive einer studentischen Vertreterin – Ein persönlich gefärbter Rückblick



Als ich während meines Studiums an der Uni Bielefeld die Hochschulpolitik für mich entdeckte, dachte ich noch nicht daran, mein politisches Engagement später einmal zum Beruf zu machen. Rückblickend war die Möglichkeit, mich in der akademischen Selbstverwaltung zu engagieren, jedoch

eine hervorragende Schule für mein berufliches Leben. Bis heute profitiere ich bei meiner Arbeit im Bundestag und im Wissenschaftsausschuss noch von meinen damaligen Rollen als Vertreterin der Studierendenschaft sowie später des akademischen Mittelbaus. Dafür bin ich sehr dankbar und möchte daher einen kleinen Einblick in diese wertvollen Erfahrungen gewähren.

In doppelter Hinsicht entscheidend für mein hochschulpolitisches Engagement an der Uni Bielefeld war mein Auslandsaufenthalt im Wintersemester 2004/2005 an der Saint Mary's University (SMU) in Halifax, Kanada. So erhielt ich an der SMU spannende Einblicke in die vielfältigen Möglichkeiten des studentischen Engagements und entwickelte dadurch ein Bewusstsein dafür, wie einige universitäre Angelegenheiten auch anders als an meiner Heimatuniversität laufen können. Zudem entschied ich mich im Vorfeld des Auslandsemesters aufgrund meiner längeren Abwesenheit dazu, meine Ämter als Trainerin und Vorstandsmitglied im Sportverein aufzugeben. Zusammengenommen führten die inspirierenden Erfahrungen in Kanada sowie die freien zeitlichen Kapazitäten nach meiner Rückkehr dazu, dass ich mich gemeinsam mit drei Mitstreitern an die (Wieder-)Gründung der Juso-Hochschulgruppe (Juso-HSG) machte. Wie bedeutsam diese Entscheidung letztlich für meinen weiteren privaten und beruflichen Lebensweg sein würde, ahnte ich damals nicht.

Kurzerhand beschlossen wir, die gerade neu gegründete Juso-HSG, für das Studierendenparlament (StuPa) zu kandidieren und errangen bei der Wahl im Sommersemester 2005 tatsächlich direkt zwei Sitze. Zusammen mit Jan-Hendrik Terstegge war ich plötzlich gewähltes Mitglied des StuPa und fragte mich, wie man nun diese Rolle als Parlamentarierin auszufüllen habe. Wie gründlich müssen die Unterlagen vorher durchgelesen, durchgearbeitet und diskutiert werden? Wie funktioniert der Haushalt? Welche Anträge wollen wir stellen? Und: Tragen wir den AstA mit?

Doch bevor ich mich in meine neuen Aufgaben als gewählte Vertreterin der Studierendenschaft einfinden konnte, sollte ich

bereits ein weiteres hochschulpolitisches Amt übernehmen: So fragte mich die grüne Hochschulgruppe offene liste (ghg*ol) noch im Vorfeld der konstituierenden Sitzung, ob ich nicht stellvertretende Vorsitzende des StuPa werden wolle. Ohnehin schon mit neuen Eindrücken und Aufgaben überladen, fühlte ich mich von dieser Anfrage ein Stück weit überrumpelt – zumal ich die ghg*ol erst im Zuge dieser Anfrage wirklich kennenlernte und niemand (mich eingeschlossen) so genau wusste, wie ich das Amt überhaupt ausfüllen würde. Meine Skepsis wuchs, nachdem zwar sehr direkt und ehrlich, für mich damals aber nicht eben zufriedenstellende Argumente vorgebracht wurden. Sinngemäß führte die ghg*ol aus: „Mit der Juso-HSG können wir uns vorstellen zusammen zu arbeiten und du, Wiebke, bist eine Frau.“ Darum wurde ich gefragt? Das überzeugte mich nicht, so dass in der konstituierenden Sitzung des Studierendenparlamentes kein vollständiges Vorsitzteam gewählt wurde.

Offen muss ich zugeben, dass ich mich aber bis zur zweiten Sitzung überreden ließ, „es doch mal zu probieren“ – auch, wenn ich mit der Rolle der „Quotenfrau“ noch ziemlich lange fremdelte. Bis heute stellt sich daher die Frage: Ist es denn falsch, den StuPa-Vorsitz zu quotieren? Aus voller Überzeugung sage ich NEIN. Ich war damals noch unglaublich unversiert und auch ein Stück unpolitisch in die Hochschulpolitik gestartet und dieses Beispiel zeigt in meinen Augen, wie wichtig es ist, im politischen Handeln Ziel und Grund mit zu kommunizieren. Mein persönliches Erlebnis hat mich damals dazu gebracht, mich intensiv mit Gender Mainstreaming und der bestehenden strukturellen Benachteiligung von Frauen auseinanderzusetzen. Darum gehe ich heute nicht mehr davon aus, dass es Zufall ist, wenn in attraktiven Gremien mehr Männer als Frauen präsent sind. Und es wird auch nicht nur mit Zufall zu erklären sein, dass es auch im akademischen Senat der Universität Bielefeld bisher keine Frau gab, die Vorsitzende war.

Ein Jahr später standen dann die Wahlen zum akademischen Senat an. Ich bewarb mich für die Juso-HSG um einen der vier studentischen Sitze, wurde gewählt und wagte mich zusammen mit den anderen Studierenden an die inhaltliche Auseinandersetzung mit dem Rektorat, den ProfessorInnen und dem Mittelbau.

Hilfreich dabei waren die gemeinsamen Vorbesprechungen mit den wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sowie jenen aus Technik und Verwaltung. Wir trafen uns immer zwei Tage vor der Senatssitzung, um die Tagesordnung durchzusprechen. Parallel dazu tagte die Gruppe der Professorinnen und Professoren, die über die Mehrheit im Senat verfügte. Mir und vielen von uns ging es bei der Arbeit in den Gremien immer um das Konkrete: Darum, zu gestalten; darum, dass sich spürbar etwas verbessert. Oft waren es kleine Dinge, vieles davon hatte mit der mitunter schleppend laufenden Umsetzung der Bologna-Reformen zu tun. So erinnere ich mich an einen Antrag, der dazu aufforderte, dass Studierende aller Fakultäten endlich ein Transcript of Records für ihr Erasmus-Semester bekommen sollten.

Weil die Mehrheit im Senat qua Statusgruppe bei den ProfessorInnen festgelegt war, befanden sich die drei übrigen Statusgruppen in der strukturellen Opposition. Das prägt die Form der parlamentarischen Zusammenarbeit. Für mich hieß das: Wir müssen sehr gut vorbereitet sein beziehungsweise genauer: Wenn wir etwas erreichen wollen, müssen wir besser vorbereitet sein als die Mehrheit.

Mit dem „Hochschulfreiheitsgesetz“, das 2007 in Kraft trat, veränderten sich Gremien, Hochschulsteuerung und das inneruniversitäre Machtgefüge. Darum waren die Jahre, in denen ich Mitglied des akademischen Senats sein durfte, in vielerlei Hinsicht unruhige Jahre. Im Gedächtnis dieser Zeit bleiben aber allem voran die Auseinandersetzungen um die Einführung und Abschaffung der allgemeinen Studiengebühren. Das „Hochschulfinanzierungs-gerechtigkeitsgesetz“ führte die von der damaligen Landesregierung befürworteten Studiengebühren nicht landesweit ein, sondern eröffnete den Hochschulen die Möglichkeit in eigenen – durch die Senate beschlossenen – Gebührensatzungen bis zu 500 Euro Studiengebühren pro Semester zu erheben. Damit war klar: Die Konflikte zwischen den Studierenden, die sich vornehmlich gegen Studiengebühren aussprachen und den Studiengebühren vornehmlich befürwortenden Hochschulleitungen und ProfessorInnen wurden von der Politik an die einzelnen Hochschulen ausgelagert.

Die Auseinandersetzungen an der Uni Bielefeld waren hart. Vor allem außerhalb der Gremien wurde zu kreativen Protestformen gegriffen, die die Stärke des Widerstands gegen die Gebühren unterstrichen. Das war auch notwendig, da die strukturell vorgegebene Oppositionsrolle der Studierenden aufgrund der Mehrheitsposition der Statusgruppe der ProfessorInnen ein Gefühl der Ohnmacht bei vielen Studierenden auslöste. Rund um die Hochschule bis in die Stadt hinein wurde leider auch zu Protestformen gegriffen, die auf Zerstörung, Diffamierung und Einschüchterung abzielten. Das war unangemessen, unanständig und darüber hinaus nicht zielführend, weil sich politische Positionen nicht durch Kuhfladen oder Brandstiftung verändern lassen.

Erstmals wurden allgemeine Studiengebühren an der Uni Bielefeld 2006 beschlossen. Die Bielefelder Debatte war damit allerdings nicht abgeschlossen. Sie wurde in mehreren Etappen geführt, weil studentischen Klagen gegen die Rechtmäßigkeit der Studiengebührensatzung vor dem Verwaltungsgericht stattgegeben wurde. Beanstandet wurde, dass die Staffelung, die für länger eingeschriebene Studierende geringere Beiträge veranschlagte als für neu eingeschriebene Studierende, gegen den verfassungsrechtlichen Gleichheitssatz verstieß. Im Durchschnitt zahlten die Studierenden zu der Zeit rund 270 Euro pro Semester.

Aufgrund des Gerichtsurteils sollte nun, im Juli 2007, eine neue Studiengebührensatzung als Übergangssatzung beschlossen werden. Die darüber beschließende Senatssitzung wurde für mich zur bislang prägendsten demokratische Erfahrung. Wir, die studentischen Senatorinnen und Senatoren, waren geschlossen



Dr. Wiebke Esdar

Erste stellvertretende Vorsitzende des Senats

2003 – 2010 Studium an der Universität Bielefeld (Diplom Psychologie und Bachelor of Arts Sozialwissenschaften/Geschichte), 2005 – 2010 Mitglied im Studierendenparlament, 2006 – 2010 Mitglied des Senats, ab 2009 dessen stellv. Vorsitzende, 2010 – 2014 Vorsitzende des Sprecherrats der wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, 2014 – 2018 Mitglied des Rates der Stadt Bielefeld, 2014 – heute Projektleitung im Forschungsprojekt HeLGA – Heterogenitätsorientierte Lehre – Gelingensbedingungen und Anforderungen (derzeit freigestellt). 2015 Promotion zum Dr. phil (Psychologie), seit 2016 Vorsitzende der SPD Bielefeld, seit 2017 direkt gewählte Bundestagsabgeordnete für den Wahlkreis Bielefeld/Gütersloh II, ordentliches Mitglied im Ausschuss für Bildung, Forschung und Technikfolgenabschätzung sowie im Finanzausschuss.



und grundsätzlich gegen Studiengebühren. Das zu vertreten und die andere Seite dafür zu verurteilen, über unsere Köpfe hinweg zu entscheiden, wäre der einfachste Weg der Auseinandersetzung gewesen. Aber was hätte das konkret für die Studierenden geändert, verbessert oder wenigstens abgemildert? So entschlossen wir uns als Studiengebühren-GegnerInnen zu versuchen, zumindest eine Erhöhung der bestehenden Gebühren zu verhindern.

Trotz bestehender Einigkeit darüber, dass die Hochschulen im Allgemeinen unterfinanziert waren, entstand bei vielen Studierenden der Eindruck, dass die Hochschulen bei der rasant gestiegenen zusätzlichen Finanzierung über Studiengebühren so schnell gar nicht in der Lage sein würden, alle ihre Mittel zweckgebunden und sinnvoll in Maßnahmen zur Verbesserung der Lehre zu investieren. Darin lagen unser stärkstes Argument und unsere Strategie. Ich besorgte mir die Protokolle und Unterlagen der einzelnen Fakultätskonferenzen, studierte die zentrale Mittelverteilung, verglich den Haushalt der Universitätsbibliothek Bielefeld mit dem anderer Standorte. Kurzum: Ich bereitete mich intensiv auf die anstehende Senatssitzung vor. So intensiv, dass ich wenige Wochen später zu spüren bekam, wie sehr das zulasten meiner Prüfungen ging. Aber es ging ja auch um viel.

Die Senatssitzung fand – zum wiederholten Male – unter Polizeischutz im abgesperrten Senatsaal statt. Die Stimmung war wie erwartet aufgeheizt, aber dennoch bekam ich zunehmend das Gefühl, dass wir konstruktiv und sachlich diskutierten. Vermutlich waren einige der Professorinnen und Professoren überrascht, dass einer der wissenschaftlichen Mitarbeiter einen Kompromissvorschlag von 290 Euro einbrachte, den wir argumentativ unterstützten und – trotz unserer grundsätzlichen Ablehnung der Gebühren – bereit waren mitzutragen. Nach einer intensiven, mehrstündigen Debatte wurde die Sitzung vor der Abstimmung jedoch noch einmal unterbrochen, nachdem von einer Vertreterin der Statusgruppe der Professorinnen noch einmal der Wunsch nach einem Beschluss über die Statusgruppengrenzen hinweg, also über die professorale Mehrheit hinaus, geäußert wurde. Hoffnung keimte auf.

Nach der Pause war dann allerdings von einem statusgruppenübergreifenden Konsens nicht mehr die Rede. Wenn auch in geheimer Abstimmung, so wurden mit professoraler Mehrheit – da bin ich mir sicher – 350 Euro Studiengebühren beschlossen. All die Anstrengung hatte sich nicht gelohnt. Am Ende der Debatte kullerten mir tatsächlich ein paar Tränen über die Wangen. Zu bitter war die Enttäuschung darüber, keinen Einfluss nehmen zu können, obwohl wir doch in dieser Debatte aus unserer Perspektive der anderen Seite unendlich weit entgegen gekommen waren.

Für mich bleibt diese Senatssitzung bis heute die bitterste Niederlage meines politischen Lebens. Die Bedeutung von Macht, die Bedeutung von Vorabsprachen, die Schwäche des inhaltlichen Arguments – all das hatte ich vorher nicht ausreichend bedacht. Das habe ich in der Praxis der Studiengebühren-Debatte gelernt. Für mein späteres (hauptberufliches) politisches Leben sollte mir diese Niederlage eine große Lehre sein. Dass anschließend erst einmal die Sommerpause kam, tat wohl allen Beteiligten gut. Bis zur nächsten Sitzung war für mich aber auch klar, dass ich trotz Niederlage in puncto Studiengebühren weiter als studentische Senatorin politisch arbeiten wollte.

Ein Jahr später wurde ich stellvertretende Senatsvorsitzende. Das erste Mal in der Geschichte der Universität Bielefeld wurde dieses Amt damit von einer Studentin bekleidet. Das erste Mal von jemandem aus der Statusgruppe der Studierenden; das erste Mal von einer Frau. Aus meiner Perspektive damals ein kleiner Fortschritt zu mehr Gleichstellung an der Uni Bielefeld – und für mich ganz persönlich auch interpretierbar als ein bisschen Anerkennung meiner politischen Arbeit in dem Gremium. Denn wie ich mein Amt als Senatorin ausführte, war inzwischen bekannt.



Gerlinde Günther-Boemke

Erinnerung an den Beginn der Personalvertretung im wissenschaftlichen Mittelbau ab 1980

Als gewerkschaftlich organisierte wissenschaftliche Mitarbeiterin am Oberstufenkolleg, einer wissenschaftlichen Einrichtung der Curriculumentwicklung, Evaluation und College-Versuchsschule der Universität Bielefeld, wurde ich 1980 überrascht durch eine Gesetzesinitiative der damaligen Landesregierung, die die Personalvertretung des Öffentlichen Dienstes auch für den Mittelbau des Hochschulbereichs einführte. Ich war sehr interessiert an Mitbestimmungsmöglichkeiten und kandidierte für den Personalrat der wissenschaftlich Beschäftigten. Ich wurde als Mitglied gewählt und dann zur Vorsitzenden, mit dem Wissen, dass die Aufgaben, die mit dieser Funktion verbunden sind, umfangreich sein werden, und die Herkunft aus einer wissenschaftlichen Einrichtung und nicht aus einer Fakultät Vor- und Nachteile haben wird.

Ein Vorteil war z. B., dass ich nicht in die Hierarchie einer Fakultät eingebunden war und unabhängig von Vorgesetzten die Interessen der Beschäftigten vertreten konnte. Ein Nachteil war eben dieses Nicht-Eingebunden sein, was u. a. bedeutete, nur „von außen“ komplexe Organisationen wie die der Fakultäten mit ihren Verwaltungen wahrnehmen zu können. Während die Mitglieder des Personalrats der wissenschaftlich Beschäftigten aus den verschiedenen Fakultäten und Einrichtungen mit ihren Erfahrungen die Lücke füllen konnten, war die zentrale Universitätsverwaltung für alle Mitglieder zunächst relativ undurchschaubar.

Laut Gesetz war der Rektor der Ansprechpartner des Personalrats – der aber beschäftigte sich nun gar nicht mit den Institutionalisierungsnöten dieses Gremiums. Sei es, Büroräume, einen Büroetat, die nötige Infrastruktur, oder die Unterstützung durch eine Sekretärin/einen Sekretär zugewiesen zu bekommen, oder – was ungleich schwerer wog – die nötige Akzeptanz als gesetzlich abgesichertes Organ der Mitbestimmung bei den MitarbeiterInnen der Verwaltung zu erreichen.

Der Rektor, damals Herr Grotemeyer, reagierte seinen Beschäftigten und uns als Personalrat gegenüber sehr wohlwollend, sehr freundlich und meistens gesprächsbereit und zugewandt. Er schien keine Vorurteile gegenüber der gewerkschaftlichen Forderung nach Mitbestimmung bei z. B. Vertragsangelegenheiten oder Arbeitsschutzfragen zu haben, betonte allerdings, die Einheit von Wissenschaft und Wissenschaftsverwaltung sei ein hohes Gut, das nicht in Frage gestellt werden dürfe.

Nun machte der Personalrat aber auf Grund seiner Aufgaben nichts anderes: Forschung, Lehre und Selbstverwaltung mussten kooperieren, funktionierten aber jeweils nach eigenen Organisationsprinzipien, die er permanent zu hinterfragen hatte, sowohl was die internen Handlungsabläufe und Entscheidungen betraf als auch was die Zusammenarbeit zwischen den Bereichen anging. Wurden z. B. Drittmittel-Projekte am Ende der Laufzeit nicht mehr finanziert, weder durch den einzelnen Arbeitsbereich noch durch die Fakultät oder die Zentralverwaltung, obwohl laufende Arbeiten noch zum Abschluss gebracht werden mussten, so gab es häufig vertragslose bzw. unentgeltliche Arbeiten – vielfach sogar im Interesse der Beschäftigten. Denn die Möglichkeit zu wissenschaftlicher Arbeit in der Universität und die gesamte Infrastruktur weiterhin nutzen zu können, war oft die Basis für eine zukünftige Karriere oder einen gesicherten Arbeitsplatz.

Auf welcher Ebene sollte der Personalrat in einer solchen Situation intervenieren? Der oder die wissenschaftlich Beschäftigte würde sich zwar über eine vertraglich abgesicherte Bezahlung freuen, möchte aber den „schwarz“ besetzten Arbeitsplatz und eine eventuelle Zukunft an der Hochschule durch individuelle Intervention nicht gefährden.

Die Fakultätsverwaltung hatte wenige Handlungsspielräume auf Grund der Selbstorganisation der Arbeitsbereiche; die Zentralverwaltung war der Autonomie der Wissenschaftsorganisation verpflichtet und hielt sich an deren ausgeprägte Selbstbestimmtheit. So blieb nur die „höchste Ebene“, Rektor, Senat und die zentralen Kommissionen, denen über die Darstellung der zum Teil höchst prekären Arbeitssituationen neue Strukturmodelle für die Arbeitsverträge in Drittmittelprojekten abverlangt wurden. Dabei war ebenfalls eine grundlegende Bedingung, dass der Rektor, und vor allem auch die Zentralverwaltung mit Kanzler und Personaldezernent sowie die Mitglieder der Forschungskommission mit ihrem Vorsitzenden die beschriebenen Probleme als solche wahrnahmen und bereit waren, Lösungsvorschläge auf Fakultätsebene zu kommunizieren.





Dr. Gerlinde Günther-Boemke

Erste Vorsitzende des wissenschaftlichen Personalrates

Lehramts-Studium Pädagogische Hochschule Bremen, Psychologie-Studium Universität Gießen, Lehraufträge Psychologie-Unterricht an einem Gymnasium in Gießen, Beginn Oberstufenkolleg 1975 bis 2009, Beginn Personalratsarbeit 1980, Vorsitz mit 2 Jahren Unterbrechung bis 2009, Promotion Universität Bielefeld, Fakultät für Pädagogik 2003.

Die Realisierung von Vorschlägen zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen waren – selbst wenn sie vom Rektorat den Dekanen vermittelt und auch von der Zentralverwaltung eingefordert wurden – immer abhängig vom good-will der Fachvertreter in den Arbeitseinheiten. Die so unterschiedliche Organisationsstruktur von Wissenschaft (Forschung und Lehre) und Verwaltung bildete die Basis für den Arbeitsalltag in der Hochschule.

Der Erfolg der Personalratsarbeit wurde von daher einerseits von der besonderen Institution Universität mit ihren Akteuren bestimmt, andererseits von den Gesetzen zur Personalvertretung und den geltenden Regelungen zum Arbeitsschutz, wie z. B. den grundgesetzlich garantierten Rechten auf Gleichbehandlung.

In der Personalratsarbeit spielten in den folgenden Jahren Aushandlungsprozesse auf den verschiedenen Akteursebenen die größte Rolle. Es zeigte sich, dass wir vorwiegend mit BündnispartnerInnen in der Zentralverwaltung zu Ergebnissen kamen, die auf den Ebenen von Personen, Arbeitseinheiten, Fakultäten und Kommissionen zur Kenntnis genommen oder sogar umgesetzt wurden. In den achtziger Jahren, auch unter den neuen Bedingungen von Sparzwängen, konnte die Universität Bielefeld innovativ auf finanzielle Einschränkungen reagieren und hat die Lasten nicht nur den befristet Beschäftigten aufgebürdet. Zum Beispiel wurde das Thema „Frauenförderung“ breit mit pro und kontra in der Universität diskutiert, unterstützt wurde seitens des Rektorats der Entwurf eines Frauenförderplans, später auch der Frauenförderpläne auf dezentraler Ebene. Die Wahl einer Gleichstellungskommission war die Folge, sowohl zentral als auch dezentral.

Weitere größere Initiativen folgten, zum Teil durch die Personalvertretung angeregt, zum Teil dem „Zeitgeist“ geschuldet. Dazu gehörten Angebote zur betrieblichen Gesundheitsförderung, eingebettet in „Fort- und Weiterbildung für den wissenschaftlichen Bereich“, der insbesondere auch die Kommunikation in Arbeitsgruppen inklusive Konfliktbewältigung, Stressbewältigung und Entspannungstechniken zum Gegenstand hatte. Jede Innovation kostete Geld, es war ein schwieriges Abwägen von Kosten und Nutzen.

Im Rückblick ist festzuhalten, dass mit dem Beginn der Personalvertretung an der Universität Bielefeld ein „Störenfried“ aufgetreten ist, der versucht hat, Mitbestimmung in dem ihm zur Verfügung stehenden Rahmen zu verwirklichen und vor allem kommunikativ zu Problemlösungen zu kommen, dem heftige Gegenreaktionen der professoralen Akteure und/oder der Zentralverwaltung es schwer machten, gute Ideen zur Verbesserung der Arbeitssituation der wissenschaftlich Beschäftigten strukturell zu verankern. Und umgekehrt: dem die Kooperation auf den verschiedenen Ebenen der Wissenschaftsorganisation und die Unterstützung durch die Universitätsverwaltung es ermöglichten, Arbeitsbedingungen zu verbessern. Einige Ideen wurden umgesetzt und tragen heute noch, andere sind nach wie vor nicht realisiert.

Trotzdem – oder deshalb – ich habe 28 Jahre in diesem Gremium zugebracht, davon 26 Jahre als Vorsitzende, was sagen soll: es hat mir auch Spaß gemacht auszuloten, was auf den verschiedenen Ebenen mit verschiedenen Menschen in unterschiedlichsten Funktionen – Rektoren und DekanInnen, PersonaldezernentInnen, Kanzler, LeiterInnen von wissenschaftlichen Einrichtungen, SprecherInnen des Mittelbaus – erreichbar ist, wie stark Kolleginnen und Kollegen waren, und nicht nur die in den Personalrat gewählten, wenn die aus unserer Sicht richtigen Ziele nicht erreicht werden konnten und sie trotzdem weiter mitgestritten haben. Die Solidarität, die wir erfahren haben, vor allem auch durch die unermüdliche Unterstützung unserer Sekretärin Sabine Kwapich, trägt das Gremium „wissenschaftlicher Personalrat“ hoffentlich in der Zukunft weiter.

Annette Fugmann-Heesing

10 Jahre Hochschulrat – ein Erfahrungsbericht

Am 28.05.2008 konstituierte sich der erste Hochschulrat der Universität Bielefeld. Fünf Mitglieder der Hochschule und fünf Externe aus Wissenschaft, Wirtschaft und Politik sind seit diesem Tag verantwortlich für zentrale finanzielle und personelle Entscheidungen der Hochschule, sie haben Kontroll- und Beratungsfunktion gegenüber dem Rektorat und unterstützen die Hochschule in ihrer wissenschaftlichen Profilbildung.

Damit wurde ein neues Kapitel in der damals fast vierzigjährigen Geschichte der Hochschule aufgeschlagen, das den Titel „Autonomie und Verantwortung“ trägt. Denn mit dem Hochschulgesetz vom 1. Januar 2007 war die Grundlage für eine fundamentale Änderung der Governance der Hochschulen gelegt worden. Im Außenverhältnis gegenüber dem Land mehr Autonomie und damit auch Verantwortung für die Hochschulen, im Innenverhältnis Stärkung der Rektorate, Konzentration der Entscheidungskompetenzen des Senats auf den Erlass von Ordnungen und Übertragung der Aufsichtsfunktionen über das Rektorat auf das neue Organ Hochschulrat waren und sind die zentralen Elemente dieser Neubestimmung. Durch die Zusammenführung von Entscheidungskompetenz und Ergebnisverantwortung soll die Hochschule ihre Aufgaben in Forschung und Lehre optimal erfüllen können.

Als mich der damalige Rektor Prof. Dr. Dieter Timmermann fragte, ob ich zur Mitarbeit in diesem Organ bereit wäre, habe ich gern und mit voller Überzeugung zugesagt: weil ich die Universität Bielefeld als eine Hochschule kenne und schätze, die seit ihrer Gründung innovativ, interdisziplinär und reformorientiert arbeitet. Als Studentin und wissenschaftliche Mitarbeiterin hatte ich in den Anfangsjahren der Universität die Vorteile der Architektur und des Bibliothekskonzepts hautnah erfahren und das Zentrum für interdisziplinäre Forschung (ZiF) als Einrichtung erlebt, in dem wegweisend die Entwicklung interdisziplinärer Forschung gefördert wurde, die heute als Selbstverständlichkeit an deutschen Universitäten gilt. Als Absolventin des ersten Studienjahrgangs des Reformmodells der Einstufigen Juristenausbildung (das dann in den achtziger Jahren nach Abschaffung der Experimentierklausel im Richtergesetz leider auslaufen musste) wusste ich, welche Bedeutung der Verbesserung von Lehre und Studium an dieser Hochschule zugemessen wird und welches Engagement zur Verwirklichung dieses Zieles es hier gibt. Zudem war mir als typischem Produkt der sozialdemokratischen Bildungsreform der 60er Jahre ein weiteres herausragendes Merkmal dieser Universität wichtig: das Konzept der Gleichstellung der Geschlechter (zu meiner Studienzeit noch: Frauenförderung) und der Öffnung der Hochschule für Studierende aus Nichtakademikerhaushalten.



Dr. Annette Fugmann-Heesing

Erste Vorsitzende des Hochschulrates

hat in Bielefeld und Freiburg Rechtswissenschaft studiert und 1983 an der Fakultät für Rechtswissenschaft der Universität Bielefeld promoviert. Es folgten Tätigkeiten beim Regierungspräsidenten Detmold, in der NRW-Staatskanzlei und als Stadtkämmerin in Herford. Von 1991 bis 1994 war sie Finanzministerin in Hessen. Von 1994 bis 1996 vertrat sie die Professur für Öffentliches Recht an der Universität Bielefeld. 1996 wurde sie Finanzsenatorin und später Bürgermeisterin (1998) in Berlin. Bis 2011 war sie Mitglied des Berliner Abgeordnetenhauses und dort Vorsitzende des Wissenschaftsausschusses. Von 2003 bis 2007 war sie Mitglied des Kuratoriums der Universität Bielefeld. Seit 2002 arbeitet sie als freiberufliche Unternehmensberaterin. Seit 2011 ist sie Mitglied des Aufsichtsrats der RAG Aktiengesellschaft und der RAG Steinkohle AG. Sie ist seit 2008 Mitglied des Hochschulrats der Universität Bielefeld und amtierte in allen Amtszeiten als Vorsitzende. Seit 2015 ist sie Vorsitzende der Konferenz der Hochschulräte der Universitäten in NRW (KVHU).



Aus meiner langjährigen politischen Erfahrung in der Finanz- und Wissenschaftspolitik war mir klar, dass die Hochschulen im 21. Jahrhundert vor Herausforderungen stehen, die mit den alten, überkommenen Strukturen nur schwer zu meistern sein würden. Das neue Hochschulgesetz in Nordrhein-Westfalen setzte da ganz auf die Kraft der Hochschulen, ihr Profil zu bilden und ihre Aufgaben in eigener Verantwortung zu lösen. Es war Ausdruck eines großen Vertrauens in die Hochschulen und ihre Leitungsorgane und eröffnete ihnen bisher ungekannte Entscheidungskompetenzen. Das Land zog sich aus jeder Form der Detailsteuerung zurück. Gerade diese auch im bundesweiten Vergleich neue Situation hat mich und wohl alle Mitglieder der drei bisher amtierenden Hochschulräte, die selbstverständlich alle geschlechterparitätisch besetzt waren, besonders gereizt.

Die erste Sitzung des Hochschulrats war unspektakulär und verlief ruhig – aber außerhalb des Sitzungsraums brodelte es. Denn die neue Hochschulgovernance fand keinesfalls die ungeteilte Zustimmung aller Akteure an der Hochschule und das Organ Hochschulrat wurde als Symbol dieser neuen Politik gesehen. Deshalb standen ihm viele skeptisch bis ablehnend gegenüber. Am ausgeprägtesten war diese Haltung in der Studierendenschaft, die gerade die Einführung von Studiengebühren hatte hinnehmen müssen und die nun in dem neuen Gesetz den Um- und Abbau der mitbestimmten Gruppenuniversität sah. Der AstA protestierte und wollte die Sitzung stören oder besser gleich ganz verhindern. Man könnte darin fast eine Parallele zur Grundsteinlegung 1968 sehen, als Studierende mit der Forderung nach mehr Mitbestimmung versuchten, das Baugelände zu stürmen. Aber anders als 1968 war 2008 kein Polizeieinsatz erforderlich, denn der Tagungsort im ZiF war abgeschirmt und die Studierenden zeigten sich dort nicht. Der Minister, der ursprünglich sein Kommen angesagt hatte, befürchtete Proteste gegen seine Person, wie es sie an anderen Universitäten bereits gegeben hatte, und unschöne Bilder und ließ deshalb den zuständigen Abteilungsleiter die Ernennungsurkunden an die neuen Hochschulratsmitglieder aushändigen. Wir haben danach unsere Arbeit aufgenommen und uns bereits in dieser ersten Sitzung mit den wohl wichtigsten Personalfragen, denen der Kanzler- und Rektorfindung, beschäftigt.



Zurückblickend auf diese Anfangssituation, aber auch auf viele Erfahrungen in Kommissionen, Diskussionen und Begebenheiten in den nun 10 Jahren Hochschulratsarbeit stelle ich immer noch mit Erstaunen fest, dass ausgerechnet die Hochschule, die als Reformuniversität in den 60er Jahren gestartet war und die den „Muff von tausend Jahren“ erst gar nicht in ihre Mauern hineingelassen hatte, sich zu Beginn des 21. Jahrhunderts als besonders strukturkonservativ erwiesen hat. Sie brauchte länger als die anderen nordrhein-westfälischen Hochschulen, bis sie ihre Grundordnung geändert und Vorschläge für das neue Organ Hochschulrat gemacht hatte. Viele Mitglieder der Hochschule zeigten damals und in der Folge immer wieder eine große Skepsis gegenüber allen Einflüssen und Sichtweisen, die von außerhalb der Hochschule oder – noch „schlimmer“ – außerhalb des Wissenschaftssystems auf die Universität wirken könnten. Deutlich wird das an der Zusammensetzung des ersten und der beiden folgenden Hochschulräte, in denen von jeweils zehn Mitgliedern in jeder Amtszeit nur zwei nicht unmittelbar aus dem Wissenschaftssystem waren bzw. sind. In den Findungskommissionen und in verschiedenen Gesprächen konnte man immer wieder spüren, welche Vorbehalte es gegenüber Externen gibt. Andere Hochschulen haben sich da weiter geöffnet, mehr Vertreter aus Wirtschaft und Gesellschaft zugelassen und zum Teil ihre Hochschulräte auch ganz mit Externen besetzt. Letzteres halte ich nicht für erstrebenswert, weil Angehörige der Hochschule als Kenner der internen Diskussionen m. E. einen unverzichtbaren Beitrag zur Entscheidungsfindung im Hochschulrat leisten. Kein Verständnis habe ich jedoch für das immer wieder durchscheinende oder manchmal auch harsch formulierte Misstrauen gegenüber Hochschulratsmitgliedern, die beruflich in leitenden Funktionen in der Wirtschaft tätig sind. Jeder, der die Diskussionen

im Hochschulrat kennt, wird bestätigen, wie wertvoll gerade ihr Blick und ihre Anregungen für die Hochschule sind. Ein effizientes Hochschulmanagement und die Freiheit der Wissenschaft sind kein Widerspruch, im Gegenteil, wirksame Strukturen fördern die Entfaltungsmöglichkeiten von Forschung und Lehre. Da können Hochschulen vom Wissen in Unternehmen profitieren. Und für die oft geäußerte Unterstellung, Vertreter aus der Wirtschaft würden versuchen, die Interessen ihres Unternehmens einfließen zu lassen oder die Hochschule ohne Rücksicht auf die besonderen Anforderungen der Wissenschaft allein nach unternehmerischen Gesichtspunkten betrachten, habe ich noch in keiner Sitzung des Hochschulrats eine Bestätigung gefunden.

In den vergangenen 10 Jahren haben alle Beteiligten Erfahrungen in der neuen Struktur gesammelt. Die Organe mussten ein der Gesetzeslage entsprechendes Selbstverständnis und ihre Kommunikations- und Kooperationsstrukturen entwickeln. Im Verhältnis Hochschulrat zu Rektorat ist das sehr bald erfolgreich gelungen, der Hochschulrat selbst sieht sich als „Sparringpartner“ des Rektorats in inhaltlichen Fragen und als Aufsichtsorgan, das kritisch konstruktiv agiert. Auch wenn das Verhältnis Hochschulrat zum Senat durch die Verlagerung von Kompetenzen anfangs nicht unbelastet war und dies bis heute in der Besetzung gemischter Kommissionen immer noch eine Rolle spielt, kann man sagen, dass die Kommunikation (wie auch die mit dem Fakultätenrat) professionell und vertrauensvoll ist. Nur der AstA verweigert nach wie vor jede Form der offiziellen Kommunikation mit dem seit einem Jahrzehnt etablierten, demokratisch legitimierten Organ Hochschulrat.

Dabei muss es uns allen doch um ein gemeinsames Ziel gehen: die Universität entsprechend ihres Gründungsauftrags weiter in Forschung und Lehre zu entwickeln und erfolgreich im nationalen und internationalen Wettbewerb zu positionieren. Eine Vielzahl von Verbundforschungsprojekten, Sonderforschungsbereichen, Graduiertenkollegs und auch das frühere Abschneiden in der Exzellenzinitiative sind ein Ausweis dieser Leistungsstärke. Eine wesentliche Voraussetzung, um diese auch in der Zukunft zu beweisen, ist ein Denken und Handeln, das nicht Einzelinteressen in den Vordergrund rückt, sondern immer wieder fragt: Wo muss ich die begrenzten Ressourcen prioritär einsetzen, welche Prozesse muss ich optimieren, damit der größtmögliche Erfolg erzielt wird? Das erfordert auch über die an dieser Hochschule besonders wertgeschätzte Kommunikationskultur hinaus Entscheidungen, die nicht immer auf allgemeine Zustimmung stoßen. Mit dem viele Jahre diskutierten, vom Hochschulrat forcierten und nun implementierten parametergestützten Mittelverteilungsmodell ist ein Schritt in diese Richtung getan, der allein aber keineswegs ausreichend ist. Wir müssen immer wieder mit Weitsicht die Rahmenbedingungen dafür verbessern, dass die Universität heute und morgen im Wettbewerb um Drittmittel erfolgreich sein kann und gleichzeitig ihren Auftrag in Studium und Lehre optimal erfüllt.

Im Hochschulrat sind das unsere zentralen strategischen Themen. Dass Diversität und Gleichstellung in diesen Zusammenhang gehören, ist uns bewusst, als Frage der Chancengerechtigkeit, aber vor allem auch als Möglichkeit der Steigerung der Qualität von Forschung und Lehre.

In ihrer 50-jährigen Entwicklung hat die Universität Bielefeld viel erreicht. Statt wie ursprünglich für 3.500 Studierende „klein aber fein“ geplant, ist sie eine trotz verschlechterter Rahmenbedingungen erfolgreiche mittelgroße Universität geworden, deren Forschungsleistungen zum Teil internationales Spitzenniveau aufweist und in der sich aktuell fast 25.000 junge Menschen auf ihr Berufsleben außerhalb der Hochschule oder auf eine wissenschaftliche Karriere vorbereiten. Das Spektrum der Fakultäten ist von ursprünglich drei auf heute dreizehn gewachsen und wird gerade um eine medizinische Fakultät erweitert. Und sie hat es auch geschafft, der anfänglichen Skepsis der Bielefelder Stadtgesellschaft zu begegnen und heute als wichtiger Teil der Stadt wahrgenommen zu werden.

Das alles darf und wird kein Grund sein, sich zufrieden zurückzulehnen. Die Hochschule hat noch viele Herausforderungen zu meistern: Ganz aktuell den Aufbau der medizinischen Fakultät, die Grundsanierung des Hauptgebäudes, die Weiterentwicklung der Forschungsstrategie und des Lehrprofils sowie die Verbesserung der Servicestrukturen. Wir werden uns mit diesen wie mit vielen anderen Themen im Hochschulrat beschäftigen und unseren Teil dazu beitragen, dass die Universität auch in den folgenden Jahren erfolgreich sein wird.

Fragen an Claudia Hornberg

Wie verlief für Sie die erste Zeit als Gründungsdekanin der Medizinischen Fakultät der Universität Bielefeld und wie beeinflusst Sie Ihr persönlicher Werdegang bei der Erfüllung dieser Aufgabe?

Die Landesregierung Nordrhein-Westfalen hat im Sommer 2017 die Gründung der Medizinischen Fakultät Ostwestfalen-Lippe an der Universität Bielefeld beschlossen. Zugleich wurde die Universität Bielefeld gebeten, im engen Austausch mit den Ministerien für Kultur und Wissenschaft (MKW) sowie Arbeit, Gesundheit und Soziales (MAGS) ein entsprechendes Konzept zu erarbeiten. Besonders gefreut hat mich, dass ich zunächst als Gründungsbeauftragte und nun als Gründungsdekanin diese spannende und herausfordernde Aufgabe von Beginn an begleiten und mitgestalten darf.

Durch meinen persönlichen Werdegang (Studium der Biologie, Ökologie und Humanmedizin; Tätigkeiten als wissenschaftliche Mitarbeiterin und Ärztin an verschiedenen Universitätskliniken) und meine Professur seit dem Jahr 2002 an der Fakultät für Gesundheitswissenschaften mit der Leitung der Arbeitsgruppe „Umwelt und Gesundheit“, stellte die Erforschung der Zusammenhänge zwischen den Lebens(um)welten sowie den Gesundheits- und Krankheitsfaktoren für mich schon immer eine zentrale Aufgabe dar. In dem Kontext spielt auch die Verpflichtung, gesellschaftspolitische Strukturen mitzudenken, eine wesentliche Rolle. Wir müssen langfristig anhand von Gesundheits- und Krankheitsdaten noch stärker erforschen, welche spezifische Versorgung für den/die Einzelne(n), aber auch für die Bevölkerung insgesamt benötigt wird. Dabei gilt es insbesondere, Daten der Demografie sowie der Umwelt-, Sozial- und Gesundheitsberichterstattung zu integrieren und in das medizinische Handeln einzubeziehen und mitzudenken. Der Aufbau der neuen Medizinischen Fakultät bietet hier die einmalige Chance, Medizin mit diesen Daten, insbesondere auch für die Bereiche Prävention und Gesundheitsförderung, noch stärker in Beziehung zu setzen. Hierbei spielen auch die Zusammenhänge zwischen sozialen und räumlichen Faktoren an den Orten, an denen Menschen wohnen, arbeiten und sich erholen, für den Erhalt von Gesundheit und die Entstehung von Krankheiten eine zentrale Rolle.

Als Fachärztin für Hygiene und Umweltmedizin, eine der Facharztaustrichtungen mit explizitem Präventionsbezug, liegt mir das natürlich sehr am Herzen und ich möchte dieses Thema gerne auch in den Aufbauprozess verstärkt mit einbringen. Zentral war und ist für mich seit jeher ein umfassender Umweltbegriff, der unter besonderer Berücksichtigung der klassischen Umweltmedien (Wasser, Boden, Luft) die gesamte Lebensumwelt des Menschen einschließt (also auch alle sozialen, kulturellen und politischen Faktoren) und diese auf Pathogenese und Salutogenese bezieht. Hierzu gehören auch umfangreich Möglichkeiten und Verpflichtungen, die durch Interventionen des Staates zum Nutzen der Bevölkerung im Sinne des vorsorgenden Gesundheitsschutzes erreicht werden können. Die Medizin der Zukunft muss daher (wieder) eine Synthese aus präventiver wie kurativer Medizin sein. In einem gewinnbringenden Zusammenspiel von Medizin und Public Health sehe ich Möglichkeiten, das Leitbild der umweltbezogenen und sozialen Gerechtigkeit zu verfolgen und habe daher zu diesem Thema in den letzten Jahren intensiv in Forschung und Praxis gearbeitet. Mein besonderes Anliegen ist die Schaffung gesunder Lebensorte für alle – unabhängig von Bildung, Einkommen, Geschlecht oder ethnischer Zugehörigkeit.

In diesem umfassenden Verständnis spielt auch das für mich persönlich sehr bedeutende Thema der gesundheitlichen Versorgung von Menschen mit Behinderungen und chronischen Erkrankungen eine wichtige Rolle. Auf diesem Gebiet war ich in letzten Jahren wissenschaftlich viel unterwegs und habe mich vor allem mit den Lebenslagen und Teilhabechancen von Menschen mit Behinderungen befasst. Ich freue mich, dass die gesundheitliche Versorgung von Menschen mit Behinderungen und chronischen Erkrankungen auch in der zukünftigen Medizinischen Fakultät aus universitätsmedizinischer Sicht einen hohen Stellenwert bekommen soll.



Die Ausbildung von Medizinstudierenden lag mir insgesamt schon immer sehr am Herzen. Durch meine langjährigen Lehraufträge im Universitätsklinikum der RWTH Aachen weiß ich in Ergänzung einer soliden wissenschaftsmethodischen Fundierung um die besondere Bedeutung von Soft Skills in der Mediziner*innenausbildung. Auch in Bielefeld sollen Studierende diese Inhalte neben den medizinischen Inhalten vermittelt werden, die sie noch besser auf den späteren Berufsalltag vorbereiten. Ermöglicht werden soll dies vor allem durch die enge Einbindung der bestehenden Fakultäten an der Universität Bielefeld. Ihre Expertise in Lehre und Forschung ist für uns sehr wichtig, um den Studierenden einen Blick über den Tellerrand der Medizin zu ermöglichen. Aus diesen Gründen sind Interprofessionalität und Medizindidaktik für mich wichtige Schwerpunkte, um den Studierenden einen umfassenderen Blick auf die Entstehung und Bewältigung von Gesundheit und Krankheit zu vermitteln. Durch die interdisziplinäre Vernetzung aller an der Versorgung beteiligten Berufsgruppen und Forschungsbereiche sollen neue Konzepte der Diagnostik, Therapie sowie Gesundheitsförderung und Prävention noch stärker in die medizinische Versorgung integriert werden. Die Medizinausbildung in Ostwestfalen-Lippe soll außerdem darauf ausgerichtet werden, langfristig die allgemeinärztliche Versorgung auch auf dem Land zu sichern und zu verbessern. Innovative Lehr- und Lernformen zu entwickeln, eine patient*innenorientierte Versorgung sicherzustellen und eine starke medizinische Forschung aufzubauen, gehören aus meiner Sicht unbedingt dazu.

Die Anfangsphase des Gründungsprozesses war und ist natürlich erst einmal sehr geprägt durch den Aufbau von Organisationsstrukturen sowie durch die Erstellung des Antrags an den Wissenschaftsrat. In dem Zuge wurden die Konzepte für Aufbau und Struktur von Lehre und Forschung, die wissenschaftliche Ausrichtung sowie bauliche und infrastrukturelle Voraussetzungen, aber auch anderen Themen weiterentwickelt. Außerdem war die erste Zeit geprägt durch Gespräche mit den verantwortlichen Ministerien in NRW und den verschiedensten Institutionen und Personen, die in OWL auf dem Gebiet der Gesundheitsversorgung aktiv sind. Dies sind zum Teil auch für mich neue Strukturen und Aufgaben, die einen immer wieder herausfordern. Als besonders gewinnbringend empfinde ich es daher immer wieder, einen guten inhaltlichen Austausch mit den verschiedenen internen und externen Akteur*innen zu haben, die an der Gründung der Medizinischen Fakultät beteiligt sind.

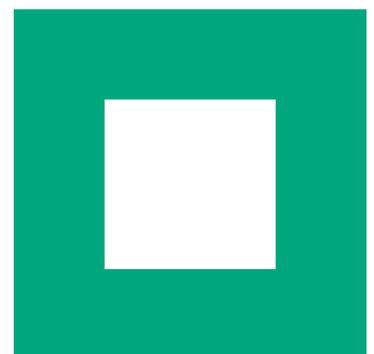
Woher schöpfen Sie die Kraft für eine solche Mammutaufgabe?

Der Aufbau der Medizinischen Fakultät stellt eine inhaltlich vielschichtige, herausfordernde und äußerst dynamische Aufgabe dar. Um das zu meistern, braucht es natürlich einiges. Vor allem ein hoch motiviertes Team und ein gut funktionierendes kollegiales Miteinander – auch über Professionsgrenzen und akademische Hintergründe hinweg – sowie einen konstruktiven inhaltlichen Austausch und eine gute Reflexionsfähigkeit aller Beteiligten. Persönlich haben mich für so eine Aufgabe meine früheren Chefs und Chefinnen geprägt, die mir viel Freiraum gegeben haben, innovative Themenfelder zu bearbeiten und mitzugestalten, die mir wichtig waren. Zudem ist auch der persönliche Ausgleich zentral, um zwischendurch den Kopf einmal frei zu bekommen.

Welche Pfeiler sind neben dem politischen Willen besonders wichtig?

Neben dem erwähnten Team ist ein Erfolgsfaktor auf jeden Fall ein gut funktionierendes Geflecht der bestehenden Fakultäten der Universität, der beteiligten Hochschulen, Kliniken und niedergelassenen Mediziner*innen der Region OWL sowie der Einrichtungen der Gesundheitswirtschaft. Alle zusammen gestalten aktiv in einem interdisziplinären Prozess die Medizinische Fakultät OWL mit.

Außerdem ist es mir persönlich wichtig, in der neuen Medizinischen Fakultät eine gute Synthese medizinischer, gesundheitswissenschaftlicher und naturwissenschaftlicher Inhalte in einem inter- und transdisziplinären Kanon zu bearbeiten und diese im Zuge des medizinischen Aufbauprozesses eng zusammen zu denken. Diese einmalige Chance der Medizinischen Fakultät bildet eine hervorragende Ergänzung zum Portfolio der Universität und ich freue mich sehr, ein Teil davon zu sein.





Prof. Dr. Claudia Hornberg

Gründungsdekanin der Medizinischen Fakultät

seit Juli 2018 und seit 2001 Professorin für Biologie und Ökologie in den Gesundheitswissenschaften unter besonderer Berücksichtigung geschlechtsspezifischer Aspekte an der Fakultät Gesundheitswissenschaften, Universität Bielefeld.

Studium der Biologie & Ökologie (Diplom-Biologin, Diplom-Ökologin) und Humanmedizin (3. Staatsexamen), Fachärztin für Hygiene und Umweltmedizin, Promotion im Bereich der Humantoxikologie an der Universität Düsseldorf. Wissenschaftliche Mitarbeiterin (Biologin, Ökologin) an den Universitäten Essen und Düsseldorf. Langjährige klinische Tätigkeit an den Universitätskliniken Düsseldorf und Münster. Sie war von 2004 bis 2015 Mitglied im Vorstand des Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF) und ist seit 2011 Vizepräsidentin der Gesellschaft für Hygiene, Umweltmedizin und Präventivmedizin (GHUP)/Society of Hygiene, Environmental and Public Health Sciences. Seit 2012 leitet sie das Kompetenzzentrum Frauen & Gesundheit NRW am Gesundheitscampus Bochum und hat langjährige Erfahrungen im Bereich der wissenschaftlichen Politikberatung.

Inwieweit kann Geschlechtergerechtigkeit ein Merkmal der neuen Medizinischen Fakultät werden?

Das Thema Geschlechtergerechtigkeit nimmt im Aufbauprozess der Medizinischen Fakultät eine wichtige Rolle ein. Von Beginn an haben Gleichstellungsziele den Prozess geprägt und Gleichstellungs- und Genderaspekte, aber auch Diversityaspekte, sind bedeutsame Punkte in der Ziel- und Strategieentwicklung. Zudem wurde frühzeitig eine Stelle im Bereich Gender Equality Medizin geschaffen, um das Thema in der Medizinischen Fakultät von Beginn an in einem vorbildlichen Umfang querschnittlich zu implementieren und damit langfristig einen Beitrag zur Weiterentwicklung einer geschlechtergerechten Universitäts- und Wissenschaftskultur in der Medizin zu leisten.

Um Gleichstellung umfassend zu realisieren, werden – neben dem quantitativen Frauenanteilen – auch die Kategorien Diversity und Geschlecht inhaltlich durch die Repräsentation in den Forschungsgegenständen und Lehrinhalten (u. a. Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern, spezifische Lebens- und Arbeitsbedingungen von Frauen) abgebildet.

Das Themenfeld Geschlecht und Diversity ist für mich schon immer von großer Bedeutung gewesen und hat in meinem bisherigen wissenschaftlichen Wirken eine besondere Rolle eingenommen – dies gilt sowohl für die Bearbeitung umwelttoxikologischer/ umweltmedizinischer Fragestellungen als auch für die Leitung des Kompetenzzentrums Frauen & Gesundheit NRW am Gesundheitscampus in Bochum, meine langjährigen Tätigkeiten am ehemaligen Interdisziplinären Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF, jetzt IZG) der Universität Bielefeld, die Mitgestaltung des interdisziplinären Masterstudiengangs Gender Studies an der Universität Bielefeld sowie für vielfältige Drittmittelprojekte und Publikationen im Bereich Diversity und Gender.

Sabine Marx

Das Private ist politisch

Universität neu denken mit dem Autonomen Frauen- und Lesbenreferat

Am Schreibtisch in einem kleinen Dorf in Lippe. Ich suche nach einem Weg in die Vergangenheit, hinter mir im Regal die Bücher aus der Zeit, um die es hier geht, die 1980er Jahre des 20. Jahrhunderts. Da stehen die Bücher, die ich lange nicht angeschaut habe: „Sexus und Herrschaft“ von Kate Millett, „Patriarchat und Kapital“ von Maria Mies, „Tschernobyl hat unser Leben verändert“ von Marina Gamaroff und anderen. Sie lassen die Zeit wieder lebendig werden, um die es hier geht: meine „wilden Jahre“ während des Studiums an der Universität Bielefeld.

Über vierzig Jahre ist es her, dass ich mit 18 Jahren anfang, in Bielefeld Soziologie zu studieren. Ich erinnere mich noch an meine Aufregung in dem Moment, als ich zum ersten Mal die große Treppe in die Unihalle hinaufstieg, ohne Vorstellung von dem, was mich erwartete: neue Denkwelten, die ich betreten und für mich erobern würde, die meine Sicht auf die Welt verändern und mein zukünftiges Leben zutiefst prägen würden.

Soziologiestudium in den 80ern

Soziologie zu studieren in den 80ern war anders als heute: die Tutoren – fast ausschließlich Männer – aus den höheren Semestern warnten uns Studentinnen davor, zu viele Seminare zu belegen und ermunterten uns, politisch aktiv zu werden. Formal verlangte uns die Studienordnung wenig ab und wir hatten die Möglichkeit, eigene Themen in Form scheinfähiger Studiengruppen einzubringen und uns dafür die DozentInnen selbst auszusuchen. So erarbeitete ich mir Themen wie „Anarchismus“ und „Alternative Wissenschaftstheorie“. Wissen erschien weniger als ein vorliegender Kanon von zu erlernendem Stoff, sondern eher als eine Landschaft, die es zu erkunden galt. Neue Fragen tauchten auf: Was verbindet die „erste“ mit der „dritten“ Welt? Was bedeutet Kapitalismus? Warum diese grenzenlose Naturzerstörung? Und: Was, wenn die Welt veränderbar wäre, wenn durch Verstehen, gedankliches Durchdringen und Handeln eine andere Welt, eine andere Gesellschaft denkbar und gestaltbar wäre?

Bewegte Zeiten

Abseits der Freiräume erschien mir das Soziologiestudium oft quälend langweilig, „draußen“ tobte das aufregende Leben: Ich zog in eine große Wohngemeinschaft mit AktivistInnen aus der „Initiative gegen Wohnungsnot und Stadtzerstörung“, wir versorgten uns in der Lebensmittelkooperative im Autonomen Jugendzentrum (AJZ) mit ökologischen Nahrungsmitteln, ich demonstrierte gegen Atomkraft und lebte die „freie Liebe“. Noch war ich keine Feministin, ich hielt mir den Feminismus vom Leib, er schien mir etwas für schwächere Frauen zu sein, nichts für eine starke Frau wie mich, die sich mit Männern maß und der die ganze Welt offen stand. Als ich dann doch, zunächst zögerlich, in den politischen Debatten mit meinen Kommilitonen Frauenfragen thematisierte, änderte sich schlagartig das Bild. Anders als erwartet, erntete ich nicht den spontanen Schulterchluss und die Gewissheit eines gemeinsamen Kampfs für



Gerechtigkeit, sondern Abwiegeln und Abwertung. Ein guter Freund, mit dem ich nächtelang über kritische Theorie diskutiert hatte, klärte mich beispielsweise auf, dass die Frauenfrage ja längst überholt und nur noch „banal“ sei. Mein Zorn erwachte und mir wurde klar: dieser Kampf konnte nicht mit Männern geführt werden, auch nicht mit meinen bisherigen politischen Weggefährten. Mehr und mehr begann ich mich für die Frauen in meiner Nähe zu interessieren, insbesondere für die, die feministische Fragen in den Mittelpunkt ihres Denkens stellten. Und wurde selbst zur Feministin.

Das Private wird politisch, und soziologisch

Als ich anfang, die Welt mit der „Frauenbrille“ zu betrachten, änderten sich mein Denken und mein Leben grundlegend. Ich begann, mich viel stärker als vorher auf Frauen zu beziehen, und damit auch mich und meine Biographie ernst zu nehmen. Je bewusster ich für Frauengeschichte/n wurde, desto deutlicher wurde mir, dass schlechte Jobs, erlittene Gewalt und Verpflichtung auf Hausarbeit und Mutterschaft keine persönlichen Frauenschicksale waren, sondern strukturelle Bestandteile von Männerherrschaft. Vergewaltigung, sexueller Missbrauch und Alltagssexismus rückten so aus der Dunkelheit der privaten Erfahrung ins Licht politischer Öffentlichkeit.

So lag es nah, auch auf Universität einen kritischen Frauenblick zu werfen: Die Professoren waren fast ausschließlich Männer und weit überwiegend wurden nur Werke von Männern gelehrt. Wissenschaft war offensichtlich männerdominiert, Frauen und die Geschlechterfrage fremd darin. Es begann die Suche nach Denkerinnen und nach feministischen Werken. Mich faszinierten die Vertreterinnen vom „Bielefelder Ansatz“, Veronika Bennholdt-Thomsen und Claudia von Werlhof, die befristete Professuren innehatten und die meine Lehrerinnen wurden, ebenso wie Maria Mies. Ich lernte die Zusammenhänge zwischen Sexismus, Rassismus und Naturzerstörung zu erkennen und dass beispielsweise kolonialistische Ausbeutung nicht nur ein historisches Phänomen ist, sondern in veränderter Form nah und aktuell. Es genügt, sich die internationale Textilindustrie vor Augen zu führen, was damit gemeint ist: so wird das T-Shirt am Körper unmittelbar zum Politikum.

Gründung des Autonomen Frauen- und Lesbenreferats

Für uns Studentinnen wurde die Universität in jener Zeit zum Ort, den es zu bewegen galt. Wir machten Politik und reflektierten dabei das Politische selbst und die gängigen Formen der Politik. Dass die politischen Gruppen im AstA, auch die „Basisgruppe“ mit links-alternativem Anspruch, männerdominiert waren und dass die „Frauenfrage“ dort allenfalls am Rande mitverhandelt wurde, war nur allzu deutlich. Wir brauchten also einen eigenen Weg, um die Dinge zu ändern. Wir, das waren Studentinnen der Soziologie, Pädagogik,

Geschichte, Philosophie, Jura u. a. m. Unser Zauberwort war „Autonomie“. Wir lösten durch Einberufen einer Frauen-Vollversammlung das bis dahin als Bestandteil in politischen Gruppen integrierte Frauenreferat ab und gründeten das autonome Frauenreferat. Mit eigenen Diskussions- und Entscheidungsformen versuchten wir, uns von traditionellen Politikverfahren zu lösen und erkundeten neue Vorstellungen von Macht – nicht als „Macht-über“ (Frauen, Fremde, Natur), sondern Macht im Sinne von Empowerment, als Entfaltung und Wiederherstellung von Stärke und als Weg heraus aus (Selbst-)Unterdrückung und gewaltförmigen Beziehungen. Zu unseren Erfolgsfaktoren gehörte die Eroberung von öffentlichen Frauenräumen („Männer müssen draußen bleiben“). Wir waren überzeugt: „Wenn Frauen sich auf Frauen beziehen, verändern sie die Welt“.

Unser Frauenraum in der Uni war eines der AstA-Büros auf der Galerie. Dort malten wir Plakate für die Unihalle (z. B. ein riesiges „Für Frauenforschung“), schrieben auf einer alten Schreibmaschine Flugblätter, die wir in der Mensa und in Seminaren verteilten (z. B. zur Gründung des autonomen Frauenreferats). Studentinnen aus der Rechtswissenschaft, Psychologie, Philosophie, Linguistik u. a. m. trafen sich in eigenen Gruppen und erarbeiteten für ihr Fachgebiet feministische Ansätze – häufig als Pionierinnen auf ihrem Gebiet. Wir gründeten die Bielefelder Frauenzeitung „Tarantel“ und waren damit Teil der wachsenden Frauenprojektebewegung (Frauenhaus, Frauenbuchladen, Frauennotruf, Frauenkulturzentrum, Wildwasser u. a. m.). Und: Wir verliebten uns ineinander und lebten diese Liebe und lernten andere, auch ältere Lesben kennen, die von ihren Erfahrungen berichteten. Wir lebten offen das Verbotene und Verheimlichte und rührten damit an das Tabu Frauenliebe. Wir beschlossen, zukünftig Autonomes Frauen- und Lesbenreferat zu heißen. Am 9. Juli 1982 hielt ich dazu eine Rede auf der Frauenvollversammlung und begann diese mit einem Coming Out: „Ich bin lesbisch. (...)“ Ich sprach von meinen Schwierigkeiten, mich öffentlich als Lesbe zu bezeichnen und davon, dass auch innerhalb der Frauenbewegung Lesben häufig unsichtbar blieben. Es galt also einmal mehr, das Private als Politikum zu begreifen: „Lesbischsein bedeutet für mich nicht allein, mich über meine Sexualität mit Frauen zu definieren, sondern (...), dass ich versuche, mich in allen Lebensbereichen, intellektuell, emotional, sexuell usw. auf Frauen zu beziehen. (...)“

Widerstände und Ambivalenzen der Institution Universität

Die Universität zeigte sich uns als alte Institution, als beinhardter Männerbund, als eine Abfolge in Regeln gegossener Prozesse und Rituale, die zuverlässig alles „Weibliche“ aus sich heraushält – sei es in Form von Posten für Frauen, oder Theoriebildung zu Themen wie Hausarbeit und sexualisierter Gewalt oder in Form von unverschämtem und unbescheidenem Verhalten von Frauen. Damit war bereits eine Linie unseres politischen Handelns vorgezeichnet: wir mussten uns als Frauen zeigen, Teilhabe für Frauen und nach Frauenforschung verlangen und uns unverschämt benehmen, also beispielsweise Fakultätssitzungen stürmen und das Wort erheben, wenn wir noch nicht „dran“ waren oder 50 Prozent des AstA-Budgets fordern. Dank dieser Strategie wurden wir sichtbar und trugen zum Erfolg einer breiten universitären Frauenbewegung bei: in relativ kurzer Zeit wurde die anfangs als wissenschaftsfremd und „unwissenschaftlich“ eingestufte Frauenforschung universitär

etabliert. Professuren und Forschungseinrichtungen entstanden, Genderforschung griff um sich, Frauenbeauftragte wurden benannt. Mit der Etablierung der Frauenforschung an der Uni in Form entsprechender Professuren und des Interdisziplinären Frauenforschungszentrums (IFF) verschwand allerdings der „Bielefelder Ansatz“ aus dem universitären Wissenschaftsbetrieb, nach dem Prinzip „Teile und herrsche“ wurden die Vorkämpferinnen und „wilden Frauen“ aus dem Feld geräumt und mussten Platz machen für aus unserer Sicht patriarchatskonformere Denkerinnen.

Vielfältiger Feminismus

Natürlich existierte schon damals kein homogenes Frauen-Wir, der Feminismus war heterogen: gestritten wurde insbesondere zwischen eher gleichstellungsorientierten Ansätzen und feministisch-ökologischen Überlegungen zu einer grundsätzlich neuen Ordnung von Gesellschaft jenseits des Kapitalismus. Auch die Fragen nach (Mit-)Täterinnenschaft von Frauen, dem Verhältnis zwischen Schwarzen und Weißen Frauen und der Überwindung von Geschlechterhierarchien gemeinsam mit Männern wurden kontrovers diskutiert.

Das Politikum abgelehnter Diplomarbeiten

Wir Soziologie-Studentinnen hatten große Schwierigkeiten mit der Anerkennung der Diplomarbeiten, die von den Vertreterinnen des Bielefelder Ansatzes betreut wurden. Als Beispiel schlage ich das Buch von Verena Fiegl auf: „Der Krieg gegen die Frauen“, das wir 1990 im „Tarantel Verlag“ veröffentlicht haben. Es befasst sich mit dem Zusammenhang zwischen sexualisierter Gewalt und militärischen Kriegen – und mit Themen, die zum Zeitpunkt der Entstehung der Arbeit noch kaum diskutiert wurden, wie beispielsweise die bis heute existierende Prostitutionsindustrie in Thailand und den Philippinen als Erbe des Vietnamkriegs. Diese Diplomarbeit, betreut von Veronika Bennholdt-Thomsen, wurde von den weiteren gutachtenden Professoren als „unwissenschaftlich“ abgelehnt. Auch anderen Diplomarbeiten, z. B. der von Christa Müller („Eine Kritik nach Tschernobyl“), verweigerte die Universität auf diesem Weg ihren „Segen“. Die Zurückweisung feministischer Ideen und Analysen erfolgte insbesondere, wenn es um die Benennung patriarchaler Gewalt ging.

Thesen zu einem feministischen Politikverständnis

Meine eigene Diplomarbeit „Thesen zu einem feministischen Politikverständnis“, ebenfalls verfasst bei Veronika Bennholdt-Thomsen, in der ich u. a. die Auseinandersetzungen im Umfeld des Autonomen Frauen- und Lesbenreferats reflektierte, entstand in diesem Klima der Angst vor Ablehnung. Ich sehe mich noch mit dem Stift in der Hand vor den leeren Seiten sitzen, entschlossen, meine Gedanken ohne Selbstzensur zu Papier zu bringen. Dass die Arbeit auch vom Zweitgutachter akzeptiert wurde, erschien mir damals als Glück, Claus Offe, linker Professor, hatte anscheinend die Zeichen der Zeit erkannt und prognostizierte dem Text „ein großes Publikum und zahlreiche Auflagen“. Besser als die Arbeit von Verena und Christa war meine sicher nicht.



Zeitsprung

Die Frauenbewegung gilt mittlerweile als erfolgreichste soziale Bewegung. Sie hat auch die Universität verändert: fehlende Teilhabe von Frauen ist inzwischen zumindest legitimationsbedürftig; Frauen- und Genderforschung haben sich teilweise etabliert; es gibt einen Zuwachs an Professorinnen und die Universität erscheint mir nicht mehr so männerdominiert, wie ich es aus den 1980er Jahren in Erinnerung habe. Im Lauf der Zeit veränderte sich mein feministischer Blick und ich stellte manche Polarisierung und das auf Dauer lähmende FreundIn-FeindIn-Denken infrage. 2002 promovierte ich bei Ursula Müller, die früher zur „Feindin“ erklärt worden war, weil sie statt einer meiner damaligen Professorinnen die erkämpfte Frauenforschungsprofessur in der Soziologie bekommen hatte, und die Promotion wurde eine für mich wissenschaftlich bereichernde und persönlich heilsame Erfahrung.

Dorfhochzeit

Und es gab überraschende Erfolge. Hätte mir jemand vor vierzig Jahren erzählt, dass ich einmal meine langjährige Lebensgefährtin würde heiraten können, hätte ich das niemals geglaubt. Dafür hatten wir nicht einmal gekämpft – wir waren für die Abschaffung der Ehe eingetreten. In unserem kleinen Dorf wurde für uns gekränzt wie bei anderen Hochzeiten auch, große Stroh puppen, zwei Frauen, wurden an der Straße postiert und ausgiebig gefeiert. So integriert und gleichgestellt, war ich einfach nur glücklich.

Lebendige Universität

Trotzdem weiß ich, dass die Erfolge auf dünnem Eis stehen. Ich weiß, dass weder Gleichstellung noch die Überwindung von Geschlechterkonstruktionen oder eine in Vielfalt friedliche, ökologisch wirtschaftende Gesellschaft auch nur annähernd verwirklicht sind. Das gilt besonders im internationalen Maßstab. In der Universität sind diese Themen weiterhin marginalisiert. Im Wissenschaftssystem wird die Frage nach Alternativen zu kapitalistischem Wirtschaften, anders als in den 1980ern, kaum noch gestellt. Mit Schrecken beobachte ich dagegen, dass die „Systemfrage“ nun erneut und gewaltförmig von rechts artikuliert wird, dass explizit anti-feministische, fremdenfeindliche Männer (und Frauen) sich politisch aggressiv formieren.

Daher freue ich mich, wenn ich heute auf die Homepage des „Internationalen Autonomen Feministischen Referats für FrauenLesbenTrans*“ schaue. Ich sehe, dass unsere Kämpfe nicht vergessen sind, dass neue Ideen entstanden und alte weiterentwickelt wurden: Transgender und die Queer-Debatte sind namensgebend geworden, die politischen Diskurse um Internationalität und Anti-Rassismus sind weiterhin lebendig.

Mittlerweile arbeite ich seit 2003 an der TU Braunschweig und wurde Leiterin des Kompetenzzentrums Hochschuldidaktik für Niedersachsen (KHN). Ich engagiere mich dafür, dass Lehre interessant und studierendenorientiert gestaltet wird, dass Kreativität im Wissenserwerb der nach wie vor verbreiteten Langeweile in Vorlesungen und Seminaren Platz macht und dass Studierende als Co-ProduzentInnen von Wissenschaft gesehen und einbezogen werden. Ich setze mich dafür ein, dass Genderthemen Platz finden und dass Diversität zum Leitprinzip guter Lehre wird.

Für mich hat Universität nach wie vor nur Sinn, wenn sie als Organisation und Teil von Zivilgesellschaft offen bleibt für tiefgreifendes kritisches Denken, für die Suche nach Wahrheiten hinter vorgegebenen Antworten und für die WissenschaftlerInnen, die dieses verkörpern, wagemutig, persönlich, frei. Auch mich selbst daran zu erinnern, dafür war die Arbeit an diesem Aufsatz sehr wertvoll und ich bin allen Frauen dankbar, die in der Universität Bielefeld den Feminismus lebendig halten.

Dr. Sabine Marx

Mitbegründerin des Autonomen Frauen- und Lesbenreferats

Studium der Soziologie in Bielefeld (1978 bis 1985), Verlegerin der Bielefelder Frauenzeitung „Tarantel“ (1980 bis 1990), Mitarbeit in Lehre und Forschung an den Universitäten Bremen, Münster und Bielefeld sowie der Fachhochschule Lippe (1985 bis 2000), Stipendium der Heinrich-Böll-Stiftung (2000 bis 2002) und Promotion in Soziologie an der Universität Bielefeld (2002), sei 2004 Geschäftsführende Leiterin des Kompetenzzentrums Hochschuldidaktik für Niedersachsen.

Barbara Schmidt

Frauen in der Hochschule und Politik

Als 15-jährige Schülerin hatte ich meine erste Begegnung mit der Universität: zur Eröffnung durch den damaligen Bundesbildungsminister Hans Leussing im September 1969 zogen viele vor allem junge Bielefelder*innen von der Innenstadt zum Aufbau- und Verfügungszentrum (AVZ) der Universität an der Kurt-Schumacher-Straße. Neben Rufen wie „In der Rüstung sind sie fix, für die Bildung tun sie nix“ – auch und wieder aktuell – war der zentrale Spruch: „Leussing wir kommen! Leussing wir suchen dich! Leussing wir finden dich!“. Das hörte sich vielleicht erst mal bedrohlich an, löste sich aber in Wohlgefallen auf, als wir völlig orientierungslos im Treppenhaus und den Fluren des AVZ herumwuselten. Immerhin, wir waren dabei gewesen! 1969 ahnte ich noch nicht, dass die Uni für einige Jahre mein zweites Zuhause werden sollte.

Mein Studium begann ich im Herbst 1973, Geschichte und Soziologie. Im ersten Semester trat ich in den Marxistischen Studentenbund (MSB) Spartakus ein, der in den ersten Jahren der Universität zusammen mit dem Sozialistischen Hochschulbund (SHB) unangefochten die Mehrheiten bei Wahlen zum Studentenparlament errang und in einem „Volksfrontbündnis“ den Allgemeinen Studenten-Ausschuss (ASTA) bildete. Gemeinsame politische Basis war die „gewerkschaftliche Orientierung“: In Bezug auf Gewerkschaften und Arbeiterbewegung sahen wir Universität und Wissenschaft in Verantwortung für die Interessen der Mehrheit der Bevölkerung, die bisher an Universitäten eher wenig zu sagen hatte. – Dies trug uns vom berühmten Soziologen Norbert Elias immerhin lobende Anerkennung ein. Elias lehrte 1978/79 als Gastprofessor an der Uni Bielefeld. Bei einer lockeren Gesprächsrunde in der Uni-Gaststätte äußerte der Historiker Professor Puhle, mit der Studentenbewegung in Deutschland und der Uni Bielefeld sei doch nichts mehr los. Darauf entgegnete Norbert Elias, die gewerkschaftliche Orientierung der Studentenbewegung sei eine historische Qualität, die sehr viel ernsthafter und gesellschaftlich bedeutender sei als irgendwelche lauten Krawalle.

Zu dieser gewerkschaftlichen Orientierung gehörte, dass wir uns beim Richtfest für das Universitätshauptgebäude im Herbst 1974 vor allem an die Arbeiter wandten, die den Bau errichtet hatten: Die Studierenden befanden sich zu der Zeit im „Sozialkampf“ für höheres BAFÖG und bessere Studienbedingungen. Zum Richtfest waren sie nicht geladen. Stattdessen sollte ein großes Polizeiaufgebot dafür sorgen, dass die Feierlichkeit ohne Störungen vonstattengehen könnte. Krawalle gab es nicht. Stattdessen zogen wir vom AstA aus mit einem Handwagen voll Korn und Pappbechern zur Baustelle und bedankten uns bei den Bauarbeitern, die irritiert das Polizeiaufgebot beobachteten. Als Tochter eines Bauarbeiters fiel es mir nicht schwer, den richtigen Ton zu finden. Nicht nur die Flaschen machten die Runde, auch Bauhelme wurden ausgetauscht und schließlich wurde ich von einem der Bauarbeiter als „persönliche Begleitung“ mit ins offizielle Richtfest geschleust.



Im Studienjahr 1975/76 wurde ich in den AstA der Uni gewählt, der wieder aus MSB-Spartakus und SHB bestand: von den fünf Referent*innen waren immerhin drei Frauen. Den Vorsitz hatte allerdings ein Mann. Ich war für die Themen Kultur und Internationalismus zuständig. Zu Kultur gehörte nicht nur die Organisation von Konzerten, beispielsweise eines mit Franz-Josef Degenhardt, dem legendären linken Liedermacher. Ich war auch die Fetenbeauftragte. Zweimal jährlich gab es AstA-Feten, die bis zur Fertigstellung der Universität in der Mensa des Aufbau- und Verfügungszentrums stattfanden und zu denen meist um die 1000 Leute kamen.

In meine AstA-Zeit fiel nun der Umzug in die neue Uni und damit die erste Fete, die dort veranstaltet wurde. Wir hatten uns das schön gedacht: In der Mensa sollten die Bands spielen und die Getränke ausgeschenkt werden. In den Hörsälen des ersten Bauabschnitts gab es Kleinkunst. Womit wir nicht gerechnet hatten: die erste Fete in der neuen Uni hatte anscheinend eine ungeheure Anziehungskraft, allein um die Uni mal unverbindlich von innen zu sehen. So wurden wir von den Menschenmassen, die in die Uni strömten, regelrecht überrannt. Die zentrale Halle vor der Cafeteria, die Mensa, die Hörsäle – alles war gerammelt voll. Nur mit Mühe kam man von einem Ort zum anderen durch. Es war einfach nur Chaos. Zum Abschluss in den frühen Morgenstunden des nächsten Tages entdeckte dann noch einer der Gäste einen Feuerlöscher und versprühte dessen Inhalt in der Mensa. Wirklich keine schöne Fete, eher ein Abenteuer. Die Neue Westfälische beglückte die Bielefelder*innen am nächsten Tag mit Fotos, die die zentrale Halle und den Vorplatz vor dem Haupteingang übersät mit weißen Plastikbechern zeigten nach dem Motto: die schöne neue Uni von den Studenten verwüstet. Bis auf den Feuerlöscher war aber tatsächlich nichts kapputt gegangen.

Anfang der 70er Jahre waren Frauen in der Hochschulpolitik kein Thema. Wir Frauen waren da, haben den Mund aufgemacht und nicht danach gefragt, ob wir durften, sollten oder nicht. Gerade in den Fakultäten Geschichte und Soziologie studierten viele Frauen. In meiner Heimat-Fachschaft Geschichte gab es viele aktive und selbstbewusste Frauen. Spezifische Frauenthemen im Lehrangebot wurden jedoch erst in der Soziologie angeboten, wo Veronika Bennholdt-Thomsen, Claudia von Werlhof und Christiane Schmerl



Barbara Schmidt

Erste Studentin im Senat

Dipl.-Soziologin, Studium der Geschichte und Soziologie von 1973 bis 1980. Studentisches Senatsmitglied 1978. Fraktionsvorsitzende der LINKEN im Stadtrat von Bielefeld.

zumindest aus den Reihen der wissenschaftlichen Mitarbeiter*innen Frau als wissenschaftliches Thema etablierten. Bei den Historikern bot Ingrid Peikert erstmals 1980 im Rahmen der Sozialgeschichte ein Seminar zum Thema Frauen an.

Für meinen Verband, den MSB-Spartakus, war Frauenbefreiung und Chancengleichheit ein wichtiges Thema. Es galt allerdings der Grundsatz, dass die Ursache allen Übels im Kapitalismus liege. Mit dem Sozialismus, insbesondere dem real existierenden, wäre auch „die Frauenfrage“ gelöst. – Eine Haltung, die uns insbesondere mit der entstehenden autonomen Frauenbewegung teilweise heftige Auseinandersetzungen einbrachte. Feministin war zu dieser Zeit bei uns „Traditionalisten“ eher ein Schimpfwort. Das änderte sich aber im Laufe der 70er Jahre: mit starken Frauen, die sich auch im Verband gegen die Vorherrschaft der Männer durchsetzten.

In den Gremien der Uni waren Frauen praktisch nicht zu finden: Noch 1978, als ich erstmals für die Fachschaft Geschichte in den Senat der Universität gewählt wurde, war ich die einzige stimmberechtigte Frau dieses hochHERRschaftlichen Gremiums. 41 Mitglieder zählte der Senat: jede der 10 Fakultäten entsandte je 2 Professoren, ein*e Vertreter*in des wissenschaftlichen Mittelbaus und eine*n Studierende*n. Mit der Stimme des Rektors war so sichergestellt, dass die Professoren bei Entscheidungen auf jeden Fall eine Mehrheit hatten. Das Verhältnis 40 Männer zu einer Frau war schon ungewöhnlich. Im folgenden Jahr war ich als Frau dann schon nicht mehr allein: drei weitere Studentinnen wurden aus ihren Fachschaften in das Gremium gewählt. Die Frage ist ja auch, welche Frauen hätte die Professorenschaft denn in den Senat schicken sollen? Zumindest bei den Historikern und Soziologen gab es damals nicht eine einzige Professorin. Die erste Professorin „erbten“ die Historiker 1980 von der aufgelösten Pädagogischen Hochschule: Elisabeth Harder-Gersdorff.

Wie geht frau mit solchen Situationen um? Für mich persönlich war es nicht ungewöhnlich, mit männlichen Mehrheiten konfrontiert zu sein. Als viertes von fünf Kindern einer Arbeiterfamilie mit drei älteren Brüdern, wobei ich die einzige war, die es schaffte, auf die „höhere Schule“ zu gehen, war auf jeden Fall Mut und ein starker Wille angesagt. Die „höhere Schule“ war in meinem Fall das Aufbaugymnasium Friedrich von Bodelschwingh-Schule in Bethel. Diese Schule war erst wenige Jahre zuvor von einer reinen Jungenschule auch für Mädchen geöffnet worden. Zu meiner Zeit besuchten immer noch weit mehr Jungen als Mädchen die Schule. Eine Lehrerin habe ich in meiner Schulzeit dort nicht erlebt (es gab zwar eine, die aber in unserer Klasse nicht unterrichtete). Zur mittleren Reife nach der 10. Klasse gingen außer mir alle anderen Mädchen von der Schule ab – ich blieb mit 10 Jungen erst mal übrig. Zum Abi waren wir 2 Mädchen zu 16 Jungen. Da war es schon erfrischend, mit wie vielen Frauen ich dann im Studium zusammenkam.

Und heute?

Sehen wir uns heute die Professorenschaft, Verwaltung oder den wissenschaftlichen Mittelbau in der Uni an, so gibt es tatsächlich überall Frauen in Verantwortung für Forschung und Lehre, auch in den technischen Bereichen. Ob sie auch annähernd gleich repräsentiert sind, wage ich zu bezweifeln.

In anderen Bereichen von Gesellschaft und Politik, wo ich mich heute herumtreibe, sind Frauen teilweise immer noch deutlich in der Minderheit. Sowohl im Rat der Stadt wie in den Aufsichtsgremien von kommunalen Unternehmen sind wir von einer paritätischen Vertretung weit entfernt. Laut selbst gesetzter Regeln des Rates für die Besetzung von Kontrollmandaten sollen 40 Prozent der Mandate von Frauen besetzt werden. Trotz ständiger Kritik und Mahnung tut sich wenig. In den letzten Jahren beobachte ich sogar, dass wir Frauen stellenweise weniger werden: beispielsweise im Vorstand des Städtetages NRW, wo nach der letzten Kommunalwahl von 31 Mitgliedern nur noch 4 Frauen übriggeblieben waren, vorher waren es immerhin 6 gewesen.

Gisela Bock

„Erste Frauen“ in der Bielefelder Geschlechtergeschichte

Vom Rektorat der Universität Bielefeld darum gebeten, als eine von 50 „ersten Frauen“ zum 50. Gründungsjubiläum einige Reflexionen beizusteuern, stieß ich bei meinen Überlegungen auf manches, was die eindeutige Erstmaligkeit kompliziert. Jedenfalls historisch gesehen: zum einen im Kontext der Geschichte der Bielefelder Fakultät für Geschichtswissenschaft, Philosophie und Theologie, wo ich meine Professur 1989 antrat, und zum anderen im Kontext der Entfaltung der Historischen Frauen- und Geschlechterforschung (in Deutschland seit 1975).

Dass ich die „erste Geschlechterforscherin“ gewesen sei (so heißt es im Einladungsbrief), trifft nicht ganz zu; allenfalls gilt dies im Sinn einer ersten Professorin für Frauen- und Geschlechterforschung im Fach Geschichte an der Universität Bielefeld (und hier war ich nicht etwa die erste von vielen, sondern von zweien, denn 1997 wurde Martina Kessel meine Nachfolgerin). Im Fach Soziologie trat fast gleichzeitig mit mir Ursula Müller eine Professur für „Sozialwissenschaftliche Frauenforschung“ an, und nicht-professorale Frauenforscherinnen, vor allem Angehörige des „Mittelbaus“, gab es in Bielefeld um 1989 in beträchtlicher Zahl. Meine Professur war zwar in Deutschland die erste, die eigens für Frauen- und Geschlechtergeschichte geschaffen wurde, doch Annette Kuhns Professur für „Mittlere und neuere Geschichte und ihre Didaktik“, die sie schon seit 1966 an der Pädagogischen Hochschule Bonn innegehabt hatte, wurde vom Ministerium 1986 um den Bereich „Frauengeschichte“ erweitert (gegen den Willen der Bonner Fakultät). 1993 schließlich wurde in Nordrhein-Westfalen zum zweiten Mal eine derartige Professur geschaffen (in Bochum für „Neuere und neueste Geschichte/Geschlechtergeschichte“) und mit Regina Schulte besetzt; in der Bundesrepublik war das die dritte, denn auch an der FU Berlin schuf man 1991 eine Stelle für neuzeitliche Historische Frauenforschung, besetzt von Ute Frevert.

Die Vorgeschichte der Bielefelder Professur reichte ein Jahrzehnt zurück und war überaus konfliktreich. Zwei Ereignisse standen dabei im Vordergrund: Zum einen waren es die Bemühungen engagierter universitärer Feministinnen (vor allem Soziologinnen und Pädagoginnen), einen zentralen und fächerübergreifenden „Universitätschwerpunkt (USP) Frauenforschung“ zu schaffen; ihr Konzept stellten sie im Mai 1980 einem ebenso breiten wie hochkarätigen Publikum vor, und ich durfte etwas aus der Geschichtswissenschaft beitragen: „Rassismus und Sexismus im nationalsozialistischen Deutschland“ (das war damals mein Habilitationsthema). Leider waren Bielefelder Historiker nicht präsent, denn sie waren gegenüber dem USP hochgradig skeptisch; im Übrigen wollten einige von ihnen in diesem Bereich selber aktiv werden, nämlich mit einem Heft der renommierten Zeitschrift *Geschichte und Gesellschaft* zum Thema „Frauen in der Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts“, das dann Ende 1981 erschien (eingeleitet von Hans-Ulrich Wehler). Im Rückblick scheint es mir höchst bedauerlich, dass diese Bielefelder Initiativen nicht kooperierten, sondern konkurrierten.



Zu einer Art Explosion kam es schließlich, nachdem die „Historikerinnengruppe“, die sich auch für den USP engagierte, im April 1981 das dritte der gerade zur Tradition werdenden „Historikerinnentreffen“ an die Universität Bielefeld holte (1978 war es an der FU Berlin, in Bremen 1980, an der TU Berlin 1983, in Wien 1984, in Bonn 1985). Auch hier kamen zu den zehn Arbeitsgruppen mit 100 – 200 Interessenten keine männlichen Historiker; erst in der Abschlussversammlung, wo die Akteurinnen ihre universitätspolitische Strategie „zwischen Bewegung und Disziplin“ diskutieren wollten, suchten drei Bielefelder Nachwuchshistoriker Einlass und wurden – im Übrigen ohne dass die Versammlung das bemerkte – hinauskomplimentiert. Die drei erstatteten ihren Professoren Bericht, und diese bezichtigten, ex cathedra, die Historikerinnen der „Unwissenschaftlichkeit“, Irrationalität und bloßer „Selbsterfahrung“ sowie der Nähe zum Nationalsozialismus: „Diskriminierung“ aufgrund von „Abstammung“ und „Rasse“, hier der Zugehörigkeit zum „männlichen Geschlecht“ – also des Rassismus und Sexismus. Neben dieser heute nur noch argumentationsgeschichtlich interessanten Polemik wurden auch rund zwei Dutzend seriöse Beiträge zu dem Treffen publiziert; darunter war auch der meinige, der in Deutschland erstmals – und in Anlehnung an die amerikanischen Historikerinnen Gerda Lerner, Natalie Zemon Davis und Joan Kelly – die zukunftssträchtige Perspektive von „Geschlecht als soziale und historische Kategorie“ darlegte.¹



Prof. Dr. Gisela Bock

Professorin für Geschichtswissenschaft, die erste für Geschlechtergeschichte

1971 Promotion an der FU Berlin, 1971 – 1976 Assistentin am John F. Kennedy-Institut für Nordamerikastudien der FU Berlin, 1974/75 John F. Kennedy-Fellowship an der Harvard University, 1975/76 Mitorganisatorin der Sommeruniversität für Frauen an der FU Berlin, 1977 – 1983 Wiss. Mitarbeiterin am Zentralinstitut 6 der FU Berlin, 1984 Habilitation an der TU Berlin, 1985 – 1989 Professur für Europäische Geschichte am EHI in Florenz, 1989 Mitgründerin des Arbeitskreises für Historische Frauenforschung, 1989 – 1997 Professur an der Universität Bielefeld, 1997 – 2007 Professur für neuzeitliche Geschichte Westeuropas an der FU Berlin, 2001/2002 Gastprofessur für Gender Studies an der Central European University in Budapest.

Allmählich wurde jene Schärfe der Kontroverse durchbrochen, indem die Fakultät intern heftig debattierte, brieflich die Vorwürfe der NS-Nähe zurückgenommen² und geschichtswissenschaftliche Einsichten akzeptiert wurden. Nicht nur sollte es bloß „frauengeschichtliche Elemente in der allgemeinen Sozialgeschichte“ geben, sondern – so schrieb mir Jürgen Kocka im Juli 1983³ – „besonders einleuchtend“ sei das Konzept „Geschlechtergeschichte“ und der „Übergang von der Frauengeschichte zur Geschlechtergeschichte“, zumal letztere „keineswegs auf Frauen beschränkt“ sei; „Geschlechtergeschichte“ bzw. „Historische Geschlechterforschung“ solle nun an die Stelle von „Frauengeschichte“ bzw. von „Historische Frauenforschung“ treten. Kocka war sich klar darüber, dass ich „wahrscheinlich diese Formulierung (Übergang, GB) für nicht ganz zutreffend“ halte – und damit hatte er Recht. Stattdessen benutze ich seither immer – und auch ungeachtet der Durchsetzung des eingedeutschten Modebegriffs „Gender“ – den Doppelbegriff „Frauen- und Geschlechtergeschichte“; und es gilt für mich nach wie vor (auch wenn das heute vielen als überholt gilt): „Geschlechtergeschichte ist par excellence Frauengeschichte.“⁴

Während ich 1985 meine erste Professur in Florenz antrat (am Europäischen Hochschulinstitut (EHI) für „Europäische Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts“) und mich dort beim Aufbau von Historischer Frauen- und Geschlechterforschung engagierte, bemühten sich die Bielefelder Historiker um eine Professur mit einem solchen Schwerpunkt. Von Hans-Ulrich Wehler, einst Professor für nordamerikanische Geschichte an der FU Berlin, der mich 1971 als Assistentin eingestellt hatte (daraus entstand dann mein Buch über die amerikanische Arbeiter- und Arbeiterinnenbewegung), erfuhr ich gelegentlich über den Sachstand. Drei Faktoren beförderten die Aussicht auf Erfolg: Erstens hieß es im Antrag, dass „auch außerwissenschaftliche“ Motive – gemeint war offensichtlich die Frauenbewegung bzw. der Konflikt von 1981 – zu dem Interesse der Fakultät geführt hätten. Zweitens engagierte sich Anke Brunn während ihrer Amtszeit (1985 – 1998) als nordrhein-westfälische Wissenschaftsministerin in der Regierung

von Ministerpräsident Johannes Rau auf bewundernswerte Weise für die Förderung von Frauen sowie von Frauenforschung. Drittens erweiterte sie 1986 – wie erwähnt – die Bonner Professur von Annette Kuhn um „Frauengeschichte“, und das spornte auch die Bielefelder an, die sich gern an der vordersten Front des Fortschritts sahen. 1987 genehmigte Düsseldorf die neue Bielefelder Stelle und Ende 1988 erging der Ruf, und zwar mit der Denomination „Sozialgeschichte mit besonderer Berücksichtigung der Geschlechterbeziehungen“.

Über diese Denomination gab es eine interessante Kontroverse, nämlich darüber, ob es „Frauengeschichte“ oder „Geschlechterbeziehungen“ oder „Geschlechtergeschichte“ heißen sollte – die Debatten darüber waren auch außerhalb Bielefelds in vollem Gange. Außerdem entdeckte ich, dass bei den Denominationen meiner sämtlichen professoralen Kollegen (an Kolleginnen gab es anfangs nur Elisabeth Harder-Gersdorff, bald auch Barbara Potthast und Ingrid Gilcher-Holtey) ihrer konkreten Zuständigkeit der Begriff „Allgemeine Geschichte“ vorangestellt war, um die Zugehörigkeit all dieser Sparten zu einer Gesamtvision von Geschichte auszudrücken. Mir schien der Obertitel meiner Denomination („Sozialgeschichte“) zu eng, da zur Geschlechtergeschichte (wie auch zu meiner Kompetenz) beispielsweise auch Ideengeschichte bzw. intellectual history und politische Geschichte gehörten. Vor allem aber insistierte ich darauf, dass Frauengeschichte und Geschlechterbeziehungen nicht bloß eine „frauenspezifische“ Spezialität für einen „Sonderfall Frau“ seien, sondern integraler Bestandteil einer wahrhaft „allgemeinen“ Geschichte, die sich von der bisher so genannten deutlich abhebt und anhand des im Gang befindlichen Perspektivenwechsels neu konzipiert und erforscht werden musste. In beiderlei Hinsicht kam man mir dann 1993 anlässlich von Bleibeverhandlungen entgegen (ich hatte einen Ruf nach Freiburg i. Br. erhalten): Meine erneuerte Bielefelder Stelle hieß nun „Allgemeine Geschichte unter besonderer Berücksichtigung der Geschlechtergeschichte“.

Das war eine (wenn auch vorerst nur verbale) Anerkennung der von mir mitgeschaffenen Historischen Geschlechterforschung; auch schloss sie in ihrer fachwissenschaftlichen Profilierung interdisziplinäre Anregungen nicht nur nicht aus, sondern machte sie überhaupt erst sinnvoll möglich. Um so überraschter war ich, als zwanzig Jahre später seitens der nunmehr etablierten „Genderforschung“ solche Denominationen, in denen auch nur die Fach- oder Epochenbezeichnung genannt wurde, schematisch zu bloßen „Teildenominationen“ erklärt wurden (so etwa auch Regina Schultes Professur in Bochum), ohne ernsthafte Gründe oder Berücksichtigung der Fächer sowie der Tätigkeit der Stelleninhaberinnen. Zugrunde lag vielmehr ein soziologischer Trend, der „Gender“ als separate Disziplin zu formieren sucht und die – nunmehr pauschal so genannten – „Genderprofessuren“ hierarchisch bewertet (eine „volle“ war mehr wert als eine angeblich nur partielle). Mein Einspruch zählte nichts, die Kategorien waren festgelegt, und so wurde auch ich als „Teil“ kategorisiert: nicht der „allgemeinen Geschichte“, sondern – problematischer Weise – einer „Genderforschung“.⁵

Das Jahrzehnt in Bielefeld gehörte, zusammen mit dem halben Jahrzehnt in Florenz, zur erfülltesten Zeit meiner Berufstätigkeit (auch wenn die Bielefelder Stelle „nackt“ war, wie man damals sagte, also ohne Ausstattung). Forschung, Lehre und diverse Ämter (auch das Dekanat) waren gleichermaßen wichtig. Einige meiner Doktoranden und Habilitanden konnten im SFB „Sozialgeschichte des neuzeitlichen Bürgertums im internationalen Vergleich“ ausge-

stattet werden. Hier engagierte ich mich, auch als Sprecherin, beim Studium des Verhältnisses von „Klasse und Geschlecht“, aber weitest möglich hinausgehend über das „Bürgertum“ (und damit den SFB), etwa mit Blick auf weibliche Armut und Arbeit. Zusammen mit Juliane Jacobi, seit 1991 Professorin für „Allgemeine Pädagogik mit besonderer Berücksichtigung von Theorie und Geschichte des Geschlechterverhältnisses“,⁶ leitete ich den Teilbereich „Frauen- und Geschlechtergeschichte des Bürgertums“; hier kooperierten die frühverstorbene Claudia Huerkamp, Rebekka Habermas (später Professorin in Göttingen), Tanja Hommen (später Verlagslektorin), Iris Schröder (später Professorin in Erfurt), Relinde Meiwes (freiberufliche Historikerin) und die Pädagogin Edith Glaser (später Professorin in Kassel). Für Forschung wie Lehre konnten wir auch die renommierten Amerikanerinnen Bonnie G. Smith und Ann Taylor Allen jeweils zwei Semester lang als Gastprofessorinnen einladen. Juliane Jacobi und ich – wir waren ein echtes Team – organisierten eine Konferenz der International Federation for Research in Women's History (ich war Mitgründerin und Vorstandsmitglied der IFRWH), die 1993 unter dem Titel „Rethinking Women and Gender Relations in the Modern State“ im Bielefelder Zentrum für interdisziplinäre Forschung (ZiF) stattfand. Kurz zuvor hatte ich den ersten Auftritt der IFRWH auf dem Internationalen Historikertag (Madrid 1990) an der Seite von Gerda Lerner mit einem Vortrag eröffnen dürfen.⁷ Ein Höhepunkt der Bielefelder Zeit war eine Vortragsreihe der Frühneuzeitlerin Natalie Zemon Davis über Sozial-, Kultur- und Geschlechtergeschichte, mit großem Publikum und einem spontanen Beitrag von Reinhard Koselleck.

Drei weitere Schwerpunkte prägten meine Lehre und Forschung jener Jahre. Erstens waren es die Geschlechterdimensionen der europäischen Sozialstaaten (in Fortsetzung meines Forschungsprojekts am EHI, das 1991 zu einem englischen Sammelband führte und später zu der eindrucksvollen Dissertation von Wiebke Kolbe, heute Professorin in Lund, über Elternschaft in Deutschland und Schweden). Der zweite Schwerpunkt war, in Fortsetzung meiner Habilitationsschrift (1986) über Zwangssterilisation im Nationalsozialismus, dessen Rassen- und Frauenpolitik; in diesem Kontext betreute ich ein Projekt von Stefan Kühl (heute Professor für Soziologie in Bielefeld) über die Bodelschwingschen Anstalten in Bethel (1933 – 1945) und seine Studien über „Die Internationale der Rassisten“ sowie die Dissertation von Birthe Kundrus (heute Professorin für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte in Hamburg) über Kriegerfrauen und Familienpolitik in den beiden Weltkriegen, diejenige von Helene Albers heute Dozentin an der Universität Paderborn) über Bäuerinnen in Westfalen 1920 – 1960 und die von Kerstin Meiring über die jüdisch-christliche Mischehe. Der dritte Schwerpunkt ergab sich aus meiner immer internationalen Orientierung, beginnend mit meiner Dissertation über Italien im 16./17. Jahrhundert, US-amerikanische Geschichte im 19./20. Jahrhundert, ergänzt durch die Internationalität am EHI und im Bielefelder SFB sowie später eine Gastprofessur in Budapest: nämlich die Arbeit an meinem wohl bekanntesten Buch „Frauen in der europäischen Geschichte“ (2000, jetzt in neun Sprachen), das meiner Zeit in Bielefeld viel verdankt.

Fragen an Angelika Bunse-Gerstner

Was fällt Ihnen spontan ein, wenn Sie an die Universität Bielefeld denken?

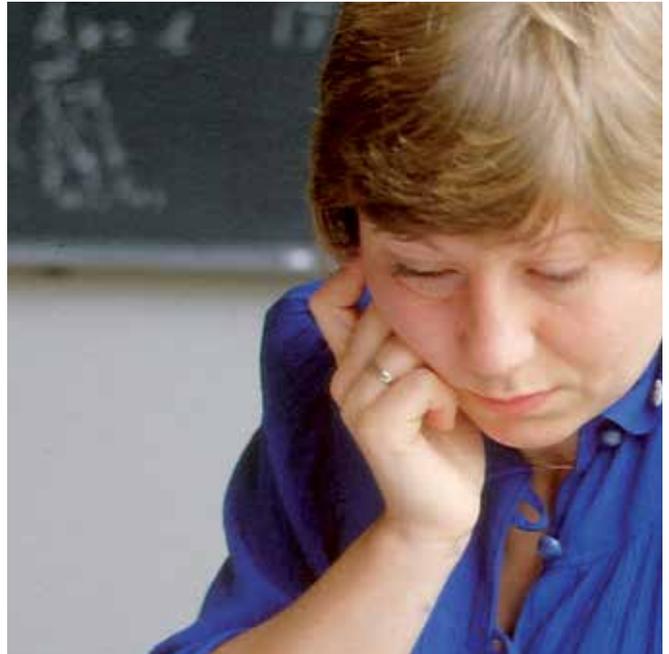
An der Universität Bielefeld habe ich sehr lange gearbeitet und in einer Zeit, die für mich sehr prägend und richtungsweisend war. Es gibt deshalb eine Fülle von Dingen und Ereignissen, die mir einfachen und viele Bilder, die ich vor Augen habe, wenn ich an die Universität Bielefeld denke. Ich bin Anfang 1976 direkt nach meinem Diplom an die Universität Bielefeld gekommen und hatte mein Büro zunächst noch in der Kurt-Schumacher-Straße. Das Universitätsgebäude war noch nicht ganz fertig, und es hingen in der zentralen Halle riesige Pläne von der Decke herunter, die die Bauarbeiten abdeckten. Das ist eines der Bilder von den Anfängen, die ich vor Augen habe, wenn ich an die Universität Bielefeld denke. Ich muss gestehen, dass ich mich in der Anfangsphase in der Universität das eine oder andere Mal verlaufen haben. Die fertige Universität fand ich großartig. Dass alle Fakultäten in einem Gebäude untergebracht waren, war sehr praktisch, und die zentrale Halle war ein sehr guter Treffpunkt, an dem man sich auch gut orientieren konnte. Nur wenige Universitäten haben eine solche bauliche Struktur.

Was ist das Besondere am Fach Mathematik?

Diese Frage finde ich schwierig zu beantworten. Jeder, der sich für Mathematik begeistert, hat sicher seine eigene Vorstellung davon, was das Besondere der Mathematik ausmacht. Mich hat an der Mathematik immer fasziniert, dass man abstrakte Gemeinsamkeiten und Strukturen für sehr verschiedene Sachverhalte entwickelt, mit deren Hilfe man Aufgaben in ganz verschiedenen Bereichen, insbesondere auch in ganz konkreten Anwendungsfeldern bewältigen kann. Die dabei auftretenden mathematischen Probleme sind oft sehr starke Herausforderungen, und es ist äußerst befriedigend, wenn es einem gelingt, solche Probleme zu lösen, die Strukturen klar zu erkennen und mathematisch formulieren zu können. Mit der Zeit hat mich die Lösung von Anwendungsproblemen, zum Beispiel in der E-Technik oder den Geowissenschaften mit mathematischen Methoden mehr und mehr interessiert.

Wann haben Sie Ihr mathematisches Interesse entdeckt?

Schon in der Schule ist mir Mathematik leichtgefallen. Es hat mir viel Freude gemacht, mich mit mathematischen Problemen zu befassen und sie zu verstehen und zu lösen. Für mich lag es eigentlich nahe, Mathematik zu studieren. Allerdings war ich auch ein bisschen unsicher, denn von außen wurde ich kritisch gefragt, was ich denn damit später machen wolle. Ich war auch bei einer Beratung und zum Glück habe ich den erhaltenen Ratschlag nicht befolgt. Mein Selbstvertrauen war groß genug, um doch Mathematik zu studieren.



Konnten Sie in der Schule das nötige Selbstbewusstsein für das Fach aufbauen?

Ich hatte eine gute, motivierende Mathematiklehrerin und ich war auf einem Mädchengymnasium. Es entstand bei uns keine Vorstellung, dass Mädchen für bestimmte Fächer generell nicht besonders geeignet sind, denn wenn dort jemand in Mathematik oder Physik sehr leistungsstark war, so war es zwangsläufig ein Mädchen und deren Leistungen wurden entsprechend anerkannt. Nach dem Abitur war es auch zu spät, um mir einzureden, dass Mathematik nichts für Mädchen sei. Es gab damals eine Untersuchung über Frauen, die im Fachgebiet Mathematik arbeiten. Ein Ergebnis war, dass diese Mathematikerinnen überproportional häufig ein Mädchengymnasium besucht haben.

In welchem Zeitrahmen waren Sie an der Universität Bielefeld?

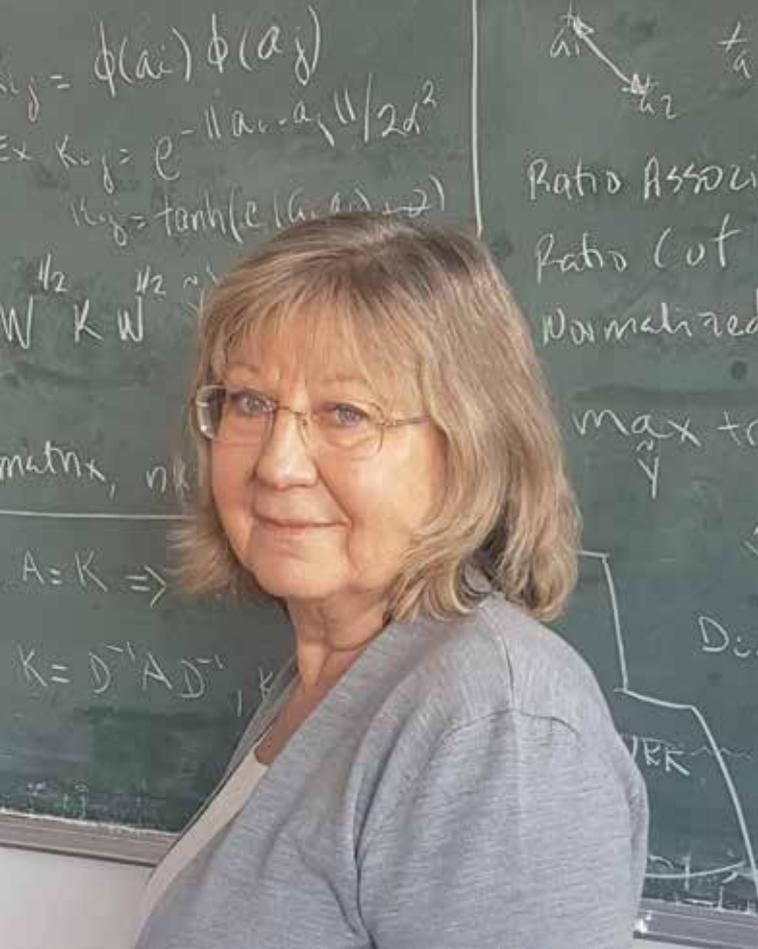
Ich war fünfzehn Jahre an der Universität Bielefeld. In der Zeit habe ich promoviert und habilitiert. 1991 bekam ich eine Professur an der Universität Bremen.

Wie groß war der Frauenanteil unter den Studierenden?

Nach meiner Erinnerung waren es etwa ein Drittel der Studierenden.

Inzwischen liegt der Anteil bei gemittelt fünfzig Prozent. Haben Sie eine Erklärung für diese Tendenz, was da entscheidend sein könnte?

Ich kann nur von meiner Erfahrung sprechen und vermuten, was wichtig ist. Meiner Meinung nach sind es weibliche Vorbilder, die jungen Frauen zeigen, ich kann als Frau durchaus auch Professorin und Forscherin in der Mathematik werden. Um es einmal salopp zu sagen, Studentinnen sollten sehen können, dass man als Frau in der Mathematik tätig und trotzdem ein fröhlicher Mensch sein kann. Die jungen Frauen haben heute mehr Selbstbewusstsein und sie wissen, dass das Lösen von mathematischen Problemen mit einem oft arbeitsintensiven Lernprozess verbunden ist. Gerade sie scheuen aber diese Anstrengungen nicht, die dies braucht. Obwohl sich schon einiges verändert hat, sind Professorinnen in der Mathematik allerdings heute noch in der Minderheit.



Prof. Dr. Angelika Bunse-Gerstner

Erste Hochschuldozentin für Mathematik

1969 – 1975 Studium der Mathematik, Nebenfach Wirtschaftswissenschaften, Universität zu Köln und Universität Erlangen-Nürnberg, 1975 Diplom in Mathematik, 1978 Promotion in Mathematik, Universität Bielefeld, 1986 Habilitation für das Fach Mathematik, Universität Bielefeld, 1976 – 1989 wissenschaftliche Assistentin, Universität Bielefeld, 1989 – 1991 Hochschuldozentin (C2), jeweils Universität Bielefeld, Fakultät für Mathematik, 1991 – 1996 Professorin (C3) für Mathematik (Numerische Mathematik) am Fachbereich Mathematik und Informatik, Universität Bremen, 1996 – 2017 Professorin (C4/W3) für Mathematik (Angewandte Mathematik) am Fachbereich Mathematik und Informatik, Universität Bremen, 2006 – 2008 Konrektorin für Forschung der Universität Bremen.

Forschungsinteressen: Angewandte und Numerische Lineare Algebra, numerische Methoden der Datenassimilation und numerische Methoden für Signalverarbeitung und Regelungen, Steuerungsprobleme, Modellreduktionsmethoden.

Wie haben Sie die Qualifizierungsphase in der Universität Bielefeld erlebt?

Ich hatte Glück, weil ich einen großartigen Professor als Doktorvater in dieser Phase hatte. Professor Ludwig Elsner war damals schon ein international sehr anerkannter Forscher. Er war aber völlig uneitel und sehr wertschätzend im Umgang mit Studierenden und Promovierenden und dabei außerordentlich fördernd, u. a. indem er interessante internationale Kontakte für sie vermittelte. Ich habe in der Phase unglaublich viel auch im außermathematischen Bereich gelernt: wie motiviert man Studierende, wie führt man eine Gruppe, wie arbeitet man in der Wissenschaft und im Wissenschaftsmanagement. Das hat mir bei meiner weiteren Arbeit sehr geholfen. Es gab natürlich auch damals noch meist ältere Professoren, die meinten, Mathematik sei eher ein Fach für Männer.

Welche Gestaltungsmöglichkeiten hatten Sie?

Da ich in der Aufbauphase der mathematischen Fakultät promovierte, hatte ich als wissenschaftliche Mitarbeiterin schon einige Gestaltungsmöglichkeiten bei Seminaren und konnte einige Ideen in die Lehre einfließen lassen. Unter anderem habe ich es für sinnvoll angesehen, einen EDV-Kurs für Studierende anzubieten. Meine Erfahrungen bei Übungen in der Numerischen Mathematik (Numerische Mathematik befasst sich mit mathematischen Fragen, die im Zusammenhang mit der effizienten Lösung mathematisch formulierter Probleme auf Computern auftreten) hatten mir gezeigt, dass es nicht selten an Kenntnissen fehlte, wie man Mathematik auf dem Computer umsetzen kann. Trotz der Skepsis der Kollegen war der Kurs zu meiner Freude ein Erfolg. Einen solchen Kurs habe ich später auch an der Universität Bremen eingeführt.

Wann haben Sie sich für die Wissenschaft entschieden?

Während meiner Zeit als Assistentin dachte ich, es wäre wunderbar, wenn ich in der Wissenschaft weiterarbeiten könnte. Ich habe mich schon während der Promotion sehr bemüht, gute Forschungsergebnisse zu liefern, um später eine Chance in der Wissenschaft zu haben. Auch machte ich mir Gedanken über einen möglichen Arbeitsbereich. Der Wunsch war da, aber man muss auch eine Stelle finden. Das war ein längerer Prozess.

Welchen Stellenwert hatte die Universität Bielefeld für Ihre weitere wissenschaftliche Arbeit?

Fünfzehn Jahre sind eine lange Zeit und ich habe viel gelernt und viel erarbeitet, so dass ich in Bremen sofort daran anknüpfen konnte. Nicht nur das Mathematische, auch das Drumherum, wie gehe ich mit den Menschen um, mit denen ich arbeite, wie wertschätze und fördere ich sie. In Bielefeld habe ich schon gemerkt, es macht mir Freude, wenn ich mir Dinge in der Anwendung anschau. Wie kann Mathematik zur Lösung praktischer Probleme eingesetzt werden und welche Methoden und Techniken sind nötig? Diese Entwicklungen habe ich an der Universität Bremen dann weiterverfolgt. Die Basis ist in der Universität Bielefeld gelegt worden.

Im letzten Sommer war ich an der Universität Bielefeld zu einem Treffen mit einigen der ehemaligen Doktoranden und Doktorandinnen, die zu meiner Zeit ebenfalls an der Fakultät für Mathematik gearbeitet haben. Es hat mich noch einmal nachdrücklich daran erinnert, was für eine schöne Arbeitsatmosphäre wir hatten und was für eine arbeitsame, aufregende und unbeschwertere Zeit ich an der Universität Bielefeld verbringen konnte.

Wir danken für das Gespräch.

Elisabeth Gülich

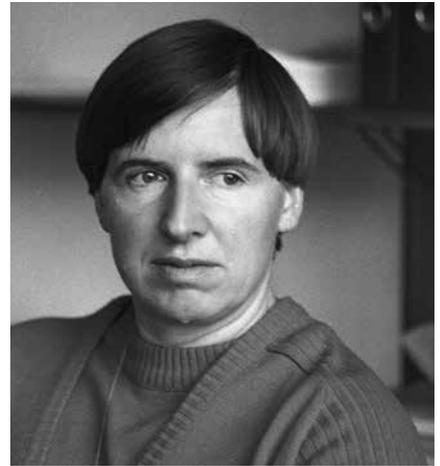
Der Bielefeld-Effekt

„Fräulein Gülich, meine Herren“ – mit dieser Anrede eröffnete der Dekan der Philosophischen Fakultät an der Universität zu Köln im Juli 1969 die Zusammenkunft der Menschen, die im gerade zu Ende gegangenen Sommersemester an dieser Fakultät ihre Promotion abgeschlossen hatten. Kurz danach, am 1. August 1969, reiste „Fräulein Gülich“ nach Bielefeld, begab sich in eine Villa an der Dornberger Straße und wurde vom damaligen Kanzler Firnhaber an der neu gegründeten Universität Bielefeld als Wissenschaftliche Assistentin eingestellt.

Heute, 50 Jahre später, ist nicht nur die Anrede „Fräulein“ ungebräuchlich geworden – sie wurde bereits 1971 durch einen ministeriellen Erlass offiziell abgeschafft – heute wäre es auch undenkbar, dass an einer großen Philosophischen Fakultät mit vielen verschiedenen Fächern in einem ganzen Semester nur eine einzige Person weiblichen Geschlechts promoviert. Selbst an der wesentlich kleineren Bielefelder Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft wäre das unwahrscheinlich. An dieser Fakultät hätte man allerdings damals überhaupt noch nicht promovieren können; dazu bedurfte es erst noch einiger Vorbereitungsarbeit. Im Vorlesungsverzeichnis für das Wintersemester 1969/70 wird die „Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft“ aufgeführt mit dem Zusatz „im Aufbau“; als Mitglieder werden zwei Personen genannt: Prof. Dr. Harald Weinrich und besagte Assistentin.

Der Aufbau der LiLi-Fakultät wurde in den ersten Jahren (1969 – 1972) von Köln aus in Angriff genommen – in der von Harald Weinrich geleiteten „Arbeitsstelle Linguistik Bielefeld“, abgekürzt „ALiBi“. Hier galten deutlich andere Konventionen, andere Aspekte und andere Konzepte als in unserer bisherigen Arbeitsstätte, dem „Romanischen Seminar“ der traditionsreichen Universität zu Köln. Hier mussten wir in vieler Hinsicht umdenken. So hatte ich mich gleich zu Anfang an neue Anredeformen zu gewöhnen: „Herr Professor“ wurde in Bielefeld schon gleich nach der Gründung nicht mehr praktiziert (0-Ton Weinrich: „Den ‚Professor‘ lassen wir jetzt mal weg“). Ich arbeitete also fortan bei „Herrn Weinrich“. Der Rektor wurde mit „Herr Grottemeyer“ angesprochen, nicht etwa mit „Magnifizenz“, wie es damals an den altherwürdigen Universitäten noch üblich war. Der „Muff von tausend Jahren“, den man ab 1968 „unter den Talaren“ vermutete, war an einer „Reformuniversität“ wie Bielefeld selbstverständlich von vornherein verpönt.

Umdenken mussten wir vor allem auch bei der Planung der Struktur der Fakultät: Sprach- und fächerübergreifendes Denken war zu lernen und in der Organisationsstruktur zu konkretisieren. Die Bielefelder LiLi-Fakultät sollte nicht in „Institute“ oder die üblichen „Fächer“ (Romanistik, Germanistik, Anglistik usw.) „zerfallen“. Die neue Struktur erforderte völlig neue Konzepte, die als „Weinrich-Iser-Modell“ bekannt, bewundert oder kritisiert wurden. „Interdisziplinarität“ wurde als ein „Strukturmerkmal“ der Universität angesehen. Das „Zentrum für interdisziplinäre Forschung (ZiF)“ wurde schon vor der Universität gegründet und eröffnet. Mein



Kollege Wolfgang Raible und ich bekamen bereits 1971 die Chance, im ZiF – das seinerzeit in Schloss Rheda ansässig war – eine Tagung zu veranstalten (der Aufwand der Antragstellung hielt sich damals noch sehr in Grenzen).

An der Gründung einer Universität und dem Aufbau einer Fakultät beteiligt zu sein, daran mitarbeiten und mitgestalten zu können, ist eine besondere Aufgabe, aber auch eine besondere Herausforderung, auf die mich weder mein Staatsexamen in Französisch und Sport noch meine linguistische Promotion über „Gliederungssignale“ vorbereitet hatte. Durch die Universitäten, an denen ich studiert und erste Versuche in Forschung und Lehre gemacht hatte (Freiburg, Wien, Kiel und Köln), war ich gewohnt, unter bestimmten vorgegebenen Bedingungen zu arbeiten, mich in vorhandenen Räumen zu bewegen und festgelegte Regeln zu beachten. Im Kölner „ALiBi“ aber beugten wir uns über Bauzeichnungen, dachten über die Wege der Studierenden durch das künftige Gebäude nach und machten uns Gedanken über die Aufstellung der Bücher in der Bibliothek – das waren alles neue, für Wissenschaftler recht ungewöhnliche Themen.

Später, nach der Gründung der Fakultät LiLi (im Herbst 1972), mussten Studienordnungen und Prüfungsordnungen entworfen, diskutiert, abgeändert und neu diskutiert werden. Beispielsweise fanden wir, wenn man in Linguistik promovieren wollte, sei das Latein ein alter Zopf, dem „Muff von tausend Jahren“ geschuldet. Viel sinnvoller erschien es uns, als Linguist oder Linguistin eine neue Sprache zu lernen, und zwar eine mit ganz anderen Strukturen als die bereits studierten oder gelernten Sprachen. Also wurden statt des großen Latinums Grundkenntnisse in einer nicht-indoeuropäischen Sprache in die Promotionsordnung aufgenommen.

Das alles machte viel Arbeit, kostete viel (Sitzungs-)Zeit, bot aber auch Chancen für neue Ideen, neue Perspektiven und manchmal auch neue Lösungen für alte Probleme. Nachdem wir schließlich sogar eine Habilitationsordnung auf den Weg gebracht hatten, nahm ich die Chance wahr, sie selbst auszuprobieren. So kam es im Februar 1976 zur ersten Habilitation an der LiLi-Fakultät.

Die sprach- und fächerübergreifende Prägung, die ich durch die Universität Bielefeld erfahren hatte, zeitigte schon bald eine überraschende Auswirkung: Meine erste Professur („Textlinguistik“) bekam ich 1979 am Fachbereich Germanistik der FU Berlin. Textlinguistik war zwar damals mein Forschungsgebiet, aber Germanistik im herkömmlichen Sinne hatte ich nicht studiert, geschweige denn ein Examen in diesem Fach abgelegt. Aber an der LiLi-Fakultät in Bielefeld hatte ich gelernt, auch an deutschen Texten zu arbeiten.

Als ich nun durch meine Berufung an die FU den Professorenstatus erreicht hatte, bemerkte ich sehr schnell eine ausgeprägte Affinität zwischen diesem Titel und dem männlichen Geschlecht; offenbar verlangte das Wort „Professor“ geradezu nach einem männlichen Vertreter dieser Spezies. Als der Rektor der FU Berlin, die sich damals wahrlich nicht als Hüterin von Konvention und Tradition einen Namen gemacht hatte, die Neuberufenen des Wintersemesters 1979/80 zu einem Empfang einlud, begann das Einladungsschreiben an mich mit der Anrede „Sehr geehrter Herr Professor Gülich“. Später, nach der Rückkehr an die Universität Bielefeld auf eine Professur für Romanistik/Linguistik (WS 1981/82), hatte ich Gelegenheit, mir im Laufe der Jahre eine Raritätensammlung von Briefen mit einer solchen Anrede anzulegen. Selbst vor Adressen vom Typ „Herrn Professor Dr. Elisabeth Gülich“ schreckten manche Schreiber nicht zurück. Ich pflegte dann eine standardisierte Antwort zu benutzen, die besagte, dass ein Kollege dieses Namens an unserer Fakultät leider nicht tätig sei, weshalb man das betreffende Schriftstück in dieser Notlage an mich übergeben habe. Sogar die offizielle Einladung zum Festakt anlässlich des 50-jährigen Jubiläums der Universität Bielefeld richtete sich an „Herrn Elisabeth Gülich“ und landete in meinem Briefkasten.

In Kontexten, in denen Titel nicht üblich waren, also etwa in diversen Gremien wie z. B. Gutachter-Ausschüssen, in denen ich Mitglied wurde, erlebte ich später häufig Sitzungseröffnungen mit der Anrede „Frau Gülich, meine Herren“, weil ich in der Tat die einzige Frau war. Das war zweifellos ein Fortschritt gegenüber der Anrede mit „Fräulein“; aber bis man in solchen Situationen die Formel „Meine Damen (im Plural!) und Herren“ verwenden konnte, sollten noch einige Jahre vergehen.

Schien schon die Kombination der Anrede „Frau“ mit „Professor“ unvereinbar, so wurde die Kuriosität noch gesteigert, wenn das Amt „des Dekans“ mit einer Frau besetzt wurde. Ich weiß zwar nicht, wann es an der Universität Bielefeld die erste Dekanin gab, aber jedenfalls war im Herbst 1991 eine Frau in diesem Amt zumindest noch sehr ungewöhnlich. Als dieser Fall nicht nur bei mir, sondern zugleich an zwei weiteren Fakultäten eintrat, war das der „Neuen Westfälischen“ eine fettgedruckte Überschrift wert: Unter dem Titel „Dreimal heißt es Guten Tag, Frau Dekanin“ berichtete die Zeitung von einer „Überraschung“ bei den Dekanatswahlen: „Drei der elf neu besetzten Ämter werden künftig



Prof. Dr. Elisabeth Gülich
erste Habilitation der Fakultät für
Linguistik und Literaturwissen-
schaft

1957 – 1964 Studium der Fächer Französisch, Latein und Sport in Freiburg, Wien und Kiel, dort Staatsexamen in Französisch und Sport. 1965 – 1969 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Romanischen Seminar der Universität Köln, dort 1969 Promotion im Fach Romanistik. 1969 – 1976 Wissenschaftliche Assistentin an der Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft der Universität Bielefeld, 1976 Habilitation (venia legendi: Romanische Philologie). 1979 – 1981 Professorin für Textlinguistik am Fachbereich Germanistik der FU Berlin. 1981 – 2002 Professorin für Romanistik/Linguistik an der Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft der Universität Bielefeld. Langjährige DFG-Fachgutachterin, 1. Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft, zahlreiche internationale Gastprofessuren und ab 2010 mehrere Forschungsaufenthalte am Freiburg Institute for Advanced Studies (FRIAS). Seit 2018 Associated Professor an der Hermann Paul School of Linguistics, Freiburg.

von Frauen versehen.“ Genannt wurden in dem Artikel alle neu gewählten Dekane, aber Fotos gab es nur von den Dekaninnen! „Guten Tag, Frau Dekanin“ hat zwar nie jemand zu mir gesagt, aber ich erinnere mich, dass es in Fakultätskonferenzen an der LiLi-Fakultät damals Grundsatzdiskussionen über die Bezeichnungen von Frauen gab, damit sie „sichtbar“ würden. Man war sich einig, dass in offiziellen Texten nicht nur „Studenten“ und „Professoren“ oder „Prüfer“ und „Kandidaten“ erscheinen sollten und weibliche Personen dann eben „mitgemeint“ seien, aber ob es Doppelungen vom Typ „Studenten und Studentinnen“ geben oder ob es „StudentInnen“ (mit Schrägstrich) oder „StudentInnen“ (mit dem Großbuchstaben) heißen sollte, darüber wurde seinerzeit lebhaft diskutiert. Ich erinnere mich, dass beispielsweise das große Binnen-I durch einen ministeriellen Erlass gestattet wurde, der während meines Dekanats in der Fakultätskonferenz erörtert wurde.

Obwohl solche sprachlichen Entwicklungen und Regelungen aus linguistischer Sicht nicht uninteressant sind und bei der Analyse von Texten und Gesprächen durchaus eine Rolle spielen können, habe ich wissenschaftlich nie in diesem Bereich gearbeitet. Meine Forschungsinteressen und -projekte lagen in anderen Gebieten. Ich habe auch nie einen „feministischen“ Forschungsansatz praktiziert. Wenngleich auch an der Reformuniversität Bielefeld manche Frauen über Diskriminierung geklagt haben, kann ich das für meine Person nicht sagen. Ich hatte nie den Eindruck, als Frau benachteiligt oder gar diskriminiert zu werden; aber es mag sein, dass ich manche eher unauffälligen Diskriminierungen gar nicht bemerkt habe. Erst im Laufe der Jahre bin ich für grundsätzliche Probleme in diesem Bereich zunehmend sensibler geworden. Ich habe mich zwar nicht für die Frauenforschung, wohl aber für Frauenförderung interessiert und engagiert.

Meine eigenen Gebiete in Forschung und Lehre waren in den ersten Jahren der LiLi-Fakultät gesprochene Sprache (Französisch), mündliche Kommunikation und Textlinguistik. Daraus haben sich im Laufe der Zeit verschiedene Schwerpunkte in den Bereichen Gesprächsanalyse und Erzählforschung entwickelt. Sowohl die Forschung als auch die Lehre sind dabei wesentlich und nachhaltig durch die Konzepte der Reformuniversität Bielefeld geprägt worden, die ich schon in den Jahren des Aufbaus und der Vorbereitungen zur Gründung der LiLi-Fakultät kennengelernt hatte. Die späteren Auswirkungen des Bielefeld-Effekts lagen dann noch stärker im interdisziplinären Bereich; dabei verschoben sich die Interessen in zunehmendem Maße von der Textlinguistik zur Gesprächsforschung, die aus meiner Sicht für interdisziplinäre Kooperation geradezu prädestiniert ist. Interdisziplinäre Kooperation bedeutet nicht nur gemeinsames Nachdenken oder gemeinsame Theorieentwicklung. Sie findet auch in einem Praxisfeld statt und orientiert sich dann wieder auf eine (professionelle) Praxis hin, die Ausgangspunkt und Ziel der gemeinsamen Arbeit ist. Sowohl die Theorie als auch die Praxis können dadurch verändert werden. Ein solches Praxisfeld, dem ich viele Einsichten und Erfahrungen verdanke, war viele Jahre lang die Telefonseelsorge Bielefeld, in der ich als Co-Mentorin mit Weiterbildungsgruppen arbeiten konnte.

Eine andere Form interdisziplinärer Forschung entstand durch eine Kooperation mit dem Epilepsiezentrum Bethel, die sich zu verschiedenen Forschungsprojekten mit dem Schwerpunkt der Differenzialdiagnostik in den Bereichen Anfalls- und Angsterkrankungen entwickelte. Dadurch wurde ich in immer neue medizinische, psychiatrische und psychotherapeutische Kontexte geführt, von denen ich selbst bei den aufregenden Aufbau-Arbeiten für die LiLi-Fakultät im Kölner „Alibi“ nicht einmal hätte träumen können. Die Faszination durch gemeinsame Forschung im interdisziplinären Kontext hat bisher nicht nachgelassen. Der Eintritt in den Ruhestand (2002) erwies sich unter diesen Voraussetzungen weniger als ein Abschluss denn als ein Übergang zu neuen Projekten. Wenn man vom Mangel an finanzieller Unterstützung absieht (leider gibt es ja keine Seniorenförderung), spricht nichts dagegen, einfach weiterzuarbeiten, denn „hinter jedem neuen Hügel dehnt sich die Unendlichkeit“, wie Wilhelm Busch so trefflich formuliert, allerdings mit der Einschränkung, die ich ebenfalls zu bedenken habe: „Ach, die Welt ist so geräumig, und der Kopf ist so beschränkt.“



Christa Kleindienst-Cachay

Die Logik der Zweigeschlechtlichkeit im Sport – auch in der Sportwissenschaft?

Der Sport ist von seinem Beginn in der Neuzeit an zweigeschlechtlich angelegt. Es gibt einen Sport für Männer und einen für Frauen, diesen zeitlich etwas später. Die Unterschiede zeigen sich in nach Geschlechtern getrennten Wettkämpfen bzw. Wertungen, aber auch in einer Reihe von Sportarten bzw. Übungen, die entweder von Frauen oder von Männern betrieben werden, bis hin zu geschlechterdifferenten Regelwerken in Sportarten, die für beide Geschlechter zugelassen sind. Die Gründe für diese Trennung liegen auf der Hand: Es sind zum einen unterschiedliche biologische Voraussetzungen, aber eben auch die unterschiedliche soziale Konstruktion von Geschlecht, die durch soziale Praktiken zu dieser zweigeschlechtlichen Anlage führen. Begründungen für diese Praxis wurden im sportpolitischen Diskurs allerdings lange Zeit in (vermeintlich) angeborenen physischen und psychischen Geschlechterunterschieden gesucht.

Aus dieser zweigeschlechtlichen Anlage folgte für das Bildungssystem, dass das Fach „Turnen/Leibeserziehung“ bzw. „Sport“, wie es heute an den Schulen heißt, für Mädchen und Jungen durch jeweils verschiedene Inhalte, Ziele und Methoden geprägt war und vielfach bis heute noch ist. Da der schulische Sportunterricht bis in die achtziger Jahre monoedukativ unterrichtet wurde (in einigen Bundesländern ist dies immer noch so), musste sich diese Zweigeschlechtlichkeit auch im Lehrpersonal der Schulen widerspiegeln; Mädchen sollten von weiblichen Sportlehrkräften, Jungen von männlichen unterrichtet werden. So kam es, dass an den Sportinstituten der Universitäten bzw. Pädagogischen Hochschulen und den Aufsicht führenden Exekutivorganen der Landesregierungen lange Zeit das ungeschriebene Gesetz galt, dass mindestens eine Stelle mit einer Frau besetzt sein sollte, damit die Belange des Mädchensports berücksichtigt würden. Zumeist handelte es sich dabei um eine Lehrkraft für besondere Aufgaben, deren Aufgabe es war, vor allem den Themenbereich „Gymnastik/Tanz“ zu vertreten. Lehre in den theoretischen Fächern oder gar Forschung war mit diesen Stellen jedoch nicht verbunden. Es dauerte recht lange, bis man in der Sportwissenschaft erkannte, dass der Mädchen- und Frauensport ein blinder Fleck in der Forschungslandschaft war. Aber es bedurfte erst einmal einer größeren Zahl an Absolventinnen der Ende der siebziger Jahre neu eingerichteten sportwissenschaftlichen Promotionsstudiengänge, damit dies artikuliert und dann allmählich auch geändert werden konnte.

Warum ich all dies schreibe?

Mein Eintritt als Professorin in die Universität Bielefeld erfolgte auf einer der Stellen in der Sportwissenschaft, die es dann im Gefolge dieser Veränderungsprozesse an den Universitäten zunehmend gab. Sie war selbstverständlich geschlechtsneutral ausgeschrieben. Die Denomination lautete: „Professur für Sportdidaktik und -pädagogik für die Primarstufe sowie Haupt- und Realschule“. Sie fällt damit in ein gleichsam „klassisches“ Frauenfach an der Uni, nämlich in die Lehrerbildung und noch dazu in die Primarstufe. Es war also eine Stelle, die für die Ausbildung der Lehrkräfte der „Kleinen“, gedacht war, eine Altersgruppe, die in der Schule immer schon eher dem weiblichen Personal, quasi den „Müttern“, die als dafür besonders geeignet erachtet werden, zugeschrieben wird, während etwa die Ausbildung der Lehrkräfte für die Sekundarstufe II an der Universität lange Zeit fest in männlicher Hand war (und zumeist immer noch ist). Diese Denomination war jedoch für mich nichts Neues, war ich doch, nach meinem Studium der Fächer Sportwissenschaft, Germanistik und Erziehungswissenschaft, dem anschließenden Referendariat (übrigens in der Sekundarstufe II), der Promotion in Sportwissenschaft sowie einiger Zeit im Schuldienst, in den Jahren 1976 bis 1993 als Professorin an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg und später, 1993 bis 1998, an der Universität Hannover für die Ausbildung der Lehrkräfte für eben diese Altersgruppen zuständig.

Die Forschung war aber auf diesen Stellen keineswegs thematisch beschränkt, sondern gemäß der Freiheit von Forschung und Lehre konnte man als Stelleninhaberin die Forschungsschwerpunkte frei wählen, also auch Forschungen außerhalb der Lehrerbildung betreiben. Zwar war die Geschlechterforschung nicht in der Denomination der Bielefelder



Prof. Dr. Christa Kleindienst-Cachay
Professorin für Sportpädagogik,
die Sport mit Geschlechterthemen
verbindet

Studium der Germanistik, Sportwissenschaft und Erziehungswissenschaft an der Universität Tübingen, Referendariat und Lehrtätigkeit an einem Gymnasium. Promotion in Sportwissenschaft und Erziehungswissenschaft über die „Verschulung des Turnens“ (die Institutionalisierung des Faches „Turnen“ an öffentlichen Schulen im 19. Jahrhundert). 1976 bis 1993 Professorin für Sportpädagogik an der PH Ludwigsburg, 1993 bis 1998 an der Universität Hannover, von 1998 bis 2012 an der Universität Bielefeld Professorin für Sportpädagogik mit den Schwerpunkten Pädagogik des Kindes- und Jugendalters, Soziales Lernen im Sport, Geschlechterforschung im Sport, Integration von Migrantinnen und Migranten in und durch den Sport, Bewegungserziehung als ästhetische Erziehung.



Stelle enthalten, aber sie war bei der Berufung durchaus ein erwünschtes Thema, was zu meinen bisherigen Forschungsschwerpunkten, „Mädchensport im Jugendalter“, „Sozial benachteiligte Frauen im Sport“ sowie „Migrantinnen im organisierten Sport“ bestens passte. Diese Schwerpunkte gedachte ich an der Universität Bielefeld, die mir als „Hochburg“ der Geschlechterforschung bekannt war, unter den dort gegebenen günstigen Bedingungen weiter auszubauen.

An der Abt. Sportwissenschaft war ich 1998 beileibe nicht die erste Frau. Vielmehr war von 1980 bis 1990 Frau Professorin Jutta Folkerts, nach der Eingliederung der Pädagogischen Hochschule Bielefeld in die Universität, dort für die Primarstufe tätig und von 1978 bis 1998 die Akademische Oberrätin Dr. Inge Berndt sowie in der Sportmedi-

zin seit 1988 Professorin Dr. Elke Zimmermann. Außerdem gab es einige Kolleginnen im akademischen Mittelbau. Dieser für die Sportwissenschaft in dieser Zeit erstaunlich hohe Frauenanteil führte zu einem für die Geschlechterforschung günstigen Lehr- und Forschungsklima. Es gab dort bereits einzelne Seminare zum Thema „Mädchen und Frauen im Sport“ und im Rahmen der Jugendforschung auch den Bereich „Mädchen und Sport“. Aber: Es gab noch kaum systematische Auseinandersetzungen mit dem Thema „Geschlecht und Sport“, wodurch auch die Problematik der Jungen und Männer im Sport in den Blick gekommen wäre. Insbesondere aber fehlte eine fundierte Auseinandersetzung mit Theorien der Geschlechterforschung. Zudem bestand noch keine Vernetzung mit der zu dieser Zeit schon gut etablierten und bundesweit anerkannten Geschlechterforschung an der Universität, vorrangig mit dem Interdisziplinären Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF) (heute IZG: „Interdisziplinäres Zentrum für Geschlechterforschung“). In der Bearbeitung dieser Desiderate sah ich, neben meinem Schwerpunkt in der Didaktik des Sportunterrichts für die Primarstufe, meine wesentliche Aufgabe.

Es ergaben sich dann rasch Lehr- und Forschungskontakte zu den Kolleginnen Ulla Müller, Mechthild Oechsle und Birgit Riegraf (heute Präsidentin der Universität Paderborn) aus der Soziologie, zu Katharina Gröning aus der Pädagogik, zu Claudia Hornberg aus den Gesundheitswissenschaften sowie zu Regina Harzer aus der Rechtswissenschaft. Ein intensiverer Austausch ergab sich z. B. über das Themenfeld „Frauen in Männerdomänen“, das Ulla Müller an Hand des Berufsfelder „Polizei“ beforstete, während ich in einem eigenen Forschungsprojekt Sportlerinnen in den neu für den Frauenwettkampfsport auf nationaler und internationaler Ebene zugelassenen männlich konnotierten Sportarten Ringen, Gewichtheben, Boxen, Hammerwerfen, Mountainbikefahren, Eishockey, aber auch Fußball untersucht habe. Dieses Projekt war Teil eines landesweiten, von der Regierung Nordrhein-Westfalen finanziell geförderten geschlechterbezogenen Forschungsnetzwerks in der Sportwissenschaft. Aus dem Teilprojekt der Universität Bielefeld gingen zahlreiche Veröffentlichungen hervor, u. a. auch in der vom Bielefelder IFF herausgegebenen Zeitschrift IFFonZeit, sowie Staatsexamensarbeiten, Diplomarbeiten und eine Promotion.

Das im IFF herrschende Forschungsklima habe ich stets als außerordentlich anregend und für meine Forschungen förderlich wahrgenommen. Von diesen Kooperationen aus war es nur ein folgerichtiger Schritt, dass gemeinsam mit den oben genannten Kolleginnen in den Jahren 2007 und 2008 der interdisziplinäre Masterstudiengang „Gender Studies“ an der Universität Bielefeld entwickelt und implementiert wurde, ein Studiengang, an dem die Sportwissenschaft bis heute als eine der tragenden Fakultäten beteiligt ist. Das zehnjährige Bestehen dieses außerordentlich erfolgreichen Studienganges konnte im letzten Jahr gefeiert werden.

Ein weiteres Aufgabenfeld bestand für mich darin, in meinen Lehrveranstaltungen Themen aufzugreifen, die den „anderen“, den sogenannten „unsportlichen Sport“, der sich seit Beginn der achtziger Jahren in Deutschland als Gegenpol zum traditionellen Vereinssport zu verbreiten begann, stärker in den Fokus rückten. Darunter ist ein Sport jenseits des wettkampfmäßig betriebenen und formal organisierten Sportbetriebs zu verstehen, der andere Motive als Leistungssteigerung und Überbietung in den Mittelpunkt rückt und sich weniger an festen Regeln und Bewegungstraditionen orientiert, als vielmehr an „Körpererfahrung“, „Sinneswahrnehmung“, „ästhetischer Erfahrung“, an „Wohlbefinden“ sowie an der „Interaktion und Kommunikation in Bewegung, Spiel und Sport“. Durch neuartige Sportarten, auch aus anderen kulturellen Kontexten, aber auch durch eine andersartige Realisierung traditioneller Sportarten ergibt sich ein neues Sportverständnis, mit dem es gelingen kann, auch jene Menschen anzusprechen, die dem traditionellen Sport aus unterschiedlichen Gründen nichts abgewinnen können. In dieser Gruppe befinden sich besonders viele Mädchen und Frauen, so dass sich durch dieses Thema wiederum eine Anbindung an die Geschlechterthematik ergab.

Diesen „offenen“ Sportbegriff nutzte ich, um bereits zu Beginn des neuen Jahrtausends Themen wie „Inklusion“ (förderbedürftiger Schüler/innen in den Regelsportunterricht der Schulen) in das Lehramtsstudium aufzunehmen, ein Thema, das heute, 2018 (nach der Unterzeichnung der UN-Behindertenkonvention durch die Bundesregierung im Jahr 2009 und der Einführung der Inklusion in den Regelschulen in Nordrhein-Westfalen) aus den lehrerbildenden Studiengängen nicht mehr wegzudenken ist. Im Gefolge der Umstellung der Lehramtsstudiengänge auf BA/MA an der Universität Bielefeld im Jahre 2003 bot sich die Chance einer umfassenden Curriculumreform für das lehramtsbezogene Sportstudium, die ich, unterstützt durch einige Kolleginnen und Kollegen, zur Einführung neuer Themengebiete, wie „Psychomotorik“ und „Umgang mit Heterogenität“ (mit den zentralen Themen: Geschlecht, Migration, Behinderung) sowie zu einer Stärkung des Inhaltsbereiches „Gestalten, Tanzen, Darstellen“ nutzte. Im letztgenannten Bereich konnten wir bei der jüngsten Reform der lehrerbildenden Studiengänge eine für alle Beteiligten, Studierende wie Lehrende, fruchtbare Lehrkooperation mit den Fächern Kunst und Musik institutionalisieren: Studierende und Lehrende aller drei Fächer arbeiten dabei in einem gemeinsamen Modul mit verschiedenen Lehrveranstaltungsformaten fächerübergreifend zusammen.

Die Abteilung Sportwissenschaft hat, was die Förderung des weiblichen Nachwuchses betrifft, in den letzten 20 Jahren gute Arbeit geleistet, ablesbar an der Zahl der Promotionen: im Zeitraum von 1998 bis 2018 liegt der Anteil der Promotionen, die von Frauen abgeschlossen wurden, bei 52%. Bei den Habilitationen ist allerdings noch Luft nach oben (30% w zu 70% m), aber auch dieser

Wert ist beachtlich für ein Fach, das (in den außerschulischen, nicht lehramtsbezogenen Studiengängen) immer noch deutlich mehr männliche Studierende aufweist als weibliche. Diese positive Entwicklung ist nicht zuletzt auf das in der Abteilung herrschende Klima der Anerkennung und Unterstützung weiblicher Promovierender durch die Lehrenden zurückzuführen, dessen Entstehung und Erhaltung durch eine geschlechterparitätische Besetzung der Leitungsstellen begünstigt wird.

Aufgrund der Zweigeschlechtlichkeit des Sportsystems ist es unabdingbar, dass der Frauenanteil in den Professorenkollegien der Sportwissenschaft auf 50% erhöht wird. Das ist derzeit an keiner Universität der Fall. Diese Forderung erhebe ich deshalb, weil nur so – einerseits – Themen des Frauen- und Mädchensports angemessen in Forschung und Lehre Berücksichtigung finden und – andererseits – der weibliche Nachwuchs leichter rekrutiert und besser gefördert werden kann. Die Modellwirkung von Frauen in der Professorinnenrolle auf begabte Studentinnen kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Und ohne eine angemessene Zahl an Nachwuchswissenschaftlerinnen wird es langfristig in der Sportwissenschaft, einem Feld, das so stark vom männlich konnotierten System Sport abhängig ist, keine wirkliche Geschlechtergerechtigkeit geben, davon bin ich überzeugt.

Eine wesentliche künftige Aufgabe der Frauen in der Sportwissenschaft dürfte daher – trotz der inzwischen von vielen Geschlechterforscherinnen angezweifelten Bedeutung der Zweigeschlechtlichkeit und der Geschlechterunterschiede im Sport – darin bestehen, Frauen auf Professuren und in sonstigen Führungspositionen in der Sportwissenschaft zu halten bzw. bei anstehenden Besetzungen dafür zu sorgen, dass diese Stellen wieder mit Frauen besetzt werden. Eine solche Praxis garantiert einen anderen Blick und eröffnet andere Forschungsperspektiven auf den Sport und die Bewegungskultur insgesamt, was nicht nur Mädchen und Frauen zu Gute kommt, sondern all jenen, die sich Alternativen zur männlich dominierten Sportkultur des „Höher, Schneller, Weiter“ wünschen und eben diese Richtung auch in Forschung und Lehre an der Universität vertreten wissen wollen.

Karin Knorr Cetina

Bielefeld, eine affektive Beziehung

Universitäten sind Bildungsstätten, aber sie sind auch Modelle, Zeitperioden, Orte der Imagination. Meine Zeit an der Universität Bielefeld war für mich wohl die formativste Periode meines professionellen Lebens. Es ist richtig, dass ich die neue Idee einer bestimmten Wissenschaftsforschung, mit der ich nach Bielefeld kam, aus den USA mitbrachte, meine erste „Laborstudie“ einer Naturwissenschaft hatte ich dort bereits durchgeführt. Aber Bielefeld war, bei Innovationen immer wichtig, ein wunderbares Ecosystem für die Weiterentwicklung und Durchführung dieser Forschung, und ein Inkubator für neue Ideen. Universitäten in Deutschland sind von den Ländern getragene Körperschaften des öffentlichen Rechts, also Behördenstrukturen, aber natürlich sind sie auch Unternehmen, die sich auf geregelte Weise selbst verwalten, und die dabei gut oder schlecht geführt sein können. Bielefeld war in der Periode, in der ich da war, 18 Jahre lang, von 1983 bis 2001, sehr gut geführt.

Bielefeld empfing mich, als ich 1983 aus den USA als neue Professorin ankam, wie die Eingeborenen auf Bali den Anthropologen Clifford Geertz: Hauptsächlich mit Ignorieren. Dies galt für die Kollegen. Die Fakultät für Soziologie hatte über 120 Mitarbeiter, es war unmöglich, sich alle auf Anhieb zu merken. Es machte auch keinen Unterschied, dass ich die erste Frau in dieser Stellung an der Fakultät war. Ich teilte meine Welt aber auch nicht nach dem Geschlecht ein, sondern sah sie in Kategorien von Kollegen, die zu meinem Spezialgebiet verschieden distant waren – und so sah man sicherlich auch mich. Insbesondere aber erlaubte mir das relative Ignorieren und die Größe der Fakultät, ungehindert einen Wechsel von Forschung und Lehre wahrzunehmen, und dies war wunderbar, denn es kam meinen Forschungen, die auf Feldaufenthalten beruhen, sehr entgegen – ich konnte mich immer wieder über einige Zeit auf Forschung konzentrieren, ohne ständig, wie in Lehrsemestern, tageweise eintauchen zu dürfen, um sofort wieder herausgerissen zu werden. Bielefeld war eine junge, „storied“ University, die damals versuchte, Schelsky's Forschungs- und interdisziplinär orientierte Gründungsvorstellungen organisatorisch umzusetzen – durch den möglichen Wechsel zwischen Forschung und Lehre, durch das Zusammenführen mehrerer Fächer in Fakultäten statt deren Trennen in Institute und Departments, durch das Zentrum für interdisziplinäre Forschung (ZiF). Dies gefiel meines Erachtens auch der DFG, die unsere Orientierung mit Projektgeldern honorierte. Meine Arbeiten in der Wissenschaftsforschung brauchten nicht nur die Soziologie, sondern auch Geschichte, Philosophie und Anthropologie, und sie profitierten gelegentlich von einer Naturwissenschaft (die ich beforschte) und von politikwissenschaftlichen Konzepten. Viele dieser Fächer fanden sich in meiner Fakultät und am IWT, dem Institut für Wissenschafts- und Technikforschung, eine Gruppe von Kollegen und MitarbeiterInnen um Herrn Weingart, Krohn und Küppers, die einen tollen Kommunikations- und Interaktionsrahmen für meine Forschungen darstellten. Der Kommunikationsfluss erstreckte sich auch auf allgemeine Theorie und profitierte von unserer damaligen Diversität. Ich fand die Bielefelder Tradition der Mikrosoziologie und Phänomenologie um Herrn Grathoff genauso inspirierend wie die ganz anders als meine Arbeiten gelagerte Systemtheorie Luhmanns. Mit letzterem, der auch einer meiner Habilitationsgutachter vor meiner Berufung war, führte ich einmal ein öffentliches Streitgespräch – wir kamen nicht zu einer gemeinsamen Ansicht, aber aus der Explikation unserer Differenzen lernte ich viel. Erst unlängst wünschte ich mir wieder, mit ihm und anderen aus Bielefeld meine derzeitigen Forschungsfragen weiter diskutieren zu können. Es waren nicht so sehr technische Interlokutionen, die uns vereinnahmten, wie ich es in Amerika erlebe, sondern epistemisch generative Denkprozesse mit kognitivem Gewinn. Dieser entsprang der Interaktion und überholte regelmäßig individuelle Vorstellungen.





Prof. Dr. Karin Knorr Cetina

Erste Professorin für Soziologie und Prorektorin für Struktur, Planung und Bauangelegenheiten

lehrt an der University of Chicago und ist gegenwärtig zu einem Forschungsaufenthalt an der Princeton University. Sie ist Projektleiterin einer mediensoziologischen Vergleichsstudie an der Universität Konstanz und assoziiertes Mitglied des Instituts für Weltgesellschaft der Universität Bielefeld. Sie ist Autorin zahlreicher wissenschaftlicher Publikationen im Bereich der Wissenschafts- und Finanzmarktforschung, u. a. des Buches „Epistemic Cultures“ (auf deutsch: Wissenskulturen, Suhrkamp), das zwei internationale Preise erhielt, und in viele Sprachen, u. a. chinesisch, übersetzt wurde. 2012 gab sie mit Alex Preda *The Oxford Handbook of the Sociology of Financial Markets* heraus. Karin Knorr Cetina erhielt ein Ehrendoktorat der Universität Luzern, sie war Präsidentin der Society for Social Studies of Science, sie ist Bernal Prize Trägerin und war zweimal *invited member* und *invited visitor* am Institute for Advanced Study, Princeton (1991 – 1992 und 2012 – 2013), ebenso wie 2009 *invited member* des Centers for Behavioral Sciences, Stanford University, CA. 2016 erhielt sie den Preis für ein herausragendes wissenschaftliches Lebenswerk der deutschen Gesellschaft für Soziologie. Gegenwärtig stellt sie ein Buch über globale Finanzmärkte („Maverick Markets“) auf der Basis ihrer Forschungen der letzten Jahre zusammen.

Sie war Professorin der Soziologie von 1983 bis 2001 und Prorektorin von 1988 – 1992.

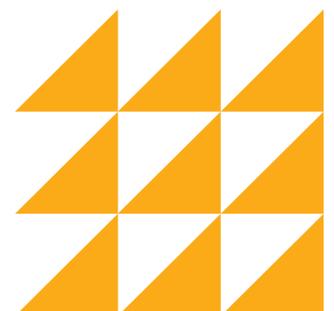
Ungleich dem Kollegium meiner Mitprofessoren entdeckten mich unsere Studierenden sofort nach meiner Ankunft und kamen ganz fleißig zu meinen Lehrveranstaltungen. Einige von ihnen – heute Hochschulprofessoren – waren damals schon Blogger. Sie veröffentlichten ihre Passionen zu meinen Vorträgen mit Enthusiasmus, allerdings nicht in dem sie sich zu Wort meldeten, sondern indem sie sie miteinander austuskelten. Es gab eine studentische Gesprächskultur, parallel zu dem was ich gerade schilderte, die aber manchmal eine Form annahm, die mich irritierte – wenn ich z. B. nicht wusste, ob die studentischen Interlokutionen während der Veranstaltung meine Darlegungen ironisierten oder wissenschaftlich explizierten. Gleichzeitig verband mich die Irritation aber mit den Studierenden; wir hatten sozusagen eine Beziehung, die sich aus unseren gegenseitigen Beobachtungen und den daran anschließenden Vermutungen speiste. Diese Irritation und diese Ökonomie der Aufmerksamkeit wurde schließlich bereinigt und stabilisiert – ich instituierte einen sich regelmäßig treffenden Laborstudienkreis aus den Studierenden, hinzukommenden Postdocs und mir, in dem wir unsere Empirie und Theorie weiterdachten, kritisierten und „testeten“ – oft unter der Führung besonders interessierter Doktoranden wie Stefan Hirschauer und Klaus Amann. Der Kreis schloss bald auch Nichtmitglieder der Fakultät und Nicht-Bielefelder ein. Wenn ich heute sage: „Diejenigen, von denen ich am meisten gelernt habe, waren meine Studierenden“, dann begann dies mit diesem Laborstudienkreis und den lebenslangen Verbindungen und Freundschaften, zu denen er führte. Ich habe versucht, später nach meinem Weggang aus Bielefeld, an der Universität Konstanz und dann an der University of Chicago wieder einen solchen Kreis zu etablieren – es gelang nur teilweise. Es lag wohl auch an den intellektuellen (und weniger professionellen) Interessen vieler Bielefelder „graduate Studierenden“ und der Tatsache, dass es nicht um performance ging, sondern um Wissensgier und den für Bielefeld typischen „flow“ von Ideen, dass das Laborstudienkreisexperiment dort so gut funktionierte.

Ich hatte das Privileg, vier Jahre meiner Zeit in Bielefeld, von 1988 – 1992, als Prorektorin für Struktur und Planung im Rektorat von Hans-Peter Grottemeyer und seinem Team (mit Kanzler Huvendick und dem Planungsdezernenten Kraus) zu verbringen, und habe dabei auch diese Seite der Universität kennen gelernt. Ich hatte mich, aufgefordert, zur Wahl gestellt und der Aufgabe mit

Unruhe entgegengab – ich hatte weder Senats- noch Rektoratserfahrung, teilte dem Senat aber frech mit, dass ich schließlich auch nicht als Lehrende ausgebildet zur Welt gekommen sei, und dies irgendwann einmal zum ersten Mal gemacht – und ganz gut geschafft hätte. Zögerlich war ich nicht, denn einerseits fand ich es gut, gerade als Frau solche Aufgaben wahrzunehmen und in ihnen zu reüssieren. Ich bin aber auch, eine mindestens so starke Motivation, aus dem Fakultätsbetrieb an die Spitze der Universität geflüchtet – dahin, wo meiner Meinung nach die wirkliche Macht saß, denn an der Fakultätsspitze sah ich sie nicht, und Dekanin wollte ich nicht werden. Zu stark schienen mir unsere Fakultätsführungen gefangen im Netz der Regeln des Wissenschaftsgesetzes, deren zwei dicke Bände unser gewiefter Fakultätsreferent, Herr Lüke, immer mit zu den Sitzungen brachte und dort konsultierte. Ich hatte damals nicht genügend interne Erfahrung mit alternativen Universitätsverfassungen, aber ich wunderte mich – und war mir sicher, dass Humboldt mit seinem Modell einer deutschen Forschungsuniversität dies nicht gemeint hatte. Und daher wollte ich wissen, ob die Universitätsspitze auch so operierte.

Dies tat sie nicht. Der Rektor, ein Mathematiker und geliebter Lehrender, hatte Durchblick und setzte sich mit einem fröhlichen Zwinkern im Auge auch über zwei Bände Vorgeschriebenes hinweg – er erklärte als langjährigster Rektor Deutschlands den wechselnden WissenschaftsministerInnen, warum es in diesem Fall vernünftig war, nachzuschreiben oder umzuschreiben und einmal anders zu handeln. Er setzte auf Außenpolitik, die er mit mathematischer Logik und jovialem Verhaltensdispositionen hervorragend leistete. Ich habe in diesen vier Jahren unendlich viel gelernt, auch von unserem Kanzler, Herrn Huvendick, der die Stellen- und Budgetmöglichkeiten der gesamten Universitätskomposition wie eine Partitur im Kopf trug und sie uns, die im Rektorat saßen, bei gegebenen Anlässen vor- und durchspielte – mit Variationen, versteht sich, und eigentlich immer mit konstruktiven Ergebnissen. Auch Herr Kraus, der Referent des Rektors, hatte unendliches Wissen über die Interna der Universität und ihre Persönlichkeiten, die er recht genau kannte, und er schöpfte seine Lösungen und Vorschläge aus diesem Wissen. Eigentlich schien mir das Rektorat nicht ein administrativer, sondern ein polit-epistemischer Raum zu sein, in dem relevantes Wissen gesammelt, strategisch eingesetzt, entwickelt und auch getestet wurde. Dies machte die Sache für mich spannend und bewegte sie vollständig weg von meinem vorherigen Verwaltungsverständnis. Meine Aufgabe war es, alles zu absorbieren und gelegentlich das Gelernte einzusetzen, wie bei der eigentlich unplausiblen Durchsetzung einer neuen Gesundheitsfakultät, die in meinen Aufgabenbereich fiel – unplausibel, weil wir keine medizinische Fakultät hatten. Aber es gelang. Die Tätigkeit im Bielefelder Rektorat hilft mir bis heute in Führungspositionen.

Nicht geholfen hat meine Rektoratstätigkeit in den besagten vier Jahren meiner Forschung, für die einfach zu wenig Zeit blieb. Eine weitere Kandidatur dieser Art, womöglich als Rektorin, konnte daher einfach nicht in Frage kommen. Die zweite Halbzeit meiner Tätigkeit in Bielefeld als Professorin gehörte dann auch der Beendigung meiner wissenschaftssoziologischen Feldforschungen am CERN in Genf mit dem Buch „Epistemic Cultures“ (Harvard University Press 1999), sowie der Erschließung eines neuen Forschungsbereichs, dem von Finanzmärkten. Und wiederum war es so, dass eine neue Gruppe von Doktoranden und Mitarbeitern dieses anheizte und mittrug: Insbesondere Alex Preda und Herbert Kalthoff, sowie der CSFB Trader Urs Brügger, der von meinem Interesse an Finanzmärkten gehört hatte und den Zugang ermöglichte. Hätte ich auch ohne diese Gruppe von neuen Studierenden den Sprung in das neue Gebiet vorgenommen? Vermutlich, denn mein Interesse hatte sich schon während meiner Aufenthalte in den USA entwickelt – aber sicherlich mit mehr Schwierigkeiten und sehr viel weniger „fun“ – wissenschaftliche Arbeit kostet horrende emotionale Energie, und diese speist sich auch aus dem gemeinsamen „forward thinking“, der gemeinsamen Kommunikation. Die Inkubation meiner Finanzmarktperiode geschah noch in Bielefeld, und sie hat bis heute angehalten. Und meine Beziehung zu Bielefeld? Nach meinem Weggang rief ich einmal aus meiner nächsten Universität den Kanzler an und fragte, ob ich nicht nach Bielefeld zurückkehren könnte!



Katharina Kohse-Höinghaus

Feuer und Flammen für die Wissenschaft

Von den 50 Jahren des Bestehens der Universität Bielefeld habe ich schon ungefähr die Hälfte miterlebt. Dabei fühlt es sich gar nicht so an, denn es gab nie „Längen“, sondern die Arbeit war und ist immer noch spannend. Daran ist das interdisziplinäre Profil der Universität Bielefeld nicht unschuldig. Angefangen habe ich zum Wintersemester 1994 als Professorin und Leiterin des Bereichs Physikalische Chemie I. Ich kam aus der außeruniversitären Großforschung, und meine Arbeiten bewegten sich zwischen Physik, Chemie und den Ingenieurwissenschaften. Habilitiert hatte ich mich in der Energietechnik in Stuttgart; es folgten ein Heisenberg-Stipendium der DFG und Forschungsaufenthalte in der Luft- und Raumfahrt in Frankreich. In Bielefeld wollte ich nun mit Lasern komplexe Reaktionsvorgänge bei der Verbrennung analysieren und dazu ein noch schlagkräftigeres Instrumentarium als zuvor aufbauen. Einige Anlagen wurden aus meinem vorherigen Institut nach Bielefeld geholt, andere Geräte kamen mit den ersten DFG-Projekten und (damals noch) mit Unterstützung aus dem Ministerium und über das Hochschulbauförderungsgesetz.

Das erste „HBFG“-Großgerät war denn auch gleich ein weltweit einzigartiges System aus mehreren miteinander gekoppelten Lasern, das Strahlung über den gesamten für uns interessanten sichtbaren und ultravioletten Spektralbereich mit intensiven Pulsen im Nano- und Pikosekundenbereich erzeugen konnte (eine Pikosekunde ist tausendmal kürzer als eine Nanosekunde, die selbst nur eine Milliardstel Sekunde „lang“ ist). Damit konnten wir kurzlebige reaktive Zwischenprodukte in sich schnell verändernden turbulenten Flammen nachweisen. Ebenso gelang es mittels der kurzen Pulse, die Strahlungs- und Stoßprozesse der durch Laser angeregten Moleküle zu untersuchen und die entsprechenden theoretischen Modelle hierfür zu verbessern. Seither wurde das Kurzpulslasersystem immer wieder ausgebaut, es wurde in Sonderforschungsbereichen und Forschungsgruppen sowie mit Gästen aus dem In- und Ausland eingesetzt und es läuft immer noch!

Um die Laser stabil, gut justiert und vor Erschütterungen weitgehend geschützt im Labor im Bereich E2 des Ungebäudes aufbauen zu können, wurde ein entsprechender optischer Tisch benötigt, der wegen seiner Größe nur per Kran von außen auf die richtige Höhe gehoben werden konnte und durch die Fenster angeliefert wurde.

Lasere haben den immensen Vorteil, das Zielmolekül, die Temperatur oder weitere interessierende Größen berührungsfrei erfassen zu können, also ohne die Prozesse in den Flammen zu stören. Das Kurzpulssystem und weitere Laseranlagen ermöglichten uns so etliche Erfolge bei der Weiterentwicklung der Verbrennungsdagnostik. Zusätzlich haben wir sogenannte Molekularstrahl-Massenspektrometer aufgebaut. Mit dieser Methode kann man nicht nur solche Moleküle nachweisen, die sich durch Laser leicht zum Leuchten anregen lassen, sondern viele der instabilen Zwischenprodukte der Reaktionen in der Flamme beobachten, die eine wichtige Rolle bei der Bildung von Schadstoffen spielen. Mit einem weiteren weltweit einzigartigen Großgerät konnten wir



dann Laserspektroskopie und Massenspektrometrie in einer Anlage kombinieren.

Einen gewaltigen Durchbruch erfuhr die Molekularstrahl-Massenspektrometrie in Flammen durch Photoionisation mit Synchrotronstrahlung, die in einem Speicherring durch fast auf Lichtgeschwindigkeit beschleunigte Elektronen freigesetzt wird. Diese Strahlung lässt sich so präzise auf jeden spezifisch benötigten Wellenlängenbereich einengen, dass sie gerade für die Ionisation des jeweiligen Zielmoleküls passt. Damit lassen sich in der Flamme reagierende Moleküle nicht nur bezüglich ihrer Masse, sondern auch ihrer Struktur unterscheiden. Schon geringe Strukturveränderungen können für die chemische Wirkung von Bedeutung sein und zum Beispiel die Toxizität beeinflussen. Die neue Technik erlaubte es nun, die Konzentrationen von Verbindungen gleicher Masse, aber unterschiedlicher Struktur zu bestimmen. Mit den Kollegen des „Flame Team“ gelang uns am Synchrotron in Berkeley der erste strukturspezifische Nachweis zuvor nicht in Flammen vermuteter Moleküle, sogenannter Enole. Deren Reaktionen wurden seit dieser Entdeckung genauer untersucht und ihre Bedeutung für die Verbrennung ist nun allgemein akzeptiert. Zusammen mit Arbeitsgruppen in den USA, China, Frankreich und weiteren Partnern benutzen wir regelmäßig neben der Laborvariante der Molekularstrahl-Massenspektrometrie in Bielefeld auch die beschriebene Photoionisationstechnik und inzwischen noch raffiniertere weitere Methoden an mehreren Synchrotrons in der Welt. Diese Messkampagnen in internationalen Teams, für die man meist nur wenige Tage zugewiesen bekommt, sind für die Doktorandinnen und Doktoranden ausgesprochen fordernd, aber auf jeden Fall eine Auszeichnung!

Zu spannenden Arbeiten, die von der Photophysik großer Moleküle über die Entschlüsselung chemischer Reaktionsmechanismen von Biobrennstoffen bis zum Nachweis kleinster Rußpartikel reichen, kamen bereits zu Beginn der Bielefelder Zeit weitere Themen aus dem Bereich der Materialforschung hinzu. Mittels des Verfahrens der sogenannten Chemical Vapor Deposition, kurz CVD, wurden dünne Schichten mit interessanten Eigenschaften aus der Gasphase auf entsprechenden Trägern erzeugt. Es begann mit Diamanten aus Flammen, die sogar bei einem Tag der offenen Tür zum Mitnehmen produziert wurden. Siliziumfilme, dünne Halbleiterschichten mit besonderen optischen, elektronischen und magnetischen Eigenschaften, Oxidschichten als Korrosionsschutz oder Metall- und Oxidfilme für katalytische Anwendungen wurden in mehreren Schwerpunktprogrammen der DFG oder mit anderen

Partnern untersucht und die Verfahren zum Teil als Patent angemeldet. International fanden neben der Forschung zur Verbrennungschemie und Diagnostik auch diese Arbeiten großen Anklang bei Gästen, Doktorand*innen und Postdocs, die oft über DAAD-Programme und die Alexander von Humboldt-Stiftung zu uns nach Bielefeld kamen. In den letzten 10 Jahren haben wir mit etwa 20 Partnergruppen im In- und Ausland regelmäßig und mit weiteren etwa 25 Arbeitsgruppen Ergebnisse aus kurzfristigen Kooperationen publiziert. Erstaunlich für viele der Gäste war dabei der „Bielefelder Kooperationsgeist“ – vermutete man doch von außerhalb oft ein großes Verbrennungsinstitut. Die kurzen Wege und die enge Zusammenarbeit mit anderen Gruppen in der Physik und der Chemie waren gerade auch für die Charakterisierung von Oberflächen und Nanopartikeln außerordentlich hilfreich.

Auch Projekte in der Lehre ließen sich an der Universität Bielefeld hervorragend und über die eigene Disziplin hinaus entwickeln. Dazu gehört vielleicht als sichtbarste Gründung das teutolab, das als ein Pionier der Schülerlabore in Deutschland seit langem auch international bekannt ist und Anfang 2020 sein zwanzigjähriges Bestehen feiern wird. Weitere innovative, interdisziplinäre Lehrprojekte umfassten die Gestaltung einer Studierenden-Fachzeitschrift „BiNaturE“ mit einem Masterkurs für alle naturwissenschaftlichen und technischen Disziplinen sowie die interaktive digitale Vorlesungsreihe „Direkt reingeschaut ins Forschungslabor“, in der Studierende im Bielefelder Hörsaal in virtuellen Laborbesuchen im In- und Ausland nicht nur den Forschenden auf die Finger schauen, sondern ihnen auch direkt Fragen stellen konnten. Immer habe ich offene Ohren und auch oft die notwendige materielle Unterstützung gefunden, um solche Pilotprojekte entwickeln zu können.

In meinem „dritten Leben“ mit Aktivitäten in übergeordneten Gremien wie den Senaten der DFG und der Helmholtz-Gemeinschaft, in Stiftungen und nicht zuletzt im Wissenschaftsrat, aber auch an der Spitze nationaler und internationaler Fachgesellschaften, in internationalen Organisationen, als Gastprofessorin und Editorin, habe ich die Universität Bielefeld auch oft von außen wahrgenommen. Sie ist schon besonders, auch in Gutachteraugen, und ist mit ihren 50 Jahren noch nicht am Anschlag ihrer Gestaltungsmöglichkeiten angelangt. Ich wünsche „meiner“ Universität Bielefeld viel Erfolg für die Zukunft!

Danksagung: Gern möchte ich mich an dieser Stelle bei den Mitgliedern und Partnergruppen der PC1 sowie vielen Unterstützern seitens der Universität bedanken. Besonderer Dank gilt den hier namentlich erwähnten Kollegen apl. Prof. Andreas Brockhinke und Prof. Armin Gölzhäuser in Bielefeld, den Ehemaligen Prof. Tina Kasper und Prof. Burak Atakan (beide Universität Duisburg-Essen), Dr. Patrick Oßwald (DLR Stuttgart), Dr. Kai Moshhammer (PTB Braunschweig), Dr. Naoufal Bahlawane (Luxembourg Institute of Science and Technology), Prof. Zhen-Yu Tian (CAS Institute of Engineering Thermophysics, Beijing) und Dr. Luc-Sy Tran (Universität Lille) sowie den langjährigen Kooperationspartnern Prof. Heinz Pitsch und Prof. Dirk Abel (RWTH Aachen), Dr. Nils Hansen (Sandia National Laboratories), Dr. Frédérique Battin-Leclerc (CNRS Nancy), Prof. Yiguang Ju (Princeton University), Prof. Fei Qi (Shanghai Jiao Tong University), Prof. Bin Yang (Tsinghua University Beijing), Prof. Hai Wang und Dr. Jay Jeffries (beide Stanford University). Der Alltag und die technische Infrastruktur hätten nicht funktioniert ohne die tatkräftige Hilfe von Dr. Werner Mersch, Dr. Michael Letzgas-Koppmann sowie Harald Waterbör und Regine Schröder. Und last but not least: danke für die großartige Zusammenarbeit im teutolab an Prof. Rudolf Herbers und das gesamte Team!



Prof. Dr. Katharina Kohse-Höinghaus
Erste Professorin für Chemie,
Prorektorin für Forschung und wissenschaftlichen
Nachwuchs und Ehrenszenatorin

Chemiestudium Ruhr-Universität Bochum, 1975 Diplom, 1978 Promotion, Habilitation Stuttgart 1992, tätig bei DLR (DFVLR) Stuttgart 1979 – 1994, ab 1989 Gruppenleiterin. Mechanical Engineering, Stanford University und Molecular Physics Lab, SRI International, USA, 1987 – 1988. Heisenberg-Stipendium 1993 – 1994, Forschungsaufenthalte bei der ONERA, Frankreich. Gastprofessuren in Dänemark, Saudi-Arabien, China. Zahlreiche nationale und internationale Auszeichnungen, u. a. Ehrenszenatorin der Universität Bielefeld. Zahlreiche hohe Gremienfunktionen (DFG, Prorektorin für Forschung, Hochschulrätin der Universität Bielefeld, weitere Stiftungen, Wissenschaftsrat). Gewähltes Mitglied der Leopoldina, der acatech, der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften und der Künste sowie der European Academy of Sciences.

Gertrude Lübbe-Wolff

Bielefelder Fakultätsheimat



An der Universität Bielefeld habe ich nicht nur die beiden ersten Jahre meines Studiums, sondern auch den längsten Teil meines Berufslebens verbracht. Für die Schilderung, wie es mir dabei in den frühen Jahren als Frau mit Familie ergangen ist, habe ich vor Jahren einmal in einem kleinen Bericht für den Sammelband mit Erfahrungsberichten von Wissenschaftlerinnen zu Papier gebracht (Wie kriegen Sie das bloß hin? In: N. Biller-Adorno, A.-K. Jakovljevic, K. Landfester, M.A. Lee-Kirsch (Hrsg.), *Karriere und Kind. Erfahrungsberichte von Wissenschaftlerinnen*, Frankfurt/New York 2005, S. 218 – 229). Auf diesen Bericht greife ich für den größten Teil der folgenden Schilderung zurück, die im Frühjahr 1980, in meiner Zeit als Mitarbeiterin am Lehrstuhl von Jochen Abraham Frowein, beginnt:

„Als ich meinem damaligen Chef eröffnete, dass ich ein Kind erwartete und sechs Monate Mutterschaftsurlaub – so hieß das damals – nehmen wollte ..., machte er kein langes Gesicht, sondern wünschte mir freundlich alles Gute und genehmigte umstandslos eine Reduzierung meiner Präsenzzeiten an der Uni. Auch mit den Professoren, an deren Lehrstuhl ich danach zu dienen hatte, habe ich es gut getroffen: wenig Dienen, viel Freiheit, sowohl für die wissenschaftliche Arbeit als auch für die Organisation der Aufteilung von Arbeits- und Familienzeit. Das war keine Selbstverständlichkeit. Die ... Sitte, dass Professoren ihre wissenschaftlichen Mitar-

beiter als Ghostwriter und für alle möglichen nicht-dienstlichen Dienste beschäftigen, war damals noch ziemlich verbreitet. Ebenso die Überzeugung, dass der Erwerb der Kompetenzen, die eine Universitätskarriere erfordert, mit mehr als einer Statistenrolle im Familienleben nicht vereinbar ist.

Die Frechheit, mich mit dieser Überzeugung direkt zu konfrontieren, hat nie jemand aufgebracht. Auf indirektem Wege bekam ich aber ab und zu etwas über zum Teil sehr komische Äußerungen von Frauenphobie zu hören, die im Zusammenhang mit mir gefallen waren. Schade, dass man das nicht weiter erzählen kann, ohne die Mittelsmänner und -frauen in Verlegenheit zu bringen. Dass es eine ganze Reihe von Fakultätsmitgliedern gab, für die eine selbstbewusste Frau, erst recht eine mit Kindern, in der Rolle der Berufskollegin oder Berufskollegin in spe eher eine Störung ihrer Kommunikationsgewohnheiten, vielleicht auch eine Irritation ihres Selbstbildes und ihres eigenen Familienmodells darstellte, wäre mir auch ohne witzige Klatschgeschichten nicht verborgen geblieben. Der Befangenhheitsmuff liegt in solchen Fällen ja immer deutlich genug in der Luft. Ich hatte keine großen Schwierigkeiten damit, aber lieber hatte und habe ich natürlich mit den entspannten Kollegen zu tun, von denen es zum Glück immer mehr gibt.

... Nach der Habilitation (1987) und einer Lehrstuhlvertretung an meiner Heimatuniversität habe ich mich, aus Interesse und um eine familienunfreundliche Pendelexistenz zu vermeiden, um die Leitung des Wasserschutzamtes der Stadt Bielefeld beworben. (...) Nach vierjähriger Tätigkeit in der Stadtverwaltung bewarb ich mich um eine an der Bielefelder Fakultät freigewordene C-3-Professur (...). Erst einmal schienen die Aussichten aber nicht gut. Meine Bewerbung war nicht willkommen. Begründung: Hausberufung. Diese Begründung stand juristisch auf schwachen Füßen, denn das gesetzliche sogenannte Hausberufungsverbot bezog sich nach dem engen Wortlaut der nordrhein-westfälischen Regelung nur auf Mitglieder der jeweiligen Universität, und Mitglied der Universität Bielefeld war ich, obwohl dort habilitiert, nach der damals geltenden gesetzlichen Definition nicht. Außer-



Prof. Dr. Dr. Gertrude Lübbe-Wolff
Erste Professorin für Rechtswissenschaften
und Direktorin des ZiF

Studium der Rechtswissenschaft in Bielefeld, Freiburg und an der Harvard Law School (LL.M. 1975). Erste Juristische Staatsprüfung 1974, Zweite juristische Staatsprüfung 1977. Promotion 1980, Universität Freiburg. Habilitation 1987 (venia legendi für Öffentliches Recht, Rechtsphilosophie und Verfassungsgeschichte der Neuzeit), Universität Bielefeld.

1982 – 1992 Stadtverwaltungsdirektorin (Leiterin des Umweltamtes) bei der Stadt Bielefeld. Seit 1992 nach abgelehntem auswärtigen Ruf Professorin für Öffentliches Recht an der Universität Bielefeld.

2002 – 2014 Richterin des Bundesverfassungsgerichts.

Mitglied der Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Honorary Bencher, The Honourable Society of the Middle Temple, Ehrenmitglied der Asociación Argentina de Justicia.

2003 – 2009 Vorsitzende des Wissenschaftlichen Beirats des Wissenschaftskollegs zu Berlin, 2000 – 2002 Vorsitzende des Rats von Sachverständigen für Umweltfragen, 1998 – 2002 Mitglied des Vorstands der Arbeitsgemeinschaft für Umweltfragen e. V., 1996 – 2002 Geschäftsführende Direktorin des Zentrums für interdisziplinäre Forschung der Universität Bielefeld, 1994 – 2002 Mitglied des Vorstands der Gesellschaft für Umweltrecht e. V. 2000 Leibniz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft, 2012 Hegel-Preis der Stadt Stuttgart.

dem hatte ich einen Ruf an eine andere Universität erhalten und abgelehnt; in einem solchen Fall stand nach der Gesetzeslage und nach akademischer Tradition der Berufung ganz unabhängig davon, ob es sich rechtstechnisch um eine Hausberufung handelte, nichts im Wege. Ganz wohl fühlte die Fakultät sich bei ihrer rechtlichen Argumentation offenbar nicht. Mehrere freundliche Abgesandte bearbeiteten mich, meine Bewerbung doch zurückzuziehen, um der Fakultät das Problem des Umgangs mit den Widerständen dagegen zu ersparen. Für diesen Fall wurde mir sogar eine auf zweimal fünf Jahre befristete Vertretungsprofessur angeboten. Ich lehnte das ab. Warum sollte ich auf meine Kosten Probleme lösen, für die ich nichts konnte, oder eine Lebenszeitstelle, auf der ich sehr gern arbeitete, aufgeben, um ausgerechnet von denen abhängig zu werden, die mir diese Vorschläge machten. Es gab dann eine personelle Veränderung an der Fakultät, plötzlich lösten alle Rechtsprobleme sich in Luft auf, und zum Sommersemester 1992 ging ich, von meinen Stadtverwaltungskollegen mit einem lila „Leerstuhl“ und einer Thermoskanne für die bevorstehenden kalten Tage beschenkt, wieder an die Universität.

(... Dort lief anschließend) alles völlig normal und ohne Ärger ab. In den Jahren danach habe ich von der Fakultät und besonders von der Gruppe der Öffentlichrechtler sogar ganz ungewöhnliche Förderung erfahren. So wurde ich ermutigt, mich auf eine an der Fakultät frei gewordene C4-Stelle zu bewerben, was ich, schon weil es sich diesmal um eine wirkliche Hausberufung handelte und ich in der Zwischenzeit auch keinen weiteren auswärtigen Ruf erhalten hatte, ohne solche Ermutigung nicht getan haben würde. Ich war für dieses Signal der Bereitschaft, sich mit einer Bewerbung von meiner Seite ernsthaft auseinanderzusetzen – dass es sich um mehr nicht handeln konnte, war klar und ausgesprochen –, sehr dankbar, denn es eröffnete mir gerade die Chance, die der Entschluss, vier Kinder zu haben, mit meiner Familie täglich zusammenzuleben und deshalb nicht mit auswärtigen Bewerbungen zu experimentieren, mir eigentlich verschlossen hatte. Die Stelle bekam ich dann tatsächlich. Später ging von den öffentlich-rechtlichen Kollegen sogar noch die Initiative aus, mich für einen Forschungspreis der Deutschen Forschungsgemeinschaft vorzuschlagen. Für einen Campusroman, in dem lauter missgünstige Kleinkaros sich gegenseitig in die Suppe spucken und mit besonderer Vorliebe ihre weiblichen Kollegen vor die Wand laufen lassen, bieten meine Erfahrungen also keine gute Vorlage.“

Soweit der damalige Bericht. Während und nach meinen zwischenzeitlichen zwölf Jahren am Bundesverfassungsgericht hat sich einiges geändert, aber nichts, was diesen erfreulichen Befund beträfe.

Ursula Müller

Walk on the Wild Side. 20 Jahre als Professorin für sozialwissenschaftliche Frauenforschung



Vor meiner Berufung nach Bielefeld habe ich 13 Jahre lang thematisch und methodisch innovative Forschung und deren Vermittlung in inner- und außerwissenschaftlichen Kontexten betrieben, hatte mich als (Mit-)Gründerin erfahren (Forschungsbereich „Berufsarbeit von Frauen“; „Arbeitskreis Wissenschaftlerinnen in NRW“¹; Verein „Wissenschaft und Frauenbewegung“, auch der Hochschulkindertagesstätte der Uni Dortmund wegen meiner kleinen Kinder),

hatte viel Ermutigung erlebt und gegeben und kontinuierliche Entwicklung erfahren – in der Frauenbewegung, in der Forschung, im Leben². Als ich im April 1989 berufen wurde, war ich Vize-Direktorin, leitete mehrere große Forschungsprojekte und war Sprecherin der Sektion „Frauenforschung“ in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Meine Kinder gingen in eine gute städtische Kita, während ich in der von Eltern getragenen Kita als ganztags berufstätige Mutter in der Kritik stand. In der gewöhnungsbedürftigen Position der Professorin warteten auf mich widersprüchlichere Erfahrungen, und manchmal auch unvorstellbare.³

Dies folgte aus der Aufgabenstellung der Professur. Im Unterschied zu anderen frühen Professorinnen richtete sich meine dienstliche Aufgabe auf Ursachen, Legitimationen und Veränderungschancen der Geschlechterungleichheit in der Gesellschaft, ihren Institutionen und Organisationen und damit auch auf die Uni und die Fakultäten selbst. Sichtbare und verborgene Ebenen der Konstruktion von Differenz zu Ungunsten von Frauen mussten untersucht, bewusst gemacht und in Forschung, Lehre und Selbstverwaltung Thema werden. Die Protagonistin dieser Aufgabe kann nie „everybody's darling“ sein. Sie erfährt mehr und anderes über Fakultät und Universität. Es scheint zwei Realitäten in dieser Organisation zu geben. In der einen, der hegemonialen, halten die Mitglieder die zweite für nicht existent; die in der zweiten wissen um beide Realitäten, suchen aber noch nach Wegen, ihre Erfahrungen zu artikulieren. Sexismus im Alltag⁴, Thema meiner ersten Vorlesung, einte als Erfahrung Studierende und die Professorin.

In der bereits vorhandenen universitären Frauenöffentlichkeit konnten Erlebnisse mitgeteilt, reflektiert und gemeinsam in Forschungsfragen und politische Schlüsse umformuliert werden. Dies bedeutete auch, präsent zu sein an Orten, die mehr Einblick in die Abläufe, informellen Regeln und widersprüchliche Kultur der Universität versprachen – und die Spielräume, die sich veränderungswilligen Akteurinnen boten oder eben nicht (erste Gleichstellungskommission, Konvent, Senat, Fako, Prüfungsamt, Lehrämter, Fakultäts-Pipeline für das Dekansamt...) – und dies zusätzlich zum Auf- und Ausbau des IFF (Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung, jetzt IZG) und zur Durchsetzung der Frauenforschung als Diplomfach (Details in Müller 2006 und König/Müller 2019).

Widrige Rahmenbedingungen begleiteten anfangs meine Arbeit: kein eigener Computer, Drucker mit Endlothermopapier (ungeeignet für die vielen Briefe und Dokumente), fehlende einführende Beratung und mich betreffende Beschlüsse hinter meinem Rücken... (Näheres in König/Müller 2019). Und als Krönung ein Fako-Beschluss, der gegen meinen aus guten Gründen geäußerten Willen die Weiterbeschäftigung meiner ersten wissenschaftlichen Mitarbeiterin durchsetzte. Diese desaströse Verschlechterung meiner Arbeitsbedingungen in hoch anforderungsreicher Situation führte zum Entschluss, das von mir gemeinsam mit Sigrid Metz-Göckel und anderen Kolleginnen eingeworbene DFG-Graduiertenkolleg „Geschlechterverhältnis und sozialer Wandel“, getragen von den Universitäten Bielefeld, Bochum, Dortmund und Essen, dem Zugriff der Fakultät zu entziehen. An der Universität Dortmund bot es mir und meinen Kolleginnen für insgesamt sieben Jahre einen Ort der wertschätzenden Kooperation und Weiterentwicklung unserer Arbeiten in der Geschlechterforschung und sicherte insgesamt 56 Kollegiatinnen den Weg in die Wissenschaft⁵; viele heutige Professorinnen sind darunter.⁶ Das Graduiertenkolleg zielte auf die Förderung des weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchses; die Förderrichtlinien der DFG standen dem teilweise entgegen. Die Stipendien enthielten einen „Familienzuschlag“, den Verheiratete auch ohne Kinder bekamen, aber keine ledige Mutter. Dies trug ich bei der DFG auf der Jahresversammlung der Sprecher (!) aller Graduiertenkollegs vor, was mittelfristig zum Erfolg führte.⁷

Im Kolleg traf ich auf Birgit Riegraf, die Sprecherin der Stipendiatinnen wurde. Neben ihrer exzellenten wissenschaftlichen Qualifikation bewies sie im Umgang mit Sigrid und mir als Kolleg-Sprecherinnen große Fähigkeiten, bei Meinungskollisionen von Stipendiatinnen und Professorinnen beide Seiten zu sehen und auf konstruktive Lösungen hinzuwirken. Dass sie nach der Promotion meine langjährige Kooperandin wurde, bedeutete den erlösenden Wendepunkt in einer Situation, die kontinuierlich Expansion und Erfolge (und Widerstände dagegen) hervorbrachte.⁸

Die nationale und internationale Vernetzung der Frauen- und Geschlechterforschung (European Women's Studies im Rahmen von Erasmus, mehrere EU-Forschungskonsortien, Gastprofessuren und internationale Kongresse „Women's Worlds“), die zur Zeit meiner Berufung großen Schwung aufnahm, hat mich die Kräftezehrende Abwehr gegen die Geschlechterthematik in allen Formen bewältigen lassen und mir ermöglicht, Widerstand als ein Anzeichen von Ernstnehmen und somit als eine Art humoristischer Anerkennung zu sehen. In meinem Forschungsgebiet „Geschlecht und Organisation“, dessen nationale Verbreitung ich im Rahmen meiner internationalen Kooperationen und Inspirationsquellen mitbewirkt habe, konnte ich diese Erfahrungen theoretisieren und als privilegierten Zugang zur Empirie eines Feldes nutzen, in welchem ich mich als In- und Outsider zugleich positionierte (König/Müller 2019). Gemeinsam mit den nationalen Netzwerken, oft mit Projekten und Tagungen des IFF konnte ich den inspirierenden Austausch betreiben, der in meiner Fakultät erst spät möglich wurde (mehr dazu in König/Müller 2019).

Als erste Dekanin änderte ich das Dekanatsformblatt für Mitteilungen in „Die Dekanin“ und erhielt vom Lehrkörpersprecher den Hinweis, das Amt heiße „Der Dekan“. Die Fakultät sah kein Problem und die Dekanatssekretärin übernahm es gern ins Standardrepertoire der Dekanatsformulare – inklusive einer Fassung mit dem von mir zunächst handgemalten perlenden Sektglas für Einladungen. Die Protokolle⁹ meines Dekanats zeigen eine langsame Integration geschlechterkritischer Forderungen in den Alltag der Fakultät. Das große Binnen-I setzt sich durch. Eine Prüfungsordnung mit nur „weiblichen Endungen“ (Männer mit gemeint) wurde verabschiedet und vom Ministerium für Wissenschaft und Forschung (MWF) kassiert; später wurde inkludierender Sprachgebrauch verlangt. Die erste Berufungskommission mit einer „Frauenmehrheit“ nahm ihre Arbeit auf.

Als Dekanin ohne „Hausmacht“ sah ich eine Chance für mehr argumentatives Aushandeln. Letztlich zeigten sich alle in der Lage, Raum zuzugestehen, mir kollegialen Respekt zu erweisen und bei Interessenskollisionen vermittelnde Schritte zu gehen – mit Ausnahme einer Gruppierung, deren Politik über rein strategische, nie offene Kommunikation, langfristig angelegte Manipulation der Willensbildung durch gezielte Gerüchte bis zu Einschüchterungsversuchen reichte, das zukünftige Schicksal von Promovierenden oder Habilitierenden betreffend. Diese Dinge enthüllten sich in situativen Konflikten, weil ich Basisregeln kollegialen Verhaltens und verantwortbarer Entscheidungen einhalten wollte. Tabus im kollegialen Umgang tiefgreifend und kontinuierlich zu verletzen, lässt die Betroffenen genauso ungläubig reagieren wie die, denen sie ihre Erfahrung mitteilen. Ich sah verblüffende Parallelen zu meinen empirischen Befunden, etwa der Gewaltforschung oder der Forschung zu sexuellen Übergriffen in Institutionen und Organisationen.

Die „asymmetrische Geschlechterkultur an der Hochschule“ begann sich zu verändern durch ein Projekt zur Uni-internen Kommunikationsentwicklung, dass auf die „unsichtbaren“ Ebenen von Diskriminierung im Universitätsalltag zielte¹⁰. In ausgewählten Fakultäten wurden weibliche und männliche Mitglieder aller Statusgruppen um ihre Einschätzung zu aktuellen geschlechterkontroversen Themen gebeten (wie geschlechtsneutraler Sprachgebrauch, indirekte Entmutigung von Studentinnen, Frauencolleges) und an verdichteten Beispielen (Belästigung durch anonyme Anrufe etc.) über ihre Wahrnehmung (in)direkter Diskriminierung befragt. Eine Rückkopplung der Befunde in Fakultäten und allen Universitätsgremien folgte – kein leichtes Unterfangen, aber mit langen, bis heute spürbaren Wirkungen.¹¹

Damit verdichten sich widrige Vorfälle in der Rückschau zu einer langen Welle verarbeiteter Erfahrungen, die zu der eindrucksvollen organisationalen Diskriminierungssensibilität der heutigen Universität führt.¹² Eine sichtbare Geschlechterforschung wurde aufgebaut und über personelle Wechsel hinweg stabilisiert.¹³ Der Versuch hat sich gelohnt, auf dieser Professur den Prozess der Eindämmung sozialer und kultureller Geschlechterungleichheit soweit wie möglich voran zu treiben.



Prof. Dr. Ursula Müller

Erste Professorin für Geschlechtersoziologie, Dekanin und Studiendekanin, Leiterin des IFF und erste Sprecherin des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW. Studienbeginn (Sozialwissenschaften, Germanistik, Theaterwissenschaft) in Köln 1967. Diplom-Soziologin 1974 und Promotion 1978 an der Universität Frankfurt a.M. 1976 – 1989 Landesinstitut Sozialforschungsstelle Dortmund (heute ZE der TU). Habilitation 1988 Universität Bremen. 1989 – 2012 Professur für sozialwissenschaftliche Frauenforschung, Universität Bielefeld. Erste und langjährige Direktorin der zentralen wissenschaftlichen Einrichtung IFF (Interdisziplinäres Frauenforschungszentrum, heute IZG). Breite Forschungs- und Publikationstätigkeit (Methodologie, Arbeits- und Bildungsforschung, Männlichkeitsforschung, Gewaltforschung, Eröffnung des Forschungsfeldes „Geschlecht und Organisation“). Gastprofessorin und -forscherin an den Universitäten Wien, Berkeley, Riga, St. Petersburg, Fribourg, Stockholm sowie an der SSE Helsinki. Buchreihen, internationale Projekte und Lehraustausch, Gutachterin für Stiftungen und Fachzeitschriften im In- und Ausland.

Notburga Ott

40-jährige Verbindungen



1997: Ich komme als erste Professorin an die Fakultät für Wirtschaftswissenschaften zurück – ein merkwürdiges Gefühl, denn meine Geschichte an und mit der Universität Bielefeld beginnt 19 Jahre früher.

Wegen der beruflichen Tätigkeit meines Mannes zogen wir mit unserer gerade geborenen Tochter nach Bielefeld, wo ich mein Studium der Mathematik und Volkswirtschaftslehre ab dem Sommersemester 1978 fortsetzte. Der erste Eindruck von der Universität: das moderne Betongebäude nicht unbedingt schön, aber funktional – wie sehr, habe ich in den Folgejahren

sehr zu schätzen gelernt. Ein Studium mit Kind zu vereinbaren, war damals noch sehr viel problematischer als heute. Kitas gab es kaum und schon gar nicht für unter Dreijährige. Es war die Zeit der Kinderläden und ich engagierte mich in der Elterninitiative „Kindermühle“, die auch heute noch als „ordentlich“ geführte Kindertagesstätte existiert, damals aber allein von den Eltern auf Gegenseitigkeit in einem rechtlich nur geduldeten Rahmen betrieben wurde. Gleichzeitig engagierte ich mich auch in der Elterninitiative zur Gründung einer Uni-Kita, die aber erst sehr viel später Realität wurde, als meine Tochter bereits in der Schule war. Um trotzdem studieren zu können, war ein ganzes Patchwork von unterschiedlichen Arrangements notwendig. Wenn meine Tochter nicht in der Kindermühle war, nahm ich sie mit in die Uni. In dieser „kleinen Stadt“ unter einem Dach war nahezu alles vorhanden, was man braucht: eine Mensa, in der es sogar Hochstühle für Kinder gab, Cafeterias und Lokale, in denen man jederzeit Essen konnte, Läden mit einem Angebot für den alltäglichen Bedarf, eine Sparkasse und ein Schwimmbad, in dem man auch außerhalb von Kursen kurz zur Erholung Schwimmen gehen konnte. Ein Segen war die große zentrale Halle, in der ich vor Veranstaltungen mit dem Kinderwagen solange auf und ab fuhr, bis meine Tochter eingeschlafen war und ich sie mit in den Hörsaal oder den Seminarraum nehmen konnte. Da ich einen Großteil meines (Selbst-)studiums abends und in der Nacht absolvierte, waren noch weitere Besonderheiten des kompakten Baus ganz wesentlich: die Öffnungszeiten der Bibliothek bis weit nach Mitternacht sowie die durchgängige Öffnung der Uni mit einer einzigen besetzten Pforte, die ganz erheblich zur Sicherheit beitrug, v. a. weil man den Pförtner auch jederzeit anrufen konnte. Ohne diese nahezu einzigartige Funktionalität der Universität wäre mein Studium wohl anders verlaufen.

Während des Studiums haben sich meine Interessen immer mehr zur Wirtschaftswissenschaft verschoben, ohne aber die Mathematik ganz aufzugeben – immerhin war die Fakultät auch in der Verbindung zum Institut für Mathematische Wirtschaftsforschung (IMW) mathematisch ausgerichtet. Aber mir wurde zunehmend bewusst, welche grundlegende Bedeutung das Wirtschaftsgeschehen

für nahezu alle gesellschaftlichen Bereiche hat. Dabei interessierten mich vor allem Verteilungsfragen – zwischen den Produktionsfaktoren Kapital und Arbeit, zwischen Menschen mit unterschiedlichen Fähigkeiten, zwischen Ländern unterschiedlicher Entwicklungsstufen, und aufgrund persönlicher Erfahrungen zwischen Männern und Frauen – sowie die Möglichkeiten aber auch Hemmnisse der politischen Steuerung in einer liberalen Gesellschaft. In meiner Diplomarbeit habe ich mich daher mit den Gleichstellungsmaßnahmen in Schweden und ihrer ökonomischen Bedeutung beschäftigt. Zudem arbeitete ich als studentische Hilfskraft im Bereich Wirtschaftspolitik und am damaligen Institut „Bevölkerungsforschung und Sozialpolitik“ (IBS). Als ich 1984 das Studium abschloss, musste ich allerdings auf meine Diplomurkunde einige Monate warten, weil die Verleihung weiblicher Grade noch sehr neu war und die Fakultät noch keine entsprechenden Urkunden besaß.

Danach kam der Praxisschock, den es auch in der Wissenschaft gibt. Denn obwohl ich in meinem Studium sämtliche volkswirtschaftlichen Veranstaltungen (über das Pflichtprogramm hinaus) besucht hatte, fehlten mir wesentliche Kenntnisse für meine weitere Tätigkeit, weil an der Bielefelder wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät damals weder Sozialpolitik noch Finanzwissenschaft gelehrt wurden. Ich begann als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Teilprojekt „Mikrosimulation“ des Sonderforschungsbereichs „Mikroanalytische Grundlagen der Gesellschaftspolitik“ an der Johann Wolfgang Goethe-Universität-Frankfurt am Main. Dort war ich für die Modellierung der Bevölkerungsfortschreibung und des Arbeitsmarkterhaltens zuständig, wofür eine genaue Kenntnis steuer- und sozialpolitischer Instrumente und deren Wirkungen unumgänglich ist. Das Mikrosimulationsmodell des Sfb3 wurde für die Prognose sozialpolitischer Entwicklungen, insbesondere für Rentensimulationen eingesetzt, und bereits in den 80er Jahren haben wir damit die heutigen und künftigen Finanzierungsprobleme der Rentenversicherung ziemlich genau prognostiziert. In diesem Kontext lernte ich auch sehr schnell, wie mühselig wissenschaftliche Politikberatung ist. Der Bielefelder Fakultät blieb ich aber auch in dieser Zeit verbunden, da mein Projektleiter dort eine Professur inne hatte. So promovierte ich in Bielefeld mit einer haushaltsökonomischen Arbeit zur spieltheoretischen Analyse innerfamiliärer Entscheidungen – einem ökonomischen Teilgebiet, das seinerzeit in Deutschland noch völlig unterbelichtet war.

Meine Habilitationszeit verbrachte ich als wissenschaftliche Assistentin am Fachbereich Wirtschaftswissenschaften der Goethe-Universität in Frankfurt. In meiner Habilitationsschrift habe ich meine mathematischen Wurzeln und theoretischen Interessen wieder stärker betont, indem ich die die Anwendungsmöglichkeiten der Fuzzy-Mathematik in der Entscheidungstheorie untersucht habe. Ansonsten habe ich in dieser und der nachfolgenden Zeit als Vertretungsprofessorin in Berlin und Bremen mein sozialpolitisches Profil mit überwiegend empirischen Arbeiten vor allem zu Arbeitsmarktfragen, Familien-, Renten- und Steuerpolitik geschärft.



Prof. Dr. Notburga Ott

Erste Professorin für Wirtschaftswissenschaften

Studium der Volkswirtschaftslehre und Mathematik an der Universität Bielefeld ab 1978, 1984 Dipl.-Volkswirtin, 1989 Promotion, 1996 Habilitation an der Universität Frankfurt am Main, *venia legendi* für das Fach Volkswirtschaftslehre. 1997 – 1998 Professorin für Wirtschaftspolitik, Universität Bielefeld, seit 1999 Professorin für Sozialpolitik und Institutionenökonomik Ruhr-Universität Bochum, dort auch Prorektorin. Zahlreiche hochrangige Gremien und Beiräte in wissenschaftlichen, politischen und zivilgesellschaftlichen Bereichen.

Als ordentliche Professorin erhalte ich aus der Politik, von Interessenverbänden und Medien vermehrt Anfragen zu sozialpolitischen Bereichen, die von anderen Ökonomen kaum behandelt werden. Politberatung, den Transfer von wissenschaftlichen Erkenntnissen in gesellschaftspolitische Entscheidungsprozesse wie auch in die öffentliche Diskussion sehe ich als Bringschuld einer von der Gesellschaft finanzierten Wissenschaft an, der ich mich ebenfalls gerne widme. Allerdings bin ich mit meinen Forschungsinteressen in der Fakultät eher randständig. In der Lehre kann ich sozialpolitische Fragen nur begrenzt einbringen, eine Forschungszusammenarbeit mit Kollegen innerhalb der Fakultät ergibt sich nicht.

Zwei Jahre später verlasse ich daher die Uni Bielefeld wieder und nehme den Ruf nach Bochum auf den Lehrstuhl „Sozialpolitik und Institutionenökonomik“ an, der meinen wissenschaftlichen Interessen deutlich besser entspricht. Und in einer interdisziplinär aufgestellten Fakultät findet der für sozialpolitische Fragen dringend notwendige interdisziplinäre Diskurs ein geeignetes Umfeld. Aber auch aus Bochum ergaben sich immer wieder Verbindungen zur Uni Bielefeld. Als Prorektorin für Lehre, Weiterbildung und Medien der Ruhr-Universität Bochum (2002 – 2006) arbeitete ich mit dem damaligen Prorektor und heutigen Rektor der Universität Bielefeld, Prof. Sagerer intensiv an der Einführung des polyvalenten Lehramtsstudium (Y-Modell) zusammen, das den Studierenden eine späte Entscheidung für oder gegen den Lehrerberuf ermöglicht – ein Modell, das seinerzeit vom Schulministerium nicht gerne gesehen wurde. Auch zu den Fakultäten für Gesundheitswissenschaften und Soziologie ergaben sich immer wieder verschiedene Anknüpfungspunkte, wie bspw. die Kooperationsgruppe am Zentrum für interdisziplinäre Forschung (ZiF) „Public Health Genetics“ (2003). Kooperationen im Bereich des Gesundheitswesens werden, angesichts der neuen medizinischen Fakultät, sicher auch weiterhin bestehen.

Von den 50 Jahren des Bestehens der Universität Bielefeld habe ich immerhin 40 Jahre in mal mehr, mal weniger enger Verbindung miterlebt. Ich wünsche ihr, dass solch positive Impulse, wie ich sie erfahren habe, auch künftigen Forscherinnen und Forschern zuteilwerden.

Und nun der Ruf an die Universität Bielefeld auf die Professur für Wirtschaftspolitik. Die Befindlichkeiten und Reaktionen in bislang reinen Männerdomänen sind mir mittlerweile nicht mehr neu, da habe ich auch in Bielefeld nichts anderes erwartet. Aber hier kommt noch weiteres dazu. Die Fakultät hat sich kaum verändert. Es sind überwiegend noch dieselben Professoren da, bei denen ich bereits studiert hatte; auch die Diskussionen und Konfliktlinien sind immer noch die gleichen. Dass ich nun als Kollegin in den gleichen Gremien sitze wie 13 Jahre zuvor als Studentin, bringt bei manchen Herren doch einige Irritationen mit sich. Gemeinsame Anknüpfungspunkte sowohl wissenschaftlich als auch fakultätspolitisch ergeben sich vor allem mit den jüngeren Kollegen der BWL. Das Gebäude der Universität erlebe ich wiederum als sehr angenehm und kommunikativ – vor allem auch im Vergleich zu den anderen Universitäten, die ich mittlerweile kennen gelernt habe. Nirgendwo sonst kommt man mit Kollegen, aber vor allem auch mit Studierenden so schnell und unkompliziert ins Gespräch wie in der Steh-Cafeteria in der großen Halle. Insbesondere im Bildungstreik Ende 1997 war dies sehr hilfreich, um mit den Studierenden einen konstruktiven Diskurs zu führen.

Hellgard Rauh

Eine der ersten Professorinnen in Bielefeld unter 100 Professoren¹



Die Berufung. Am 30.05.1973 wurde ich zur wiss. Rätin und Professorin (H3²) für „Pädagogik mit Schwerpunkt experimentelle Entwicklungspsychologie“ an die erst vier Jahre zuvor gegründete Universität Bielefeld berufen. Ich hatte mich nie selbst beworben; vielmehr hatte ich zur meiner großen Überraschung etwa ein Jahr zuvor eine Einladung zur Bewerbung, und zwar sogar auf eine „volle

Professur (H4)“, erhalten. Ich war damals gerade erst ein Jahr promoviert (Universität Bonn) und ebenfalls ein Jahr wissenschaftliche Assistentin an der Erziehungswissenschaftlichen Hochschule in Landau bei Prof. Karlheinz Ingenkamp. Ingenkamp war in der pädagogisch-psychologischen Schulforschung breit bekannt und hatte sich erst kürzlich aus Gesundheitsgründen von Berlin nach Landau „zurückgezogen“, wo er das dann bald florierende „Zentrum für empirisch-pädagogische Forschung“ gründete. Er reichte kurz nach meiner Ankunft in Landau seine Einladung zur Vertretung der Volkshochschulverbände beim Funkkolleg Pädagogische Psychologie zu seiner Entlastung an mich weiter. Die Autoren des Funkkollegs, die Proff. Weinert, Heckhausen, Graumann sowie Manfred Hofer zogen mich allerdings gleich auch in die Autorengruppe, was ich allzu gewissenhaft wahrnahm: ich ging nämlich sehr streng mit Heckhausens Manuskriptentwurf der ersten Funkkollegstunde um – und zu meiner Überraschung schrieb er es daraufhin neu. Es war dann aber auch Heinz Heckhausen (damals Prof. für Psychologie an der Universität Bochum), der als Berater der PPP³-Fakultät in Bielefeld die Einladung an mich zur Bewerbung anregte! – Die nächste Überraschung war, dass ich tatsächlich in die engere Wahl kam und sich die Fakultät dann fast ein Jahr darum stritt, ob der Psychoanalytiker Bittner oder ich die Stelle bekommen sollte. Schließlich verlagerte man aus dem Oberstufenkolleg eine H3-Stelle an die Universität und gewann damit uns beide. Ich war bei der Berufung 1973 gerade mal 31 Jahre alt.

Provisorische Anfänge. Helmut Skowronek (Pädagogische Psychologie) unterstützte mich bei meinen ersten Erfahrungen als Professorin in Bielefeld, und einige Zeit teilten wir sogar das Büro in einem alten Bauernhaus etwas oberhalb der Roonstraße. Die Seminare fanden teilweise in einer Baracke nahe der Baustelle zur Laborschule statt. Eines Tages spazierten zwei abenteuerlustige Grundschüler in mein Seminar zur kognitiven Entwicklung, und ich nutzte sie gleich vor allen Seminarteilnehmern als adhoc-Probanden für ein kleines Piaget-Experiment.

Die Universitätsbibliothek war noch irgendwo in der Stadt, und nach einigen Briefen von dort beschwerte ich mich über die regelmäßige Anrede als „Herrn Prof. Dr. Hellgard Rauh“. Aber es war nichts zu machen: Anrede und Titel waren in den elektrischen Schreibmaschinen fest einprogrammiert!

Alles unter einem Dach. Nach einiger Zeit bezogen wir den Neubau der Universität, der ein kommunikationsfreundliches Konzept verwirklichte, wie ich es an keiner anderen Universität früher oder später erlebt habe. Alle Lehrräume, Einrichtungen und Fakultäten befanden sich sehr zugänglich unter einem Glasdach: unten die Hörsäle und kleine Geschäfte zum Einkauf (nach meinem Weggang sogar ein Schwimmbad!), auf der ersten Etage die Mensa und die Seminarräume, darüber die ineinander übergehenden Fakultätsbibliotheken, darüber die Institute. Im Falle der PPP-Fakultät waren sie sogar nach praxisnah – bis – geistig übereinander gestaffelt: zu unterst die Pädagogen, die auch für das Lehramtsstudium zuständig waren, darüber (etwas später) die Psychologen, darüber die Philosophen, und darüber die Theologen. Das Gebäude war so groß geplant, dass etwa ein Fünftel leer stand. Daher lud man die Fachhochschule ein, mit unter das gemeinsame Dach zu ziehen. Der einzige Nachteil des Gebäudes war m. E. der Verdacht, dass auch Asbest verbaut worden sei.

Diese Raumkonzeption bewirkte, dass man Lehrenden, Personen aus der Verwaltung und Studierenden aller Fachrichtungen nicht nur in der Mensa, sondern auch auf allen Wegen im Gebäude begegnete. Ich hatte sehr bald z. B. Kontakte zu den Mathematikern (meine Dissertation war zu Entwicklung des Zahlbegriffs bei Kindern) und zu den Juristen und nahm an Symposien am Zentrum für interdisziplinäre Forschung (ZiF) etwas oberhalb des Universitätsgebäudes teil. Eines dieser Symposien wurde von Klaus Grossmann geleitet, den ich von einer Sommerschule 1971 kannte, der mir auch bei meiner Wohnungssuche behilflich gewesen war und der damals an der Fachhochschule in Bielefeld lehrte. Er wandte das Bindungskonzept von Mary Ainsworth in seiner „Bielefelder Längsschnittstudie“ an und veranstaltete hierzu ein hochkarätiges internationales Symposium. So fand die Bindungsforschung in Deutschland ihren Einzug, und ich konnte von Anfang an begleitend an diesen Forschungen teilhaben. Erst Jahre später, in Berlin, haben Doktorandinnen von Kuno Beller mich auch aktiv in diesen Forschungsbereich hineinzogen.

Zur Philosophie hatte ich Kontakte über die Freses. Jürgen Frese war wiss. Assistent bei den Philosophen und Waltraud Frese, obgleich einige Jahre älter als ich, studentische Hilfskraft bei mir. Sie wohnten wie ich in Jöllenbeck, und wir trafen uns bald fast täglich zum Jogging als Vorbereitung auf Wanderungen in Ostwestfalen, im Harz, später auch im Umkreis von Berlin, sowie zwei geführten Touren in Norwegen. Jürgen hatte ein sehr detailliertes historisches Wissen selbst zu den Schlössern und Wasserburgen. Waltraud engagierte sich für pädagogische und psychologische Fragen und konfrontierte mich mit ihren drei sehr besonderen Kindern mit konkreten Alltagsbeispielen. Es entstand eine lebenslange Freundschaft.

Eigene Aktivitäten. Meine Bielefelder Zeit war eine dreifache „Aufbauzeit“:

Lehre: Als junge Professorin baute ich einen viersemestrigen Vorlesungszyklus auf, der die gesamte Lebensspanne umfassen sollte, dazu Seminare zu Teilbereichen, zu Einflussfaktoren und zu Theorien. Entgegen dem Trend in Deutschland legte ich besonderes Gewicht auf die früheste Kindheit und das Altern. Sobald sich die Gründung eines Psychologiestudienganges abzeichnete, bemühte ich mich um die Einrichtung eines Videostudios und lehrte Entwicklungsdiagnostik auch mit praktischen Fällen.

Ich beteiligte mich aktiv am *Aufbau des Psychologiestudienganges*, u. a. auch an den Berufungskommissionen zur Allgemeinen Psychologie. Da die Pädagogikstudenten nur selten an empirischer Forschung interessiert waren und Psychologiestudenten erst nach einigen Jahren kamen, war es schwierig, ein entwicklungspsychologisches Forschungsprogramm aufzubauen. Ich „zehrte“ also noch von Daten, die ich vorher in Bonn und Landau gesammelt hatte; mir fehlte die übliche forschungsorientierte Habilitationsphase.

Aufbau der Entwicklungspsychologie in Deutschland. Die Entwicklungspsychologie befand sich damals in Deutschland in einer desolaten Situation. Es gab sogar Bemühungen, sie aus dem Kanon der psychologischen Fächer herauszunehmen und sie bestenfalls auf Pädagogischen Hochschulen oder innerhalb der Pädagogik zu lehren. Vielleicht war sie, im Vergleich zu den anderen psychologischen Grundwissenschaften, etwas zu lebens- und praxisnah, nicht „rein“ naturwissenschaftlich genug. Im Unterschied zu Deutschland blühte sie dagegen in den USA auf und gab viele frische Anregungen zur Forschung auch für die anderen Teildisziplinen der Psychologie und darüber hinaus, z. B. zur Früherziehung und zur Kompensatorischen Vorschulerziehung. Außer mir und Klaus Grossmann gab es kaum mehr als zwei weitere Deutsche, die in den frühen 70er Jahren an entwicklungspsychologischen Fachkonferenzen in den USA teilgenommen hatten. In Deutschland hatte man, nach den altbackenen Reifungstheorien, den Behaviorismus und die Verhaltenstheorien entdeckt, und man glaubte, die gesamte menschliche Verhaltens-, Erlebens-, und kognitive Entwicklung als reinen Sozialisationsprozess modellieren zu können. In dieser Situation hatten, unabhängig voneinander, Manfred Waller und ich (noch in Landau) eine Expertise zur Entwicklungspsychologie erstellt, die Franz Weinert (Heidelberg, dann MPI München) nutzte, um bei der Stiftung Volkswagenwerk das gesamte Gebiet der Entwicklungspsychologie zur Förderung vorzuschlagen. Das gelang, und 1974 wurde ein „Koordinierungskreis Entwicklungspsychologie“ aus vier Personen (Proff. Montada, Waller, Rudinger und mir) gegründet, mit mir als Vorsitzende. Als erste Aktion beantragte ich die Teilnahme von 15 (potentiellen) deutschen EntwicklungspsychologInnen an der Tagung der Society for Research in Child Development (SRCD) 1975 in Denver, zur Etablierung einer besonders „aktiven Kerngruppe“. Im gleichen Jahr nahm ich in England an der Tagung der International Society for the Study of Behavioral Development (ISSBD) teil, auf der eine Teilgruppe zunächst europäische Sommerschulen für junge Entwicklungspsychologie-Forscher plante, woran ich mich aktiv beteiligte. Die erste Sommerschule fand 1978 in Herl bei Trier statt, organisiert von Leo Montada. Sie wurde zum Vorbild für viele spätere Doktoranden- und



Prof. Dr. Hellgard Rauh
Erste Professorin für
Entwicklungspsychologie

geb. in Königswusterhausen, 1949 – 1961 Schulbesuch und neusprachliches Abitur in Aachen, 1961 – 1961 Studium der Psychologie in Bonn, 1965 – 1966 Aufbaustudium Committee on Human Development, University of Chicago, 1966 – 1971 wissenschaftliche Mitarbeiterin Psychologisches Institut Universität Bonn, 1971 Promotion in Psychologie Universität Bonn, 1971 – 1973 Wissenschaftliche Assistentin ZEPF Erziehungswissenschaftliche Hochschule Landau, 1973 – 1977 Wissenschaftlicher Rat und Professorin (H3) für Pädagogik (experimentelle Entwicklungspsychologie) Universität Bielefeld, 1977 – 1996 Professorin für Psychologie (Entwicklungspsychologie) an der FU Berlin, 1996 – 2007 Professorin für Entwicklungspsychologie Universität Potsdam.

Sommerschulen der DFG auch für andere Disziplinen. Bielefeld wurde also ein Zentrum für die Organisation der Förderung der Entwicklungspsychologie für Deutschland und darüber hinaus. Mein Mitarbeiter, Karl Wahlen, und meine Mitarbeiterinnen, Christa Frielingsdorf und Jutta Maaßen, unterstützten mich dabei. Aus der Förderphase der Entwicklungspsychologie entstand 1981 die erste Fachgruppe der Deutschen Gesellschaft für Psychologie.

Themen in der Fakultät. Während meiner Zeit in Bielefeld waren nach meiner Erinnerung die wesentlichen Fakultätsthemen: der Umgang mit dem Oberstufenkolleg, der Umgang mit den politisierten Studierenden und der Aufbau des Studienganges Psychologie incl. der strukturellen Reorganisation der Fakultät. In den Jahren 1974 – 1976 hatte ich selbst den Vorsitz im Ausschuss für Lehre.

Oberstufenkolleg. Der Fachbereich Pädagogik war organisatorisch eng mit der Laborschule und dem Oberstufenkolleg verbunden, und Hartmut von Hentig war Mitglied unserer Fakultät. Das Oberstufenkolleg wollte sich zu einer Art College nach amerikanischem Muster ausbilden und weitgehend aus eigenen Ressourcen auch ein Grundstudium in Pädagogik und in Psychologie anbieten, wobei der B.A. als Vordiplom von der Universität Bielefeld anerkannt werden sollte. Die Mehrzahl der PPP-Hochschullehrer sperrte sich aber dagegen. Entsprechend wurde der Ausbau der Psychologie innerhalb der Fakultät vorangetrieben.

Fachbereich Psychologie und die Ortsbestimmung der Entwicklungspsychologie. Die beiden ersten Professuren in der Psychologie wurden mit Wolfgang Prinz und Wulf-Uwe Meyer besetzt. Die Entwicklungspsychologie war innerhalb der Pädagogik mit zwei Schwerpunkten vertreten, einer psychoanalytischen Orientierung durch Günther Bittner und empirisch durch mich. Eine Verlagerung einer Entwicklungspsychologie-Professur in den Fachbereich Psychologie war nur möglich mit einer unbesetzten Stelle. Als ich Anfang 1977 aus Berlin-West die Anfrage erhielt, ob ich wechseln möchte, und sich nach meinem Vorstellungsgespräch dort das Angebot konkretisierte, bot ich der Fakultät an, dass ich meine Stelle frei geben würde und auf eine gleichrangige nach Berlin gehen würde, um mich dann auf die auf H4 aufzuwertende Stelle in Bielefeld erneut zu bewerben. Vorsichtshalber bewarb ich mich auch in Kassel (H4-Stelle) erfolgreich, so dass ich im Zweifelsfalle ein Verhandlungspfund hatte. Zum 1.7.1977 nahm ich die Stelle in Berlin an (die auch zur Aufwertung auf H4 anstand) und pendelte zwischen Bielefeld und Berlin in der Hoffnung, dass ich doch in Bielefeld wohnen bleiben könnte. Das Berufungsverfahren zog sich jedoch in die Länge, und ich bekam leider keine orientierende Zwischeninformation, die mir die lange und anstrengende Pendelei verkürzt hätte. Ein männlicher und stärker allgemein-experimentell orientierter Kollege machte das Rennen, und ich zog Anfang 1979 nach Berlin, wo im Februar meine Stelle zum Lehrstuhl (C4) aufgewertet wurde. An der Freien Universität Berlin blieb ich bis 1995, um dann an die neu wiedergegründete Universität Potsdam zu wechseln. Dort wurde ich 2007 pensioniert. Die Bielefelder Psychologie hat sich im weiteren aus der PPP-Fakultät Verlauf herausbegeben und ist mit den Sportwissenschaften eine neue Koalition mit einer stärker naturwissenschaftlichen Aura eingegangen.

Meine Bielefelder Zeit ist mir mit ihren schönen und ihren Schattenseiten in insgesamt guter Erinnerung. Es war für mich eine wichtige Aufbauphase. Ich knüpfte interdisziplinäre und internationale Kontakte, und ich sammelte Erfahrungen mit politisch aufgebrachten und gegenüber jeglicher Forschung misstrauischen Studierenden. So fühlte ich mich stark genug, das Abenteuer Berlin einzugehen.

Doris Schaeffer

Persönliches Portrait der Pionierarbeit

Als ich im Frühjahr 1997 an die Universität Bielefeld kam, war ich die erste Professorin für Pflegewissenschaft an einer deutschen Universität, erste Direktorin des frisch gegründeten ersten Instituts für Pflegewissenschaft in Deutschland und erste Frau an der Fakultät für Gesundheitswissenschaften – hatte also einen weit sichtbaren Pionierstatus.

Meine Aufgabe war es, auch in Deutschland den universitären Aufbau von Pflege-wissenschaft und -forschung voranzubringen. Dabei musste in vielerlei Hinsicht Neuland betreten werden. International war Pflege zwar damals schon nicht allein ein traditions-reicher Frauenberuf, sondern konnte bereits auf eine jahrzehntelange wissenschaftliche Tradition schauen: In vielen Ländern existierte ein gut ausgebautes, umfassendes Angebot an Studiengängen (in dreiteiliger konsekutiver Studiengangstruktur) und eine traditionsrei-che, ausdifferenzierte Pflegeforschung – so etwa in den USA, GB, Australien, Kanada oder den skandinavischen Ländern. Diese Entwicklung hatte nicht nur die Praxis, sondern auch den Status der Pflege weitreichend verändert: dort war sie inzwischen eine gleichberech-tigte moderne Gesundheitsprofession und genoss ein hohes Ansehen. Nicht so in Deutsch-land. Hier war sie noch der verlängerte (prestigearme) Arm des Arztes. Deshalb war hier ein Projekt nachholender Modernisierung anzugehen – so haben wir es damals genannt – und dies in einem nicht eben einfachen Umfeld, denn das deutsche Gesundheitssystem galt nicht unbedingt als flexibel und innovationsfreudig. Vielerorts – auch an der Universität Bielefeld – war schon die Entstehung der Gesundheitswissenschaften mit Argwohn und Skepsis betrachtet worden und das wiederholte, ja verstärkte sich, als die Einrichtung von Pflegewissenschaft und -forschung anstand. Umso mutiger war damals die Entscheidung des Rektorats, diese beiden neuen gesundheitswissenschaftlichen Disziplinen an der Uni-versität Bielefeld zu etablieren und den Aufbauprozess in der Folgezeit zu unterstützen.

Ich bin gern nach Bielefeld gekommen und habe den Ruf an die Universität Bielefeld einem parallel erhaltenen Ruf einer anderen Hochschule vorgezogen, denn ich fühlte mich beiden Disziplinen verbunden. Ich war bereits zuvor als Wissenschaftlerin in Berlin am Aufbau der Gesundheitswissenschaften beteiligt und hatte mich in der damals hierzulande erst entstehenden Versorgungsforschung engagiert, sowohl an der FU wie auch dem WZB, an denen ich zuvor länger tätig war. Von dort aus war ich auch zu Gastaufenthalten in den USA gewesen, hatte dabei Einblick in Schools of Public Health wie auch in Schools of Nursing gewonnen. Inspiriert durch diese Erfahrung hatte ich – als Sozial- und Gesund-heitswissenschaftlerin und nicht aus der Pflege kommend – begonnen, mich auf Pflege-wissenschaft zu spezialisieren. Motiviert war ich nicht zuletzt durch intensive Gespräche mit Anselm Strauss, Juliet Corbin und Afaf Meleis, die als Sozialwissenschaftler oder sozial-wissenschaftlich inspiriert an der School of Nursing der UCSF tätig waren. Gleichzeitig darf nicht übersehen werden, dass Frauen damals in den Gesundheitswissenschaften, die in Deutschland eine rein männliche Domäne waren, kaum Chancen hatten, einen Lehrstuhl zu bekommen.





Prof. Dr. Doris Schaeffer

Erste Professorin für Gesundheitswissenschaften

1971 – 1976 Studium der Soziologie und der Erziehungswissenschaften an der Ruhr-Universität Bochum und Freien Universität Berlin, 1989 Promotion (Dr. phil.) an der Freien Universität Berlin, 1976 – 1980 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Deutschen Zentrum für Altersfragen e. V. Berlin und am Deutschen Zentralinstitut für Soziale Fragen e. V. Berlin, 1980 – 1997 Wissenschaftliche Assistentin am Institut für Soziale Medizin, Freie Universität Berlin und am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB), Arbeitsgruppe „Public Health“, 1994 – 1995 Gastprofessur für Pflege- und Gesundheitswissenschaften an der Universität Wien, 1996 – 1997 Professur für Pflegemanagement, Alice Salomon Fachhochschule, 1997 – 2018 Professorin an der Fakultät für Gesundheitswissenschaften der Universität Bielefeld, Schwerpunkt Versorgungsforschung/Pflegewissenschaft, seit April 1997 Direktorin des Instituts für Pflegewissenschaft an der Universität Bielefeld.

Außerdem ist sie Mitglied in etlichen Expertenkommissionen und wissenschaftlichen Gremien.

Als ich 1997 nach Bielefeld kam, existierte hier bereits die Fakultät für Gesundheitswissenschaften. Als erste voll ausgebaute School of Public Health in Deutschland genoss sie einen hervorragenden Ruf. Hier Pflegewissenschaft zu etablieren schien mir sehr reizvoll, weil ich einen engen Bezug zu beiden Gebieten aufrecht erhalten konnte und davon auszugehen war, dass der Aufbau von Pflegewissenschaft in einem Umfeld erfolgen konnte, in dem ein breiter Innovations- und Unterstützungswille vorhanden ist.

In der Tat war die Unterstützung zunächst groß, sei es seitens der Fakultät, der Universität oder der Landespolitik, konkret des nordrhein-westfälischen Gesundheitsministeriums, das den Lehrstuhl für Pflegewissenschaft (später erweitert um Versorgungsforschung) inklusive einer sehr guten Ausstattung in Gestalt eines „An-Instituts“ bis heute finanziell und auch ideell fördert. Schaut man in die alten Unterlagen ist rasch festzustellen, dass alle beteiligten Akteure sich damals einig waren, dass das bis dahin stiefkindlich beachtete Thema Pflege in den kommenden Jahren enorm an Bedeutung gewinnen würde und Pflege dem Vorbild anderer Länder folgend auch in Deutschland endlich auf ein wissenschaftliches Fundament gestellt und zu einem „modernen autonomen Dienstleistungsberuf mit eigenen wissenschaftlichen Konzepten und Instrumenten“ weiterentwickelt werden sollte. Auch das Gesundheitsministerium des Landes erklärte öffentlich, dass die „Pflege

kein Heilhilfsberuf mehr sein solle. Sie sei eine eigenständige Wissenschaft und als Gesundheitsberuf der Medizin gleichgestellt“ – eine kühne Einschätzung, die öffentlich, wie sich später zeigen sollte, noch keine breite Zustimmung erfuhr. Aber viele und auch mich hat sie inspiriert, zumal ich durch die Diskussion mit US-amerikanischen pflegewissenschaftlichen Kolleginnen eine recht genaue Zielvision und Vorstellung davon hatte, was zu geschehen hatte und was es bedeutet, eine neue wissenschaftliche Disziplin zu etablieren und zugleich den Umbau der Pflege zu fördern.

Doch ließ sie sich nicht so leicht realisieren, wie zunächst gedacht. Denn nach überraschend kurzer Zeit schloss sich das Politikfenster und griffen erneut Skepsis und Zweifel um sich. Auch die Bedenkenräger meldeten sich wieder laut zu Wort und stießen auf Gehör. Nach kurzer anfänglicher Euphorie folgte nun eine lange Durststrecke mit Gegenwind und Stagnation, in der der einstige Innovations- und Modernisierungswille immer weiter in Vergessenheit geriet. Aber: es war immerhin gelungen, den Lehrstuhl an der Universität Bielefeld zu schaffen und zu besetzen und diesem Beispiel waren bundesweit noch fünf bis sechs weitere Universitäten gefolgt. An sie waren nun hohe und kaum erfüllbare Erwartungen gestellt. Neben den zahlreichen Pionierarbeiten, die mit dem Aufbau einer neuen Disziplin verbunden sind, mussten sie nun Überzeugungstäter oder auch Unruhestifter sein, damit es nach den mutigen ersten Schritten nach vorn nicht gleich wieder mehrere zurück ging und allen sich ausbreitenden Widerstände zum Trotz dennoch Fortschritte erreicht werden konnten. Damit begann auch für mich eine herausfordernde Zeit, denn ich war mehr oder minder alleinerziehende Mutter eines pubertierenden Jugendlichen, der

unserem früheren Wohnort Berlin (und auch seinem dort verbliebenen Vater) hinterher trauerte und Zeit benötigte, die ich nicht hatte. Der Spagat zwischen Familie/Sohn und Beruf war nicht leicht, zumal die zahlreichen Pionieraufgaben sich als weitaus verzwickter entpuppten als vermutet. Zudem erforderten sie nicht allein inneruniversitäres Engagement, sondern viel Präsenz auf der Bundes- und Landesebene. So waren Aufgaben in Experten- und Gutachtergremien wahrzunehmen, mussten Pflegeethemen auf Kongressen platziert/bespielt werden, waren Publikationsorgane aufzubauen und war es notwendig, sich für die Bereitstellung von Fördermitteln für Pflegeforschung zu engagieren und Pflegeforschung aufzubauen, die bis dahin in Deutschland so gut wie nicht existent war etc. Dazu war viel zusätzliche, unruhestiftende Missions- und Überzeugungsarbeit zu leisten und großes Engagement auf politischer Ebene gefordert. Bei all dem war die Unterstützung inzwischen rar geworden.

Das zeigte sich besonders, als ein wichtiger Schritt zu Sicherung von Nachhaltigkeit – so würden wir es heute nennen – zu leisten war. Denn mit dem An-Institut war eine schwierige, von Beginn an fragile Konstruktion geschaffen worden, weil eine neue Wissenschaftsdisziplin nicht an einer Universität etabliert werden kann, sondern inneruniversitäre Verankerung voraussetzt. Zudem bedingt sie wissenschaftliche Unabhängigkeit und darf nicht von den Vor- oder Unlieben einzelner politischer Referenten abhängig sein. Den im An-Institut angesiedelten Lehrstuhl für Pflegewissenschaft in die Universität zu verlagern und mit einer Ausstattung zu versehen, verlangte viel Kraft und hat mich zuweilen an meine Grenzen gebracht. Denn erneut zeigte dieser Schritt, wie groß das Beharrungsvermögen im deutschen Gesundheitswesen ist – speziell, wenn es um Pflege geht.

Gleichwohl, schaue ich heute zurück, konnte dennoch viel erreicht werden, auch an der Universität Bielefeld. Von hier gingen viele Impulse für die Entwicklung von Pflegewissenschaft aus, sei es auf der Ebene der Theorie- und Konzeptentwicklung, der der Forschung und Forschungsförderung, der Förderung von wissenschaftlichem Nachwuchs oder der Ebene der Schaffung von Publikationsmöglichkeiten und von Publikationen etc. Auch wurden Weichen gestellt, um die Pflegepraxis zu verändern und das Aufgabenprofil der Pflege zu erweitern und damit die Professionalisierung zu befördern.

Freilich hätte ich mir manches weitreichender, beherzter, rascher und mit weniger Gegenwind vorgestellt, doch in der Summe bin ich, können wir in Bielefeld zufrieden sein, was freilich nicht bedeutet, dass nicht noch viele Herausforderungen anzugehen sind. Sie alle aufzuzählen ist hier nicht der Ort.

Zufrieden bin ich auch aus familialer Sicht: mein Sohn hat die Entwicklungsaufgaben der Pubertät trotz beruflicher Wirren und Herausforderungen der Mutter schlussendlich doch erfolgreich gemeistert und ist heute ebenfalls Professor – allerdings für ein etabliertes(!) Fachgebiet und weit entfernt. Verheiratet bin ich neu und glücklich und habe dadurch eine große, kunterbunte Patchworkfamilie erhalten. Tja und gelernt habe ich, dass es wichtig ist, eine Zielvorstellung zu haben und sie flexibel zu verfolgen und auch, dass man als Frau einen langen Atem, viel Durchhaltevermögen und auch Hartnäckigkeit benötigt, um sie wenigstens in Teilen zu realisieren. Freunde verschafft das nicht immer, diese Erkenntnis war schwierig für mich, aber sie bleibt wohl keinem erspart, der Pionierarbeit leistet.

Christiane Schmerl

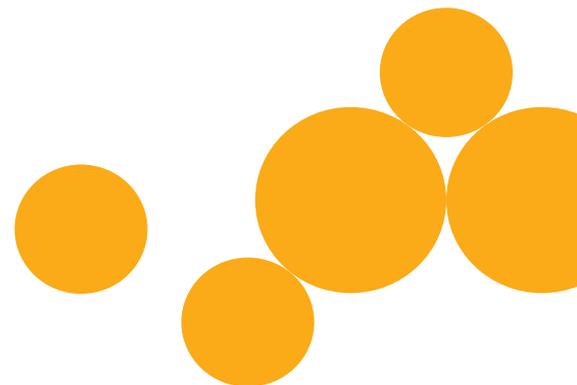
Menschenrechte für Frauen: die Wissenschaften als Handlungsfeld

Ich habe 33 Jahre lang (1973 – 2005) an der Universität Bielefeld als Sozialpsychologin gearbeitet, und zwar bei den beiden sozialwissenschaftlichen Nachbardisziplinen Soziologie und Pädagogik. Sozialpsychologie als Teildisziplin der Psychologie befasst sich hauptsächlich mit den vier Gebieten *Sozialisation, Einstellungen, Medien und Gruppen*. Meine persönlichen Forschungsschwerpunkte waren Sozialisationsforschung, Einstellungsforschung, Darstellung von Frauen und Männern in den Medien, Frauenforschung in der Psychologie, Frauen in der Wissenschaft sowie Wissenschaftskritik.

Mein Einstieg als Frau in die Wissenschaft fiel in die Nach-68er Zeit, als Gesellschaftskritik, Revolution und Frauenbewegung eine zentrale Rolle spielten. Also habe ich zunächst von etwas profitiert, was nicht mein Verdienst war. Mein persönliches Glück war auch, dass ich als Frau selbstverständlich studieren sollte und konnte, und dass ich in meinem Psychologie-Studium solche Bildungsangebote bekam, die mich inhaltlich fasziniert haben. Womit ich bei meinem ersten Forschungsfeld bin, der Frauenfeindlichkeit – also einer *Einstellung*, die gegen die Gleichberechtigung von Frauen ist, einer Einstellung, die *nicht Minderheiten* diskriminiert (wie z. B. Nicht-Weiße, Behinderte, sexuelle Minderheiten, Migranten), sondern die *größere Hälfte* der Bevölkerung.

Für die sozialpsychologische **Einstellungsforschung** hatten die Untersuchungen des emigrierten jüdischen Wissenschaftlers Adorno über die *Autoritäre Persönlichkeit* (1950) eine zentrale Bedeutung. Adorno hatte nach dem 2. Weltkrieg zeigen können, dass es ein zusammenhängendes Einstellungs-Syndrom aus Autoritarismus, Ethnozentrismus, Antisemitismus, Dogmatismus, Konservatismus und Intoleranz gegen Ambiguität gibt. Angeregt durch diese Erkenntnisse und durch die Studentenbewegung konnten wir Anfang der 1970er Jahre zeigen, dass es dieses Syndrom noch immer gab, und dass es einen weiteren zentralen Bestandteil aufwies: den der *Frauenfeindlichkeit/Misogynie*. Diese letztere Fragestellung war natürlich der Frauenbewegung geschuldet.

Die damalige neue **Sozialisationsforschung** war in der Lage, aufgrund von empirischen Untersuchungen in sehr vielen psychologischen Bereichen die alte Debatte über angeborene versus erworbene Eigenschaften neu zu gestalten, und zwar gerade auch die Debatte über psychologische Geschlechterunterschiede. Es gab viele neue empirische Untersuchungen über Unterschiede und Gemeinsamkeiten der Geschlechter in so wichtigen Eigenschaften wie Intelligenz, Leistungsmotivation, Aggression etc. Diese Forschungen lieferten neue Einsichten über angeborenes vs. erworbenes Verhalten und auch neue theoretische Erklärungsgrundlagen, wie z. B. die des sozialen Lernens (Modell-Lernen, Imitationslernen, Selbstverstärkung).



Aus diesen beiden Erkenntnissträngen ergaben sich dann – quasi zwangsläufig – viele meiner Forschungsfragen und –aktivitäten, wie auch bei vielen meiner Kolleginnen. Einige Beispiele für solch neue Fragestellungen in den Sozialwissenschaften der 70er und 80er Jahre waren:

- Wie werden Frauen als Forschungs*objekte*, als *Themen* in den Wissenschaften behandelt, wenn überhaupt? (In der Soziologie waren sie bisher nur im Rahmen von Familiensoziologie vorgekommen; die Psychologie war damals überwiegend die Wissenschaft der weißen männlichen Versuchsperson).
- Wie werden Frauen behandelt (gefördert oder behindert), wenn sie den *gleichen Zugang zu höherer Bildung, zu Wissenschaft und Forschung* suchen wie Männer?
- Wenn Massenmedien einen nicht zu übersehenden Einfluss auf unser Denken und Verhalten haben, wie werden dann *Frauen in den öffentlichen Medien* dargestellt? Vor allem in TV und der Presse, aber auch in der Werbung, in Schul- und Kinderbüchern?
- Welche Arbeitsbedingungen und Erfahrungen erleben Frauen als *Subjekte*, als Forschende und Lehrende in der Wissenschaft?
- Aus solchen Fragen und auch Antworten ergaben sich dann natürlich auch übergreifende Perspektiven: z. B. die der *Wissenschaftskritik* (inhaltlich wie methodisch).

Diese durch die Studentenbewegung und die 2. Frauenbewegung angestoßenen neuen Perspektiven für die Wissenschaften haben sich in meiner Bielefelder Zeit in vielen meiner Projekte und Publikationen niedergeschlagen, von denen ein großer Teil als Gemeinschaftsarbeit zusammen mit Kolleginnen und Kollegen entstanden ist. Hier nur einige Büchertitel als Beispiele: „Frauenfeindlichkeit“ (1973), „Kritische Einführung in die Sozialpsychologie“ (1976), „Sozialisation und Persönlichkeit“ (1978), „Frauenfeindliche Werbung“ (1980, 1981, 1983), „Frauen im Wissenschaftsbetrieb“ und „Frauen an den Universitäten“ (beide 1983), „Das Frauen- und Mädchenbild in den Medien“ (1984), „In die Presse geraten. Darstellung von Frauen in der Presse und Frauenarbeit in den Medien“ (1985, 1989), „Frauen das hilfreiche Geschlecht“ (1991), „Lebensplanung ohne Kinder“ (1992), „Der Frauenzoo der Werbung“ (1992), „Erkenntnisprojekt Geschlecht“ (1999), „Sexuelle Szenen“ (2000), „Und sie bewegen sich doch ... Aus der Begegnung von Frauenbewegung und Wissenschaft“ (2006).

Solche Themen und Fragestellungen führten in den 1970er und 1980er Jahren natürlich auch zu einem anderen Umgang mit der universitären **Lehre**: zu neuen *Lehr-Inhalten* und auch zu neuen *Lehr-Formen*:

Die sozial- und geisteswissenschaftlichen Lehrangebote behandelten seit dieser Zeit immer wieder auch Frauen- und Geschlechterthemen (wenn Lehrende dafür vorhanden waren). Die Interessen vieler Studierender (v. a. von aktiven Studentinnengruppen) in diesen Fächern haben das nachdrücklich gefordert und gefördert: so z. B. in den Fakultäten für Soziologie, für Linguistik- und Literaturwissenschaft, für Pädagogik, Psychologie und Philosophie, für Geschichte – bereits ab 1974, lange bevor es die ersten „Frauenprofessuren“ (ab 1989) gab. Die Lehrformen in solchen Seminaren entwickelten häufig andere, neue Arten des Lernens und Zusammenarbeitens: die Philosophin und Studienberaterin Ruth Großmaß führte mit mir zusammen von 1979 – 2004 (25 Jahre) geschlechterthematische Seminare im Team-Teaching durch – Seminare, die ursprünglich von einer Studentinnengruppe aus der Philosophie angeregt und eingefordert worden waren. Aus manchen unserer wissenschaftlichen Seminare zur Frauenforschung ergaben sich gemeinsame Veröffentlichungen mit Studierenden, in Form von Readern, herausgegeben von renommierten Verlagen (so z. B. Großmaß/Schmerl: „Philosophische Beiträge zur Frauenforschung“ 1981; „Feministischer Kompaß, patriarchales Gepäck. Kritik konservativer Anteile in neueren feministischen Theorien“ 1989; „Leitbilder, Vexierbilder und Bildstörungen. Über die Orientierungsleistung von Bildern in der feministischen Geschlechterdebatte“ 1996). Die psychologiekritische Zeitschrift „Psychologie und Gesellschaftskritik“ hat zudem unter unserer beider Redaktion zwischen 1983 – 1994 fünf Schwerpunktheft zum Thema „Frauen“ herausgebracht.

Schon 1978 gab es an der Uni Bielefeld eine Tagung „Frau als Objekt und Subjekt der Wissenschaft“. Ab 1983 wurden auch interdisziplinäre Frauencolloquien angeboten, die von Lehrenden mehrerer Fakultäten gemeinsam veranstaltet wurden und renommierte auswärtige Wissenschaftlerinnen einwarben – was erneut die Notwendigkeit, aber auch die Selbstverständlichkeit von Interdisziplinarität vieler Geschlechterfragen bewies. Im Dezember 1984 gab es sogar eine ZiF-Tagung zum Thema „Wie männlich ist die Wissenschaft?“.

Vor allem wurde – zentral wichtig für die Förderung interdisziplinärer Frauen- und Geschlechterforschung – im Juli 1980 (mit Zustimmung des Rektorats und der finanziellen Unterstützung des NRW-Ministeriums für Wissenschaft und Forschung) eine „Geschäftsstelle Frauenforschung“ eingerichtet (ab 1982 „Interdisziplinäre Forschungsgruppe Frauenforschung – IFF“, seit 1991 mehrmals umbenannt, heute „Interdisziplinäres Zentrum für Geschlechterforschung – IZG“). Dies war möglich gewesen, weil wir gemeinsam mit einer Gruppe von Assistentinnen und Studentinnen nach längerer Vorarbeit – anknüpfend an die Universitätsordnung, die ausdrücklich die Einrichtung von interdisziplinären Forschungsschwerpunkten vorsah – im Februar 1980 dem Rektorat eine diesbezügliche Petition mit Unterschriftenliste vorlegen konnten.

Seit 1988 gab es – unter der Federführung der Fakultät für Pädagogik – einen Studiengang „Frauenstudien“, der ebenfalls von Mitarbeiterinnen verschiedener Fakultäten konzipiert worden ist.

Schließlich sind in den 1970er und 1980er Jahre auch neue Formen von **Handlungsforschung** entwickelt worden:

Im Rahmen der „Visuellen Soziologie“ wurde 1975/76 an der Fakultät für Soziologie ein Dokumentations-Film (und ein Buch) zur Diskriminierung und Befreiung männlicher Homosexualität erstellt, in Zusammenarbeit von zwei Soziologiestudenten und mir (Recht, Schmerl, Stoffel: „Rosa Winkel? Das ist doch schon lange vorbei...“ 1976).

1980 wurden eine Ausstellung und ein Katalog über frauenfeindliche Werbung in Zusammenarbeit von Universität (PPP-Fakultät) und Fachhochschule für Design entwickelt (Schmerl/Fleischmann: „Die Spitze des Eisbergs – Frauenfeindlichkeit in der Werbung“ – eine Ausstellung; Schmerl: „Frauenfeindliche Werbung – Sexismus als heimlicher Lehrplan“). Die Ausstellung ist 15 Jahre lang im gesamten Bundesgebiet ausgeliehen und gezeigt worden und hat andere, nachfolgende angeregt.

Nimmt man die „junge“ Geschichte der Universität Bielefeld im Rückblick auf ihre ersten 50 Jahre wahr, so erscheinen sowohl die gesellschaftlichen wie die wissenschaftlichen Veränderungen in dieser historisch kurzen Epoche enorm. Damals die Geschlechterfrage in die Wissenschaften zu tragen, an die Wissenschaften zu stellen, war in einer Weise neu und un-erhört/ungehörig, wie wir uns es heute glücklicherweise kaum noch vorstellen können. Nach den ersten politischen Erfolgen der 2. Frauenbewegung Anfang der 1970er Jahre waren spätestens ab den 1980ern die Wissenschaften als Kritik- und Handlungsfeld dran. Geschlechterfragen auch dort zu stellen, an die Lehre, an die Forschung, und zwar durch Wissenschaftlerinnen selbst, war völlig neu und dringend notwendig: die Falschaussagen über weibliche Menschen, die Auslassungen, die blinden Flecken, die falsche Gleichsetzung von Mensch = Mann, die männlich-dominanten Verallgemeinerungen, die versteckte, aber



Prof. Dr. Christiane Schmerl

Eine der ersten und jüngsten Professorinnen für Pädagogik

Humanistisches Gymnasium in Bremen und Köln, Psychologiestudium in Bonn und Hamburg. Von 1969 – 1973 Assistentin am Psychologischen Institut der Universität Mainz, dort 1971 Promotion in Sozialpsychologie. Von 1973 – 1978 Assistentin an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld, Habilitation in Sozialpsychologie an der Universität Osnabrück. Von 1978 – 2005 Professorin an der Fakultät für Pädagogik der Universität Bielefeld mit dem Schwerpunkt ‚Außerschulische und defizitäre Sozialisation‘. Sie war nach 1978 (zwar nicht die erste aber) zeitweise die einzige Professorin an der Universität Bielefeld.

1976 war sie an der Gründung und bis 1986 an der Vorstandarbeit des autonomen Frauenhauses Bielefeld beteiligt, ebenso 1980 entscheidend an der Gründung, dem Ausbau und an einigen ‚Rettungsaktionen‘ des heutigen Interdisziplinären Zentrums für Geschlechterforschung (IZG) an der Universität Bielefeld.

Veröffentlichungen in den Bereichen Sozialpsychologie, Sozialisation, politische Einstellungen, Frauen- und Geschlechterfragen, Massenmedien, Wissenschaftskritik.

selbstverständliche Überlegenheits- und Herrschaftsideologie des männlichen Menschen, der männlich geprägten Kultur überhaupt aufzuspüren, sie zu benennen, sie mit wissenschaftlichen Argumenten zu kritisieren und Veränderungsschritte, Emanzipationsziele zu formulieren und aufzuschreiben, aber sie auch selbstkritisch zu sichten – all das bedeutete die Lehr-, Lern und Forschungsarbeit in dieser Zeit, und so auch an dieser „jungen“, anti-autoritären Universität.

Natürlich gab und gibt es im Uni-Alltag stets jede Menge Zumutungen (z. B. wuchernde Bürokratie, ständigen Kleinkrieg mit Verwaltung und Forschungsförderungen, zunehmend schlechtere Lehrbedingungen etc.), die einem Arbeitsfreude, Gesundheit und Lebenszeit rauben können. Andererseits ermöglicht der 50-jährige „Langzeitblick“ doch Erkenntnisse, die im Alltagsstress nicht immer so klar bewusst bleiben, wie sie es verdienen: *Die politischen Forderungen und Aktionen der 2. Frauenbewegung haben ab den 70er Jahren die Kultur der westlichen Länder nachhaltiger verändert als viele andere soziale und politische Kräfte.* Eine der zentralen Leistungen der Frauenbewegung lag in der Mobilisierung der Wissenschaft für ihr ureigenes Anliegen: das der Menschenrechte für Frauen. Die Wissenschaft war in der Lage, dem „gesunden“ Menschenverstand mit ihren Fragen, Methoden und Ergebnissen Argumente zu liefern, die jede ideologische, religiöse, biologische oder auch „nur“ egoistische Rechtfertigung von Frauenunterdrückung in Luft auflöste: Aufklärung pur.

Nun sehen wir heute ebenfalls – 50 Jahre später – dass dieser Kampf weiter(hin) geführt werden muss. Das autoritäre Syndrom ist nicht verschwunden, sondern wird durch rechtsextreme Politik in den USA und Europa wieder hoffähig: die Misogynie ist wieder dabei. Egal, ob Frauen *erneut* als begrabschbar vorgeführt werden (Trumpismus), oder *weiterhin* als sexuell erpressbares Freiwild für patriarchale Macht- und Kulturmuster benutzt werden (Me-Too), oder ob sie als ewig wegzuschließendes, unsichtbar und unmündig gehaltenes Etwas als „rein“ idealisiert werden (orthodoxe Religionen): Die versuchte Wiederkehr dieser vampirhaften Patriarchats-Untoten muss neben anderen Mitteln auch mit den bewährten Methoden der Wissenschaft bekämpft werden. Dafür brauchen wir alle den Rückblick auf unsere Geschichte und den Vausblick auf eine aufgeklärte Zukunft.

Fragen an Friederike Schmid

Wann haben Sie Ihr Interesse an Physik entdeckt?

Ich wollte ursprünglich Grundschullehrerin werden. Durch den Unterricht in der Oberstufe und den Leistungskurs Physik hat mich die Leidenschaft für Physik gepackt. Mit speziellen Fördermaßnahmen hatte das nichts zu tun, die gab es an unserer Schule auch gar nicht. In der Mittelstufe habe ich mich mehr für Mathematik interessiert, habe dann aber in der 11. Klasse festgestellt, dass in Physik in der Oberstufe viel Mathematik praktiziert wird. Deshalb habe ich den Leistungskurs Physik gewählt. Später hat mich dann begeistert, dass man die Natur offenbar so gut mit mathematischen Formeln beschreiben kann.

Sind Ihre naturwissenschaftlichen Neigungen in der Schule gefördert worden?

Ich denke schon. Ich war an einem nicht besonders elitären Kleinstadtgymnasium, aber wir hatten teilweise sehr motivierte Lehrer, und das ist das Wichtigste.



Wann haben Sie sich für die Wissenschaft entschieden?

Das war während meiner Zeit als Postdoktorandin an der University of Washington in Seattle. Eigentlich wollte ich einen Postdoc machen und mir dann eine Stelle außerhalb der Wissenschaft suchen. Aber die Postdoc-Zeit hat so viel Spaß gemacht, dass ich beschlossen habe, noch an der Uni zu bleiben und zu sehen, wie weit ich komme.

In welchem Zeitrahmen waren Sie an der Universität Bielefeld?

Ich war in der Zeit von 2000 bis 2009 als Professorin an der Fakultät für Physik tätig.

Fühlten Sie sich als eine der ersten Professorinnen im Fachbereich Physik gut integriert?

Eigentlich habe ich das nicht als besondere Situation empfunden. Ich fühlte mich nicht anders behandelt als die männlichen Kollegen. Der Anfang ist immer schwierig und sehr anstrengend. Aber das geht allen so, unabhängig davon, ob man eine Frau ist. Ein Vorteil für mich war, dass wir kurz nach meinem Dienstantritt mit den Vorbereitungen für einen Sonderforschungsbereich angefangen haben, den SFB 613 „Physik in Einzelmolekülprozessen und molekularer Erkennung in organischen Systemen“. Das war ein sehr spannendes interdisziplinäres Projekt mit der Chemie und der Biologie, in dem es darum ging, einzelne Moleküle zu beobachten, zu verstehen und zu manipulieren. Ich war von Anfang an zentral eingebunden, war Teilprojektleiterin mehrerer Projekte und lange Zeit auch im Vorstand des SFBs. Auch inhaltlich habe ich sehr viel gelernt in dem SFB und seine Fragestellungen haben meine Forschung für lange Zeit und bis heute geprägt.

Wie hoch war der Anteil der Studentinnen in dem Fachbereich?

Ich glaube, es waren ca. zehn Prozent. Einige der Studentinnen, die ich damals unterrichtet habe sind heute noch an der Fakultät, z. B. Frau Inga Ennen. Warum so wenige Frauen Physik studieren, kann ich Ihnen auch nicht sagen. Eigentlich bin ich hier die falsche Ansprechpartnerin, ich habe ja Physik studiert. Studentinnen der MINT-Fächer können solche Fragen nicht beantworten, man müsste die fragen, die kein MINT-Fach studieren.

In diesem Zusammenhang haben wir noch eine Frage: In der letzten Zeit wurde in der Fakultät für Physik diskutiert, dass Studentinnen, die nach wie vor zur Minderheit gehören, nicht gerne durch frauenspezifische Veranstaltungen angesprochen werden. Haben Sie eine Idee, wie man Physik-Studentinnen zur Teilnahme an Fördermaßnahmen motivieren könnte?

In den unteren Semestern ist der Bedarf scheinbar nicht so groß. Diese Themen werden erst in der Phase wichtig, wenn es um die Familienplanung, die Vereinbarkeit von Familie und Beruf geht. Dann merken auch die Studentinnen, dass es sie doch betrifft. In diesem Stadium müsste man sie unterstützen, abholen und sich verstärkt um die Familien kümmern. Das gilt auch für die Familienväter. Mütter können nur dann so viel in die Wissenschaft investieren wie Väter, wenn die Väter die Chance haben, gleich viel in die Familie zu investieren, ohne dass das ihre Karriere gefährdet – also wenn sie z. B. auch früher gehen dürfen, weil das Kind von der Schule abgeholt werden muss, wenn sie meetings absagen und zu Hause arbeiten dürfen, weil das Kind krank ist oder die Kita streikt. Das ist noch nicht immer selbstverständlich.

Welches waren und sind Ihre Forschungsschwerpunkte?

Mein Arbeitsgebiet ist immer die weiche Materie gewesen. Nach Bielefeld wurde ich damals auch deshalb berufen, weil mich Fragestellungen der Biophysik faszinierten, wobei das nicht mein Hauptschwerpunkt ist. Ich interessiere mich generell für die Eigenschaften von Flüssigkeiten und Festkörpern, die aus großen Molekülen bestehen. Das schließt Kunststoffe ein, Flüssigkristalle wie sie z. B. in Displays vorkommen, aber auch fast alle natürlichen Materialien und der Stoff, aus dem lebendige Wesen gemacht werden. Mich begeistert, wie diese Moleküle sich zusammenfinden, um größere komplexe Aggregate zu bilden, wie z. B. Biomembranen oder Proteinkomplexe. Diesen Prozess nennt man Selbstassemblierung oder Selbstorganisation. Das passiert ganz von alleine, ohne dass man die Moleküle gezielt irgendwo hinschieben muss, aber man kann es kontrollieren, z. B. dadurch, wie man die Moleküle aufbaut und wie man den Prozess steuert.

In Bielefeld wurde meine Forschung stark von dem schon oben genannten SFB 613 geprägt und ich habe vor allem von der Zusammenarbeit mit der Gruppe von Herrn Prof. Anselmetti und von den Diskussionen mit Prof. Reimann viel gelernt. Dies war damals sehr inspirierend für mich. Ich habe angefangen, mich mit Transportmechanismen für wichtige Biomoleküle wie DNA zu beschäftigen, und das mache ich teilweise heute noch. Damals haben sie in Bielefeld den Schwerpunkt „Biophysic and Nanoscience“ (BINAS) eingerichtet.

Die Universität Mainz hat auch einen Schwerpunkt in weicher Materie. Der Fachbereich und das Max Planck-Institut sind ein sehr gutes Umfeld für die Forschung. Heute ist ein wichtiges Arbeitsgebiet die sogenannte Multiskalenmodellierung, da geht es darum, wie man Prozesse auf ganz kleinen Skalen (Atome, Elektronen) mit größeren Skalen (z. B. Materialproben, Gewebe) in Verbindung bringt. Das ist eine der großen Herausforderungen in den Materialwissenschaften und nicht nur dort.

Sie waren in Mainz und sind heute wieder an der Universität in Mainz. Welche Erinnerungen haben Sie an Jahre an der Universität Bielefeld?

Das Besondere an der Universität Bielefeld ist, dass alles in einem Haus ist. Heute hat sich das ja ein wenig geändert. Die große Halle erleichterte Kontakte mit Tutoren, Kollegen und Kolleginnen aus Fächern, die nichts mit Physik zu tun hatten. Ich erinnere mich, dass ich in der Halle gesessen und mit Juristen geredet habe. Das passiert in Mainz weniger. Hier ist es eine Campus-Universität, aber es ist alles viel weiter auseinander. Außerdem ist die besonders gut ausgestattete Bibliothek im ersten Stock in guter Erinnerung. Sie hat mich motiviert, auch in Bücher anderer Fächer zu schauen. Die Arbeit in Bielefeld hat mir viel Spaß gemacht mit den Kollegen aus der Physik, der Chemie und aus der Biologie, und der Mathematik.

Wir danken für das Gespräch.



Prof. Dr. Friederike Schmid
Eine der ersten Professorinnen für Physik

Grundstudium Physik in Heidelberg (1984 – 1986), Hauptstudium Physik an der LMU München (1986 – 1991), Promotionsstudium Theoretische Physik in Mainz (1991 – 1993), Postdoc an der University of Washington in den USA (1992 – 1994), Wissenschaftliche Mitarbeiterin in Mainz, Habilitation 1997, Heisenbergstipendiatin 1998, Nachwuchsgruppe am MPI für Polymerforschung 1999 – 2000, Professur in Bielefeld 2000 – 2009, Professur in Mainz seit 2009. 1998 Gerhard Hess-Preis der DFG und 2003 Karl Peter Grotemeyer-Preis der Universität Bielefeld.

Gertraud Teuchert-Noodt

Rückblick auf 25 Jahre an der Uni Bielefeld



Vor genau 40 Jahren erhielt ich den Ruf an die Fakultät für Biologie der Universität Bielefeld zur Besetzung des W3-Bereichs NEUROANATOMIE in Verbindung mit dem Unterrichtsfach Humanbiologie. Weder gab es zuvor irgendwo diese Fächerkombination, noch gab es an deutschen Universitäten eine Professorin in der ausschließlich von

Männern besetzten Zoologie. Ich wurde von fassungslosen Freunden mit Gratulationen überhäuft. Dahinter stand die Frage, war es ein Zufall? Ein Glücksfall? Oder ein Unfall?

Für letzteres, den **Unfall** könnte der Umstand sprechen, dass über meine 25 Dienstjahre – in den insgesamt 13 Bereichen (aus Zoologie, Botanik, Genetik und Molekularbiologie) keine weitere weibliche Berufung mehr erfolgt ist. Erst als ich 2005 aus dem Berufsleben ausschied, hatte man sich bei zwei Neubesetzungen für je eine Frau entschieden. Ein Vierteljahrhundert hatte also unter den Professoren der Gewöhnungsprozess an das weibliche Geschlecht in unserer Fakultät gedauert? Nein, so mag das nicht stehen bleiben. Seit in den 1980er Jahren die Frauenquote eingeführt wurde, war man bei Berufungsverfahren immer auch an weiterem weiblichen Nachwuchs interessiert. Es gab ihn einfach nicht. Bis Mitte der 90er Jahre tauchten in der Regel unter ca. 40 bis 60 Bewerbungen mal ein oder zwei Frauen mit leider doch nicht ganz passendem Profil auf. Über meine gesamte Studien- und Assistentenjahre hin blieb ich in den Zoologischen Instituten, die ich durchlaufen hatte, immer die einzige Frau, die nicht für das Lehramt studierte. Erst um die Jahrtausendwende sollte sich das ändern. Das war in anderen naturwissenschaftlichen Disziplinen ganz ähnlich.

Ein **Zufall** war meine Berufung jedenfalls auch nicht, was sich wie folgt erklärt. Einerseits hatte in den Gründerjahren der Biologischen Fakultät eine studentische Protestbewegung energisch für die Etablierung einer Humanbiologie gestritten (gibt es heute noch so etwas?). Andererseits war die damals starke Verhaltensforschung unter Prof. K. Immelmann an Interdisziplinarität in der Forschung interessiert, also an der Etablierung einer verhaltensbezogenen Neuroanatomie in Ergänzung zu der vorhandenen Neurophysiologie. Diese für die Erstbesetzung gewünschte Fächerkombination für Lehre und Forschung war mir auf den Leib geschrieben. Mein kühner Schritt, Jahre zuvor die Zoologie zu verlassen und in

die vorklinische Anatomie der Universität Regensburg zu wechseln, hatte mir diesen einmaligen Weg in die Neuro- und Humanbiologie gebahnt.

Wenn mein Werdegang also kein Zufall war, dann war er wohl ein **Glücksfall**? Dazu gibt es viel über jene Genies unter den Biologen der Nachkriegsjahre zu sagen, die mir auf dem Pionierpfad durch die Zoologie zu Leitbildern wurden. Es waren drei. Zuerst war es Konrad Lorenz, an den ich bereits in den ersten Semesterferien (1961) geraten war. Er vermittelte mir durch seine Forschung in der Wildnis und Einsamkeit am Starnberger See ein Verständnis dafür, dass biologische Forschung in erster Linie mit dem Beobachten und nicht dem Experimentieren zu tun hat. Die lorenzsche Erkenntnis hat uns später in der Bielefelder Schaffenszeit zu brauchbaren Befunden geführt. Ich hatte sofort damit begonnen, neben der Standard-Käfighaltung eine Gehegehaltung aufzubauen und mit den genetisch nur geringfügig domestizierten Gerbils (Wüstenrennmaus) zu arbeiten. Im Vergleich der beiden verschiedenen Aufzuchten zeigte sich, wie recht Lorenz gehabt hatte! Wir untersuchten systematisch die Reifung von Neurotransmittern immunhistochemisch mit quantitativer Bildanalyse. Hinter der verhaltensgestörten Käfigaufzucht verbarg sich eine pathologische Organisation des Gehirns in den für psycho-kognitive Funktionen tätigen höchsten Hirnregionen. Ein Resultat mit weitreichenden Folgen auch und gerade für die Entwicklung von Psychopharmaka! Heute ist die Gehegehaltung in der Hirnforschung vielerorts endlich zum Standardmodell geworden. Allerdings weiß ich nicht, ob es auch in der industriellen Pharmaforschung angekommen ist.

Mein zweites Vorbild war der große Kieler Evolutionsbiologe Adolf Remane, in dessen Auftrag ich meine Dissertation zur Embryogenese einer archaischen marinen Tiergruppe durchführte. Er hat mir ein ganzheitliches Verständnis für die Evolution der Tiere vermittelt und die Idee mitgegeben, dass auch der Mensch dazugehört. Deswegen räumte ich später in den Bielefelder Zeiten der Vorlesung „Evolution des Menschen“ eine höchste Priorität ein. Als ich nach den Doktorandenjahren meine Ergebnisse präsentierte, kommentierte Remane hörbar für Umstehende: „Eine solche Arbeit konnte nur eine Frau schaffen“. War das nun eine Diskriminierung? Nein. Seite an Seite mit Männern zu forschen, hatte mich unter vielem anderen auch dessen belehrt: Frauen forschen anders, wenn man sie denn lässt. Die Kieler Schule hatte mir eine Gewissheit vermittelt, dass auch eine Frau in der Zoologie etwas werden darf.

Später sollte ich auf das dritte Vorbild meiner Laufbahn treffen, den Göttinger Neurobiologen Joachim Wolff. Er nahm mich mit auf den Weg in die kognitive Plastizitätsforschung. Seine „Theorie zur Selbstorganisation neuronaler Netze durch Kompensation“ hat mir den Einstieg in die Lern- und Psychoseforschung vermittelt, die ich später in Bielefeld aufbaute. Meine bis dahin rätselhaften Wege durch den Dschungel der Zoologie begannen sich zu einem Konzept zusammenzufügen. Mir wurde klar, dass ich nur noch über das Gehirn forschen wollte.



Prof. Dr. Dr. Gertraud Teuchert-Noodt
Erste Professorin für Biologie

Studium der Biologie, Chemie, Physik an den Hochschulen Stuttgart-Hohenheim, Göttingen und Kiel (1961 – 68). Abschlüsse Promotion, Staatsexamen, Habilitation (Regensburg 1976), diverse Forschungsaufenthalte. 1979 – 2005 Professorin an der Universität Bielefeld, Fakultät für Biologie. Leiterin des Bereichs NEUROANATOMIE, Schwerpunkte: Elektronenmikroskopie, Humanbiologie, Lern- und Psychoseforschung am limbisch-präfrontalen System mit Hilfe der Immunhistochemie und quantitativen Bildanalyse, Entwicklung eines nicht-invasiven Psychose-Modells (Gerbils), Neuro-Korrelate der frühkindlichen Traumatisierung, Drogenwirkung und Suchtentstehung. Mitbegründerin des „Bündnis für humane Bildung. Aufwach(s)en in einer digitalen Welt“.

Also waren es viele glückliche Umstände, hervorragende Lehrmeister, große Neugierde, Begeisterung an der Sache und hartnäckiges Durchhaltevermögen, was mir den Weg nach Bielefeld geöffnet hat. Erst viel später erkannte ich, dass diese drei großen Biologen es waren, die mich allesamt zu dem Berufsfeld hingeführt hatten, das mir erlaubte, eine eigene Schule der „Systemischen Entwicklungs-Neurobiologie“ zu gründen. An dieser Stelle mag man sich einmal auf die postfaktische Jetztzeit besinnen, in der ein um Rat suchender junger Student „sein“ Profil mit Hilfe von digitalen Prognoseprogrammen aus einer Cloud von Big Data bezieht und über Algorithmen zielgenau zu vermeintlichem Erfolg kommt. Die Auseinandersetzung mit eigenen Stärken und Schwächen wird schlicht ausgelagert, „Algorithmen relativieren die Verantwortung für das eigene Leben, und der Student ordnet sich einer stochastischen Scheinrationalität unter“ (so drückte es kürzlich ein Freund, Ingo Leipner, aus). Wohin wird uns das führen? Es nimmt uns die geistige Freiheit, den Lebensweg in Selbstbestimmung zu finden. Es nimmt uns die Menschenwürde und die Kreativität, beides Voraussetzungen für nachhaltige wissenschaftliche Forschung.

Ich bin Mitglied im „Bündnis für humane Bildung – aufwach(s)en mit digitalen Medien.“ Wir sind eine kleine Gruppe von aktiven und ehemaligen Hochschullehrern und Freiberuflern, und wir kämpfen gegen die komplette Digitalisierung im Bildungswesen an. Hier lerne ich die wenigen Frauen und Männer kennen, die es wagen, mutig gegen Medien-Konzerne und den Mainstream aufzustehen. Viele Vorträge führten mich in den vergangenen Jahren mit der Mission durch die Bundesrepublik, die sich digitalisierende junge Generation vor dem Niedergang der allgemeinen Intelligenz zu bewahren. Tablets sind keine Wissensvermittler, „Lernen ist Erfahrung, alles andere ist Information“ (Albert Einstein), und das Smartphone in den Händen der Jugendlichen erzeugt eine Sucht, die der von Drogen entspricht. Wie hatte ich doch bereits in den Bielefelder Jahrzehnten vor dem Hintergrund unserer Forschungsbefunde mit öffentlichen Vorträgen gegen die aufkommende Drogenszene angekämpft. Lernen im Kindesalter, die Sucht- und traumatische Psychoseentstehung, das waren unsere Themen, die wir an einem selbst entwickelten nicht-invasiven Psychosemodell studierten. Kurz gesagt, wir fanden heraus, dass Stressoren jeglicher Art im Stirnhirn eine „Notreifung“ von Nervenzellen und Transmittern bewirken, was zu psycho-kognitiven Fehlsteuerungen führt. Das sollte gesellschaftlich als Alarmsignal dienen. Was wird geschehen, wenn Politiker nunmehr mit Tablets an Schulen die „digitale Bildung“ erzwingen wollen? Sie werden sich selber abschaffen, bzw. sie werden von einer autistoid-virtualisierten und gleichzeitig fremdgesteuerten Jugend abgeschafft werden.

Zu Beginn der 80er Jahre bestand an der Fakultät für Biologie eine mitreißende Aufbruchstimmung. Die alljährlichen Sommerfeste der Fakultät, die jeweils in einem der zugehörigen Vor-/Hinterhöfe stattfanden, blieben über die Jahrzehnte hin ein ungezwungen fröhliches Zusammenkommen. Regelmäßig traf man sich im interdisziplinären biologischen Kolloquium, das Botanik, Zoologie,

Physiologie, Genetik und Molekularbiologie einschloss und zur Nachsitzung beim ‚Griechen‘ in der Uni-Halle. Einige Kollegen, mich eingeschlossen, bedauerten es sehr, dass wir diesen geistigen Austausch nach einem knappen Jahrzehnt aufgaben und stattdessen interne Kolloquien organisierten. Damit sanken alsbald die Chancen, sich unter Kollegen noch irgendwo im fachlichen Kontext – außer bei Prüfungen gemeinsamer Kandidatinnen und Kandidaten – zu begegnen.

Mit dem mir wissenschaftlich am nächsten stehenden Kollegen Immelmann bestritt ich in den ersten Jahren die Vorlesung zur Phylogenie der Wirbeltiere. Gemeinsam gingen wir ein Projekt zur Prägung an. Er war mit seiner Verhaltensgruppe längst auf die Sexualprägung von Zebrafinken eingeschworen, als wir damit begannen, dazu die Strukturkorrelate zu analysieren und mit unseren Prägungsbefunden an Hühnerküken abzugleichen. Es war ein so hoffnungsvoller gemeinsamer Einstieg. Dieser aufgeschlossene Verhaltensforscher weckte mit seiner unkonventionellen Wesensart in mir Erinnerungen an die Lorenzschule in Seewiesen. Hier weht ein frischer Wind, dachte ich. Das war von kurzer Dauer, Immelmann erkrankte zusehends und schied 1987 aus dem Leben. Es war ein schwerer und nicht wieder zu reparierender Verlust für die gesamte Bielefelder Biologie. Auch ein mir wissenschaftlich nahe stehender Kinderpsychologe verließ alsbald die Universität, so dass sich für meinen Bereich keine unmittelbare Kooperation mehr anbot. Man (Frau) wurde in keine der Berufungskommissionen gewählt, die für eine neue Kooperation hätte sorgen können.

So langsam stellte sich heraus, dass die von Macht beseelten Herren ihr eigenes Süppchen kochen wollten. Da ich mich über die gesamte Studienzeit fast ausschließlich auf Männer eingeschworen hatte, wird man verstehen, dass ich eigentlich überhaupt kein Problem hatte, auch im gehobenen Status mit männlichen Kollegen auf freundschaftlich-kollegialem Fuß zu leben. Unbefangen hatte ich begonnen, und ohne jemals feministischen Kampfgeist entwickelt zu haben, fühlte ich mich gleichberechtigt. Aber in den Fakultätssitzungen überkam mich langsam eine dumpfe Befangenheit. Ein Interesse, mich in Gremien einzubringen, sank abrupt. Entscheidungen wurden in den Konferenzen zwar zur Abstimmung gestellt, waren faktisch aber vorher bereits entschieden. Über eine gewisse Zeit versteifte ich mich darauf, wider den Stachel zu locken, um einzelne Kollegen zu ärgern und für etwas Spannung in den Sitzungsabläufen zu sorgen. Aber das zahlte sich natürlich nicht aus. Ich war der Meinung, dass – ebenso wie in der großen Politik – Bürokratismus den Männern mit dem Bart aus dem Gesicht herauswächst. Allerdings zeigt uns die von mehr Frauen in Führungspositionen mitbestimmte Neuzeit, dass auch sie im Umgang mit Sacharbeiten nicht die Lösungen aus dem Handgelenk schütteln und Macho-Allüren an den Tag legen können. Oder?

An dieser Stelle muss ich ein lautes Loblied auf das weibliche Personal im Verwaltungsapparat der Biologischen Fakultät singen! Umgekehrt zum Kollegenkreis, war die Verwaltung über die Jahrzehnte hin mit Frauen besetzt, geziert von einem einzigen Mann, dem Studiendekan. Die Verwaltung funktionierte in allen Teilbereichen – Fakultätsverwaltung, Haushalt, Einkauf, Prüfungsamt etc. – einfach fabelhaft. Von den Sachbearbeiterinnen wurde man durchweg mit uneingeschränkter Hilfsbereitschaft angenommen. Für Probleme nahm man sich Zeit und suchte gemeinsam nach praktischen Lösungen. Eine gleiche Offenheit begegnete mir auch in der Werkstatt, der Gärtnerei, dem Studio des Graphikers und Präparators. Aber hallo, in diesen Einrichtungen regierten fast ausschließlich Männer. Mir begann zu dämmern, dass es grundsätzlich kein Geschlechterproblem war, das mich gegenüber den Hochschulkollegen entfremdete. Es war und bleibt vielmehr ein umfassendes Problem innerhalb dieser Berufsgruppe selber, in der jeder sich selbst für den Größten hält. Der Zuwachs an Anforderungen innerhalb der Einrichtungen, Geltungs- und Profitsucht und vieles, was persönliche Ängste schürt, führte zu Cliquesbildungen oder Abschottung, baute die von Hoffnung getragenen Ersterwartungen in mir ab. Es war und bleibt die schlichte Unflexibilität und Main-Stream-Mentalität, die jener einstigen an uns gerichtete Aufforderung „mehr Demokratie zu wagen“ (Willy Brandt), nicht nur in unserer Fakultät die Fähigkeit nahm, über den eigenen Teller- rand zu blicken. Stattdessen setzte sich eine mitunter haarsträubende Ignoranz gegenüber einer Nachbardisziplin durch. In Prüfungsverfahren las man einfach die Gutachten von Kollegen nicht und stimmte, von Laune getrieben, mitunter auch gegen sie ab. Natürlich zum Schaden des Prüfungskandidaten sowie der ganzen Fakultät. So erlebt.

Wie erfreulich war es stattdessen, als ich mich in der 2. Hälfte der 80er Jahre in einer aus vielen Fakultäten zusammengewürfelten Professorenschaft wiederfand, um ein interdisziplinäres Kolloquium zur „Selbstorganisation“ auf die Beine zu stellen. Seitdem steht eine Aufforderung im Raum: Theoretisch müsste es doch möglich sein, oben dargelegte Positivmerkmale beider Geschlechter nach dem Prinzip der Selbstorganisation zusammenzuschweißen. Dieser Versuch hatte uns in den Gründerjahren kurzfristig vereint, und jeder einzelne Fachbereich hatte es dann weitestgehend schaffen können, ein wahres Eldorado intern aufzubauen. Wie gut sich dies mit Hilfe des durchgehend hoch motivierten Nachwuchses in der NEUROANATOMIE gestaltet hat, das gehört zu meinen dankbarsten Erinnerungen! Hatten die Gründungsväter doch in den 70er Jahren ein gut durchdachtes Gesamtkonzept für die Fakultät zusammengezimmert, demzufolge alle Bereiche so uneingeschränkt gleichwertig behandelt wurden, dass Eifersucht und Neid keine Chancen hatten. Aber seit die Gelder mehr und mehr über Drittmittel eingeworben werden mussten, was wertvolle Forschungszeit beschränkte, änderte sich vieles nicht zum Besseren. Zum Glück erfolgte das erst in meinen allerletzten Jahren vor dem Ruhestand.

Drei tüchtige Technische Mitarbeiterinnen halfen, den Grundstein für Lehre und Forschung zu legen. Wie wertvoll waren zusätzlich studentische Hilfskräfte, die uns von der Fakultät zur Verfügung gestellt wurden! Um Praktika zu bestreiten, mussten histo- und neurologische Präparatekästen auf die Beine gestellt werden und, und, und ... Mit anfänglichen Drittmitteln konnte ich zusätzlich alle notwendigen Gerätschaften anschaffen, die nicht in der Erstausrüstung enthalten waren. Spätere Drittmittelanträge? Nein, lieber versuchten wir, rational sparsam zu wirtschaften. Die Gelder flossen sowieso in die molekulare Auftragsforschung ab, dahinter stand meist die Pharmaindustrie. Unser Motto war stattdessen, mit Resultaten und nicht mit Geldmitteln punkten zu wollen. Stand die Lern- und Psychoseforschung damals doch im Mittelpunkt der systemischen Grundlagenforschung überhaupt. Die klinische Relevanz konnten wir mit der Biologischen Psychiatrie an Universitätskliniken Süddeutschlands zur Abdeckung bringen. Und natürlich konnte man nur in einer Zeit so sorgenfrei forschen, in der wir noch über Landesmittel zufriedenstellend versorgt wurden.

„Jetzt werden dir aber die Studentinnen nur so zuströmen“, sagte 1980 erfreut mein Mann, der bereits über einige Jahre als Biologe in Kiel zu der eklatanten Schräglage der Geschlechter in Lehre und Forschung Erfahrungen gesammelt hatte. Pustekuchen! In den Vorlesungen und Praktika waren sie meistens sogar in der Überzahl, die Frauen, aber zwecks wissenschaftlicher Mitarbeit klopfen ausschließlich Männer an meiner Tür an. Dieser Zustand dauerte über das erste Jahrzehnt an. Dann tröpfelte es. Eine erste, zweite Lehramtskandidatin stellte sich ein, und erst nach fast 15 Dienstjahren (1994) zwei erste Promovendinnen. Ein Wunder geschah, als alsbald die Frauen in der Mehrzahl waren. Die Laborleitung, jahrelang in Männerhänden, übergab ich erstmals einer Frau, eine weitere couragierte Doktorandin löste sie nach fünf Jahren ab. In meinen letzten Dienstjahren standen mehr Frauen als Männer zur Promotion an. Heutzutage sind Frauen vielerorts in der Hirnforschung in Führung gegangen.

Warum hatte es nach den Demos der 70er Jahre noch so lange gedauert, bis Frauen sich real auf den Weg gemacht haben? Letztendlich waren erst die Töchter derer, die auf die Straßen gegangen waren, zum Durchbruch bereit. Wenn ich mich frage, was mir selber in den 60er und 70er Jahren die Selbstverständlichkeit gegeben hatte, als einzige Biologiestudentin durchzumarschieren, dann weiß ich, dass ich es den Eltern verdanke. Zu Kriegsende hatte der Vater seiner aus dem Osten in den Westen Deutschlands flüchtenden Familie aus russischer Gefangenschaft noch den Wunsch signalisieren können, dass „Bildung die einzige Mitgift sei, die er den zwei Söhnen und drei Töchtern mitgeben möchte“. Männer waren es auch, die mir immer wieder auf dem wunderbaren Berufsweg als Helfer und Leitbilder begegneten. Könnte es sein, dass die Emanzipation auf Gesellschaftsebene in erster Linie nicht **von** Frauen sondern **für** Frauen ausgetragen wird? Und dass die Einflüsse von Eltern auf ihre Kinder dabei eine ganz wesentliche Rolle spielen, ja eine Art Prägung sind? Der Verhaltensforscher Immelmann würde dem vielleicht zustimmen. Ich hatte in den Bielefelder Jahrzehnten erfahren, dass sich erst im Miteinander der Geschlechter eine gesunde Dynamik entfaltet hat. Dann wuchsen – in Blockpraktika und Laboren – kreativer Austausch, Teamgeist und soziales Miteinander. Vielleicht kann das auf Fakultätsebene auch noch gelingen.

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter meines Bereichs wirkten sehr benommen, als ich 2005 aus Altersgründen die Zelte abbuchen musste, obgleich es doch lange vorhersehbar war. Wir beschlossen die wunderbaren Jahrzehnte im Bereich NEUROANATOMIE der biologischen Fakultät Bielefeld mit einem einwöchigen SEGELTÖRN auf der Ostsee. Danke!

Veronika Bennholdt-Thomsen

Der feministische Bielefelder Subsistenzansatz, kurz „Bielefelder Ansatz“ genannt



Ob ich wohl einen Beitrag zum 50-jährigen Jubiläum der Uni Bielefeld schreiben würde? Etwas zur Entwicklung und zum Aufbau der Frauenforschung, wurde ich von Jutta Grau und Lydia Plöger im Auftrag des Prorektors für Forschung, wissenschaftlichen Nachwuchs und Gleichstellung gefragt. Nein, will ich nicht. In dem Zusammenhang gibt es für mich nichts zu jubeln. Schließlich bin ich gerade wegen meines Beitrags zu eben diesem Aufbau aus der Uni Bielefeld und letztlich aus der deutschen Hochschullehrerschaft vertrieben worden. In einem Gespräch aber wurde mir vermittelt, ich solle etwas zur Entwicklung des **Bielefelder Ansatzes** schreiben, da er eine wichtige Rolle in der Debatte gespielt habe, auch über den deutschsprachigen Raum hinaus. Nach wie vor würde ich die feministische Subsistenztheorie mit der Bielefelder Universität in Verbindung gebracht, obwohl keine der Schöpferinnen langfristig hier gelehrt habe ... nur ich bis 1988 mit einer Professur auf Zeit. „Ok, das ist etwas anderes“. Denn der Bielefelder feministische Subsistenzansatz ist eine Erfolgsgeschichte und ich selbst arbeite bis heute an der weiteren Ausformulierung der Theorie und ihrer

Lehre (im ‚Exil‘ in Wien). Sie ist mein Lebenswerk. Es begann an der Universität Bielefeld. Und bekanntlich sind Biografie und Theorie eng miteinander verbunden, bei mir sogar so weit, dass ich nach wie vor in Bielefeld wohne.

Es war im Februar 1975 als ich als dreißigjährige promovierte Sozialanthropologin mit dem Schwerpunkt Lateinamerikaforschung nach Bielefeld kam, knapp sechs Jahre, nachdem die Fakultät für Soziologie gegründet worden war. Beides, Soziologie und die besondere Bedeutung der Lateinamerikaforschung, verdankte die junge Reformuni dem Gründungsauftrag an Professor Helmut Schelsky, 10 Jahre vor meiner Ankunft. Zu dem Zeitpunkt hatte er Bielefeld allerdings bereits verlassen. Der Lateinamerikaschwerpunkt blieb, zumindest eine Weile noch, bis anders orientierten professoralen Begehrlichkeiten Zugriff auf die Ressourcen gelang. Ich war so etwas wie eine ‚geborene‘ Lateinamerikaforscherin. Zweiundzwanzigjährig war ich 1966 zum Studium nach Mexiko gegangen und meine gesamte Forschungserfahrung stammte von dort, auch die empirische Basis meiner Doktorarbeit.¹ Die Erlebnisse jener Jahre prägten mein Denken und sollten zum Bielefelder Subsistenzansatz führen. Wichtig war für mich auch das Jahr 1968, das ich in Mexiko im Kontext seiner gewaltigen und so gewaltsam unterdrückten Studentenbewegung verbrachte. In ihr spielte die Soziokultur der mehrheitlich bäuerlichen und Migrationsbevölkerung in den ‚barrios populares‘ eine zentrale Rolle.

Meinen Theorieansatz in der feministischen Forschung verdanke ich Rosa Luxemburg. Freilich in Verbindung mit meinem eigenen Bewusstwerdungsprozess im Zuge der beginnenden Frauenbewegung. Die Dissertation war fertig, nun stand die erste Beschäftigung als Forschungsassistentin in Mexiko an und die erneute Beschäftigung mit der Lage der Landbevölkerung. Die war in den Augen der Vertreter der internationalen Entwicklungspolitik dem Fortschritt im Weg. Aber auch in den Augen marxistischer (!) Agrarsoziologen. Laut Weltbank mussten die Bauern und Bäuerinnen weg von der Subsistenz hin zur kommerziellen Produktion geführt werden. Durch die empirische Forschung erlebte ich, wie das Vehikel der Kommerzialisierung, die so genannte Grüne Revolution, den weltmarktkapitalistischen Zugriff auf die bäuerlichen Ressourcen vorantrieb und die Menschen vom Land vertrieb. Mexiko war ein Pilotland für die Agrarprojekte. Später sollten die Weiße (Milch) und die Blaue Revolution (Aquakultur) folgen, die den weiteren Weg in die transnationale Industrialisierung des Agrarsektors ebneten.

Ich begann den Fehler in der marxistischen Analyse zu suchen, die für mich doch eigentlich für das Aufdecken von Ausbeutung und Unterdrückung in der kapitalistischen Ökonomie stand. Bei Rosa Luxemburg „Die Akkumulation des Kapitals“ wurde ich fündig. Sie erklärte, dass und inwiefern das System des Akkumulationswachstums zu seiner Existenz der Plünderung der „Naturalwirtschaften“ bedarf. Innerhalb des kapitalistischen Marktsystems könne der Mehrwert, der den Lohnarbeitenden abgepresst würde, nicht gleichzeitig wiederum als Profit erlöst werden. Vielmehr realisiere sich der Mehrwert als Profit anhand des räuberischen Tausches mit den naturalwirtschaftlich Produzierenden. Rosa Luxemburg meinte damit in erster Linie die Beziehungen zu den Kolonien. Aber für mich war ihre scharfsichtige Kritik ein Eye Opener über die unmittelbar kolonialen Zusammenhänge hinaus. Ihre Kritik betraf einen der Pfeiler der sozialistischen Politikausrichtung, nämlich die Fixierung auf die Lohnarbeiterschaft und die Blindheit gegenüber unentlohnter Arbeit. Tätigkeiten und Produkte jenseits des Lohngeldsystems erscheinen als wertlos. Der Erkenntnisschritt hin zur Analyse der unsichtbaren Hausarbeit und der Hausfrauenstellung der Frauen in unserer Gesellschaft war nicht weit. Ich erkannte, dass diese Frauenarbeit zugleich Subsistenzarbeit ist, genauso wie die der ‚rückständigen‘ Bauern und Bäuerinnen.

„Frauen, die letzte Kolonie“², betitelten wir unseren ersten gemeinsamen Artikelband, Maria Mies, Claudia von Werlhof und ich, die wir als die Begründerinnen des **Bielefelder Ansatzes** in die Annalen der Frauenforschung eingegangen sind. Tatsächlich hat Maria Mies nie an der Universität Bielefeld gearbeitet, während Claudia von Werlhof und ich seit 1975 unmittelbare Kolleginnen im Arbeitsschwerpunkt Entwicklungssoziologie und in der Lateinamerikaforschung waren, bis zu Claudias Ausscheiden in 1986.³ Mit Bielefeld wird Maria Mies allerdings insofern zutreffend verbunden, als sie maßgeblich an der Serie von internationalen Konferenzen 1978, 1979 und 1982 im Zentrum für interdisziplinäre Forschung (ZiF) beteiligt war, auf der die gemeinsame feministische Ausrichtung von uns Dreien klar zutage trat. Der Konferenztitel „Underdevelopment and Subsistence Reproduction“ war das Ergebnis der spannenden Debatten um die Verflechtung von Produktionsweisen innerhalb der Bielefelder Entwicklungssoziologie, zwischen den drei weiblichen und zwei männlichen wissenschaftlichen Mitarbeitern, sowie dem Lehrstuhlinhaber. Mit dem Verflechtungsansatz sollte das Nebeneinander von ‚entwickelten‘ und ‚unterentwickelten‘ Formen des Arbeitens und Produzierens in der ‚Dritten Welt‘ erfasst werden. „Aber es handelt sich doch um ein einziges Ganzes“, argumentierten unisono die drei Frauen des Arbeitsschwerpunktes – neben Claudia und mir auch noch Renate Otto-Walter, die der Universität später den Rücken kehrte. Wir wandten uns gegen den Odeur von Rückständigkeit der der nicht industriellen, nicht entlohnten Arbeit anhaftete. „Verflechtung ja, aber nicht in Kombination mit dem Produktionsweisen Begriff, der an ein Denken in Stadien von vormodern und modern gebunden ist“, so unser Argument. Wir dachten dabei an die sehr ähnliche Sicht auf die Hausfrauenarbeit. Die „Re-Produktion“ im Titel konnten wir erst einmal nicht umgehen, obwohl wir das Thema dadurch mit dem Vorurteil belastet sahen, dass die Subsistenzarbeit keine produktive Arbeit sei. Anhand unserer Konferenzbeiträge jedoch wurde die produktive Notwendigkeit der sorgenden, vorsorgenden und versorgenden Arbeit deutlich, was in dem Begriff „Subsistenz“ eigentlich sowieso schon gesagt wird. „Subsistenz“ d. h.: „das, was notwendig ist zum Leben“.⁴

Die bäuerliche Wirtschaftsweise in der ‚Dritten Welt‘ und die Hausarbeit in der ‚Ersten Welt‘ zusammen zu denken – das, was den **Bielefelder Ansatz** ausmacht –, sollte sich in der Folge als außerordentlich fruchtbar erweisen. Der Theorieansatz machte die Runde in der akademischen Welt. So entstand 1982 die dritte ZiF-Konferenz unter dem Titel „Households and the World-Economy“ zusammen mit dem Fernand Braudel-Center der State University of New York (SUNY) at Binghamton bzw. mit dessen Leiter Immanuel Wallerstein, dem Theoretiker der „World Economy“ und Joan Smith, der Leiterin des Women's Studies Program und anderen namhaften Mitgliedern des SUNY.⁵ Welch ein Erfolg für die Bielefelder Entwicklungssoziologie! Und dennoch zugleich der Einstieg in den Ausstieg des gemeinsamen Nachdenkens der Bielefelder Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen im Sinne des Subsistenzansatzes. Zum einen



Dr. Veronika Bennholdt-Thomsen
Mitinitiatorin des „Bielefelder Ansatzes“

1966 – 1969 Studium der Sozialanthropologie an der Hochschule des INAH, Mexiko Stadt, 1974 Promotion an der Philosophischen Fakultät zu Köln in Völkerkunde, 1982 Habilitation an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld, 1975 – 1981 Wissenschaftliche Assistentin Entwicklungssoziologie/Lateinamerikaforschung, Universität Bielefeld, 1981 – 1983 Senior Lecturer, Programme Women and Development, Institute of Social Studie, Den Haag, 1983 – 1988 Professorin auf Zeit für Entwicklungssoziologie, mit Ausrichtung Lateinamerika/Frauenforschung, Universität Bielefeld, 1994 Universität Innsbruck, Politikwissenschaft, Gastprofessuren 1996 Universität für Bodenkultur Wien, 2003 – 2004 Humboldt-Universität Berlin, Rurale Frauenforschung, 2004 Universität Klagenfurt, Frauenforschung/ Gender Studies, 2005 – 2006 CIESAS, Oaxaca, Mexiko, Beitrag zum Aufbau eines Postgraduiertenstudiums in Anthropologie, Programm anthropologische Frauenforschung (DAAD, CONACYT), 1999 bis heute Universität für Bodenkultur Wien, ILAP, Fach Subsistenzkultur, jährlich eine geblockte Vorlesung und ein Seminar als Honorarprofessorin, freie Vortragstätigkeiten 1995 bis heute in Deutschland, Österreich, der Schweiz, Italien, USA, 1994 – 2015 Institut für Theorie und Praxis der Subsistenz e. V.

weil die Diskussion um Subsistenz immer deutlicher und immer konsistenter Bestandteil unseres feministischen Theoriebemühens wurde. Zum anderen weil „Subsistenz“, aller Schriften und Tagungen zum Trotz, ein Synonym für Rückständigkeit blieb, sei es in den developmentspolitischen oder forschungspolitischen Institutionen, die dem ökonomischen Wachstum verschrieben waren/sind (und die die Projektgelder vergeben), sei es im ungebrochen fortschritts-gläubigen metropolitanen Diskurs („zurück in die Steinzeit“). Und last but not least zielte unser Subsistenzansatz in eine andere Richtung als die akzeptiertere, dominierende Frauenpolitik für ökonomische Gleichberechtigung, sowie – und das gewiss nicht zu allerletzt – in eine andere Richtung als der Genderdiskurs, der sich im Zuge der fortschreitenden Globalisierung ausbreitete.

Wir Subsistenztheoretikerinnen hingegen waren dabei einen Paradigmenwechsel zu vollziehen gegenüber der abendländischen, von der humanistischen Aufklärung und den Naturwissenschaften geprägten Geringschätzung des Bäuerlichen, des weiblich Mütterlichen und der Natur, solange sie keine verwertbare Ressource darstellen. Wir zeigten, dass nicht die Überwindung der Rückständigkeit, noch der gleichberechtigte Anteil von Frauen am Wert-Wachstums-Kuchen, noch die Leugnung des Geschlechtsleibes, insbesondere des weiblichen, jeweils ein Ziel oder vielmehr das große eine Ziel sein können, sondern dass umgekehrt das Ziel selbst das Problem ist. „Lohn hat einen ‚Wert‘, Leben nicht?“ fragte Claudia von Werlhof (CvW) 1983⁶. Im gleichen Jahr veröffentlichte Maria Mies (MM) den Artikel „Subsistenzproduktion, Hausfrauisierung, Kolonisierung“ in Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis⁷, jener Zeitschrift, die sie selbst 1978 maßgeblich mit gegründet hatte, damit wir Feministinnen eine eigenständige Plattform zur Entwicklung eigenständiger Theorie hätten durch die Publikation von Beiträgen, die in den etablierten Zeitschriften nicht veröffentlicht werden. „Der Proletarier ist tot. Es lebe die Hausfrau?“ schrieb CvW in „Frauen, die letzte Kolonie“(1983).⁸ Ich war damit beschäftigt, den Kongress „Zukunft der Frauenarbeit“ zu organisieren, der mit tausend Teilnehmerinnen im November 1983 in der Uni Bielefeld stattfand. „Teile und herrsche – Zusammenhang, nicht Trennung von Haus- und Erwerbsarbeit (wider die Dualwirtschaft)“ lautet mein Beitrag.⁹

„Hausfrauisierung“ ist parallel zu „Proletarisierung“ gemeint. Damit zeigen wir, dass die Geringschätzung der subsistenzorientierten Haushaltsarbeit und stattdessen das Streben nach einem Lohnarbeiterstatus – sprich, der Entwicklung der Frau – mitnichten die Befreiung der Frau von der Geringschätzung mit sich brachte. Vielmehr haftet diese im produktivistischen Patriarchat (Kapitalismus und Sozialismus) der Weiblichkeit selbst an und nicht der Hausarbeit. Die Frau wird wegen ihres Leibes, aus dem neues Leben geboren werden kann und nicht produziert wird, gering geachtet. Deshalb erhält sie in der Lohnarbeit für die gleiche Arbeit wie der Mann, weniger Lohn und die weniger angesehenen und schlechter dotierten Posten. Ihre Lohnarbeit wird „hausfrauisiert“. Wie sähe unsere Welt aus, wenn Frauen die Subsistenzarbeit wertschätz-

ten, wenn sie eine entsprechende eigenständige Wirtschaftsweise einklagen würden, die auf der Differenz des weiblichen zum männlichen Leib beruht? Beispiele, wie solch eine Gesellschaft funktioniert, sind in vielen ethnologischen Studien zu finden. Ich selbst habe mit der Forschung in Juchitan, der Stadt der Frauen im Süden Mexikos, Anregungen gegeben.¹⁰

Der Anspruch, dem Geschlechterverhältnis den Platz in der allumfassenden Gesellschaftsanalyse zukommen zu lassen, den es in Wirklichkeit auch einnimmt, war hoch, zu hoch. Man(n) verstand die Absicht und war verstimmt. Das sollte ich bald zu spüren bekommen. „Die gesellschaftliche Arbeitsteilung ist geschlechtlich“, lautete die zentrale These meines Habilvortrags (1982). Genau das aber wollte man an der Bielefelder Uni nicht hören, denn darin sah man – zu Recht – einen Angriff auf die etablierte Soziologie. Eine Stimme weniger aus dem ausschließlich männ*lichen Professorenregium¹¹ und ich hätte die Vortragsprozedur wiederholen müssen. Linke Kollegen, vorgebliche Freunde, blieben dem Habilkolloquium gezielt fern, um das Quorum zu meinen Ungunsten zu beeinflussen. Der Lehrstuhlvertreter für Allgemeine Soziologie sagte in der Aussprache „Ich bezweifle, dass Gebärfähigkeit theorieträchtig ist“. Als ich ob der Ironie in der Wortwahl auflachte, blickte ich in verständnislose Gesichter. Keiner der Anwesenden hatte das ideologische Eigentor des Kollegen bemerkt. Aber immerhin hatte ich es geschafft. Ich war habilitiert und meines Wissens die erste Frau, der das an der als fortschrittlich und besonders aufgeschlossen geltenden Bielefelder soziologischen Fakultät gelang.

Trotz der schlechten Erfahrung kehrte ich später an die Uni Bielefeld zurück. Einerseits weil ich wusste, dass die Verhältnisse woanders nicht viel anders waren und andererseits, weil ich an die Zeitenwende glaubte, die allerdings sehr viel langsamer und sehr viel später kam. Zu dem Zeitpunkt meines Habilvortrags in Bielefeld besetzte ich die Senior Lecturer Position „Women in Development“ am ISS in Den Haag, eine der ersten unbefristeten Hochschulstellen für Frauenforschung in Europa, die von den niederländischen Feministinnen in jahrelangen Auseinandersetzungen errungen worden war. Die meisten Herr*en in den Haag, eine international besetzte Forschergemeinschaft, empfanden die Stellenentwicklung als Niederlage und behinderten die Arbeit der Womens Studies Abteilung wo sie nur konnten. Erschöpft kündigte ich und kehrte nach Bielefeld zurück, auch um meines inzwischen dreijährigen Sohnes willen. Die nun folgende, auf fünf Jahre begrenzte Zeitprofessur „Entwicklungssoziologie, mit Schwerpunkt Lateinamerika/Frauenforschung“, die mir als akzeptabler Ausgleich erschien, sollte sich für meinen weiteren Berufsweg als Hochschullehrerin allerdings als Sackgasse erweisen.

Die fünf Jahre nutzte ich, um für die Institutionalisierung der Frauenforschung – so wie ich sie im Sinne des Bielefelder Ansatzes verstand – zu pöwnen: Nicht „add women and stir“, sondern Frauenforschung als Gesellschaftsanalyse; Gleichstellung ja, aber nicht als Angleichung an den vorherrschenden, profitorientierten, möglichst viele Waren konsumierenden männlichen Lebensentwurf,

sondern im Sinne eines Frauen gerechten, der Geschlechterdifferenz gemäßen, eigenständigen weiblichen Lebensentwurfs. Ergebnis: Besser ich verließ die Kommission zur Erstellung eines Curriculums für Frauenforschung in der Soziologie, sonst wäre das ganze Vorhaben womöglich noch geplatzt. Immerhin konnte mit vereinten Kräften von Studierenden und wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen auch anderer Fakultäten die Einrichtung einer C3 Professur Sozialwissenschaftliche Frauenforschung erreicht werden, die 1988 mit Ursula Müller besetzt wurde. Mir gelang mit der Zeitprofessur der Aufbau eines lebendigen und nachgefragten Lehr- und Forschungsbereichs, den ich „Frauen und Dritte Welt“ zu nennen pflegte. Als der Wissenschaftsausschuss des Landtags NRW mir und dem Rektorat signalisierte, dass man an der Fortführung des Bereichs interessiert sei und mittels einer zeitlich nicht begrenzten Fiebiggerprofessur die Fortführung durch mich begrüßen würde, rührten sich die Haifische im Bielefelder Soziologiebecken. Die Stelle müsse ausgeschrieben werden, obwohl Fiebiggerprofessuren gerade dafür geschaffen worden waren, bewährtes Können zu nutzen und Zeitstellen in Dauerprofessuren zu verwandeln, sprich, für Hausberufungen. Dabei gab es durchaus einige Hausberufungen von männlichen Wissenschaftlern an der Soziologie in Bielefeld, aber nicht für mich, eine feministische Frau. Dennoch bewarb ich mich auf die Ausschreibung, denn eigentlich gab es keinen Weg an mir vorbei, eine der bekanntesten und qualifiziertesten Wissenschaftlerinnen in dem Bereich. Die Manöver, mich zu umgehen, dauerten dann auch 4 Jahre. Schließlich wurde Gudrun Lachenmann, inzwischen habilitiert, auf die Professur „Soziologie, insbesondere Frauen in Entwicklungsländern“ berufen. Mit ihrer Emeritierung 2006 wurde die Professur gestrichen. Der erfolgreiche **Bielefelder Ansatz** der Erforschung von geschlechtsspezifischen Zusammenhängen in einer sich globalisierenden Welt hingegen war aus der Bielefelder Soziologie verbannt worden.

Erst trafen wir uns im FRAZE (Frauenkulturzentrum), dann retteten wir den **Feministischen Bielefelder Subsistenzansatz** in einen Verein „Institut für Theorie und Praxis der Subsistenz“ (1994), mieteten ein Büro im Umweltzentrum und setzten die inhaltliche Zusammenarbeit fort. „Wir“, das waren schon lange nicht mehr nur CvW, MM und VB-Th, sondern frühere Projektmitarbeiterinnen, längst diplomierte ehemalige Studentinnen und einige der Theorie verbundene Männer. Aus dem ITPS e.V. erschienen zahlreiche Arbeitspapiere, wir veröffentlichten Bücher,¹² und in dem Kontext entstanden drei sehr erfolgreiche Promotionen.¹³ Dafür mussten wir Verbindungen in die Uni Bielefeld wiederbeleben, ebenso wie für das große DFG-Projekt zu Juchitán, das einzuwerben mir in der unklaren Phase zwischen Zeitprofessur und ITPS-Gründung gelungen war. Später konnten wir das Aktionsforschungsprojekt in der Warburger Börde beim BMBF einwerben 1999 – 2002.¹⁴ Auch dafür bedurfte es einer Kooperation mit der Universität, die wir durch die Zustimmung von Uli Mai auch erhielten. Dennoch konnte und kann ich die Universität Bielefeld bis heute nur mit physischem Unwohlsein betreten, kurz, ich vermeide es.

Von der Bielefelder Soziologie ausgehend wurde ich innerhalb bestimmter linker Kreise der Scientific Community so diffamiert, dass zweimal meine Berufung vom ersten Platz der Berufungsliste verhindert wurde, in Kassel und in Gießen. Als aus Gießen stammend rufmörderische Artikel zu meiner Person in der Frankfurter Rundschau erschienen, weilte ich fernab vom Geschehen ein Jahr lang in Juchitán und zwar vor der Zeit von Email und Co. Vieles ging an mir vorbei, so der positive Bericht in der TAZ, die Protestbriefe von anderen Frauenforscherinnen und leider auch der öffentlichkeitswirksame Protest der Studierenden gegen meine Nicht-Berufung.¹⁵ So viel war aber schließlich klar, an einer deutschen Hochschule brauchte ich mir, zumal als über Fünfzigjährige, kein Berufungsverfahren mehr anzutun. Meine Arbeit an der feministischen Subsistenztheorie setzte ich freilich nichtsdestotrotz weiter fort. Und weil ich gerne Hochschullehrerin bin, halte ich jedes Jahr weiterhin eine Vorlesung und ein Blockseminar an der Universität für Bodenkultur in Wien, wo mir extra ein Fach als Honorarprofessorin eingerichtet wurde: „Subsistenzkultur“.

Die Begründerinnen des **Bielefelder Ansatzes** sind inzwischen alt. Maria Mies ist 88 Jahre alt, Claudia von Werlhof 76, ich 75. Nach wie vor tragen wir zur Debatte bei, aber was wichtiger ist, die Theorie wird von anderen, Jüngeren weitergetragen, weiter formuliert und entfaltet Wirkung in zahlreichen Praxisprojekten. „Keine Theorie ohne Praxis“ pflegte MM stets zu sagen. Die feministische Subsistenztheorie spielt eine Rolle in der Degrowth-, Commons- und Gift Economy-Diskussion, beim Urban Gardening, bei Via Campesina und in alternativen Landwirtschaftsprojekten. Auch in der feministischen Wissenschaft nimmt die Aufmerksamkeit für diese Theorierichtung im Zuge des ‚material turn‘ erneut zu. Nach wie vor wird sie **Bielefelder Ansatz** genannt. Das freut mich! Aber niemand wird mir wohl verübeln können, dass ich das auch als Ironie empfinde.

Fragen an Anne Flore

Wie haben Sie den Übergang von der Pädagogischen Hochschule zur Universität erlebt?

Mein Studium für Lehramt in den Fächern Kunst und Mathematik war an der pädagogischen Hochschule an der Lampingstraße in Bielefeld. Ungefähr in den letzten zwei Semestern (etwa 1977) wurden dann unsere Seminare der Mathematik, Pädagogik, Didaktik und Psychologie in den Räumen der Universität durchgeführt, während die praktische künstlerische Arbeit weiterhin in den Ateliers in der Lampingstraße stattfand.

War der Hochschulwechsel auch mit Veränderungen Ihres Studiums verbunden?

Insofern, dass die Universität ein riesiger Betrieb im Gegensatz zur pädagogischen Hochschule war. Letztere war ein kleines gemütliches Zuhause. Aber in der Universität eröffneten sich einfach noch einmal ganz neue Welten. Es gab neue Kontakte zu Studierenden anderer Disziplinen, die fantastische Bibliothek direkt vor Ort und die Mensa sowie der große zentrale Campus beeindruckten.

Woher kam die Motivation zu Ihrer Studienfachwahl Kunst und Mathematik?

Besonders Kunst war schon als Kind für mich das wichtigste Arbeitsfeld neben der Schule. Ich habe schon früh angefangen, regelmäßig zu malen und zu zeichnen. Mathematik und Naturwissenschaften waren ein zweites Feld, das mich schon früh fasziniert hat.

Mit welcher Arbeit haben Sie das Fach Kunst abgeschlossen?

Meine praktische künstlerische Arbeit habe ich zu Albrecht Dürers Holzschnitten gemacht, indem ich Fotokopien der Holzschnitte zerlegt, neu und mit anderen grafischen Strukturen sowie durch Überzeichnen zu neuen Bildwelten collagiert habe. Das Prüfungsthema lautete konkret: Albrecht Dürers Holzschnitte als Material für Umgestaltungsprozesse.

Wann haben Sie sich entschlossen, als freischaffende Künstlerin zu arbeiten?

Ursprünglich wollte ich an der Hochschule für Bildende Künste in Hamburg studieren, habe mich dann aber fürs Lehramt in Bielefeld entschieden und nach dem Referendariat als Kunst- und Mathematiklehrerin am Gymnasium in Enger unterrichtet. Durch die Mitbegründung des Künstlerhauses Artists Unlimited 1985 in Bielefeld intensivierte sich meine künstlerische Arbeit stark, und ich musste mich irgendwann für die Schule oder die Arbeit als freischaffende Künstlerin entscheiden. Ein Kunstaustausch 1988 zwischen Bielefeld und der Stadt Pistoia in der Toskana sowie eine Ausstellung führten mich dann 1989 endgültig nach Italien, wo ich heute noch lebe und freischaffend arbeite.



Justitia als Logo des Juristinnen-Tages 2007 und des Gleichstellungsbüros





Selbstportrait

Anne Flore
Künstlerin/Ausstellung von Frauenbildnissen am Juristinnen-Tag
 1974 – 1978 Studium Lehramt Kunst und Mathematik, Pädagogische Hochschule und Universität Bielefeld, 1978 – 1980 Referendarzeit, 1980 – 1989 Lehrerin Sek. I Gymnasium Enger, 1985 Mitgründerin des Bielefelder Künstlerhauses Artists Unlimited. Seit 1989 Arbeit als freischaffende Künstlerin in Italien sowie seit 1997 Dadaperformances.

Im Rahmen des „Feministischen Juristinnen-Tags 2007“ haben Sie in einer Ausstellung in der Universität Bielefeld Frauenbildnisse gezeigt und die Darstellung der Justitia als Logo für die Veranstaltung zur Verfügung gestellt. Wie haben Sie die Veranstaltung in Erinnerung?

Ich habe die Veranstaltung in sehr guter Erinnerung, weil ich ganz tolle Möglichkeiten zum Ausstellen hatte. Vor allen Dingen auch, weil ich eines meiner Hauptthemen, Köpfe, zeigen konnte. Meiner Darstellung der Justitia galt eine besondere Aufmerksamkeit, sie diente als Logo der Ausstellung. Nicht nur die Besucherinnen und Besucher der Ausstellung fanden das Bild der Justitia besonders ansprechend, auch das Gleichstellungsbüro der Universität Bielefeld sah in der Darstellung ein gutes Logo für deren Arbeit. So warb mein Bild über einen längeren Zeitraum für die Gleichstellungsarbeit in der Universität.

Welche Erinnerung verbinden Sie mit der Universität Bielefeld?

Für mich haben sich neue Welten eröffnet, sowohl menschlich und kommunikativ, als auch die unschätzbare Möglichkeit, eine gute fachliche Ausbildung zu absolvieren, wofür ich mich noch heute sehr dankbar fühle.

Wir danken für das Gespräch.

Fragen an Cecilia Herrero-Laffin



Cecilia Herrero-Laffin Künstlerin/Wandbild Stadtbahn- haltestelle

geboren in Justo Daract, San Luis, Argentinien. 1977 – 1982 Studium an der „Antonio N. de San Luis“ Kunsthochschule, in Argentinien. 1986 – 1988 Aufenthalt an der Schule für Wandmalerei „David A. Siqueiros“ Managua, Nicaragua, 1997 – 1999 Stipendium des DAAD an der Hochschule für Bildende Kunst, Hamburg. Seit 2001 fester Wohnsitz in Bielefeld, seit 2002 Mitglied im Kunsthaus „Artists Unlimited“, Bielefeld. Weitere Angaben zu Wandbildern und Ausstellungen unter <http://www.herrero-arte.com/>

Sie sind durch Ihre künstlerische Ausbildung und Ihr umfangreiches Werk sehr weit in der Welt herumgekommen. Wie hat es Sie als geborene Argentinierin und als „Murales“-Kunstschaffende in das ost-westfälische Bielefeld verschlagen?

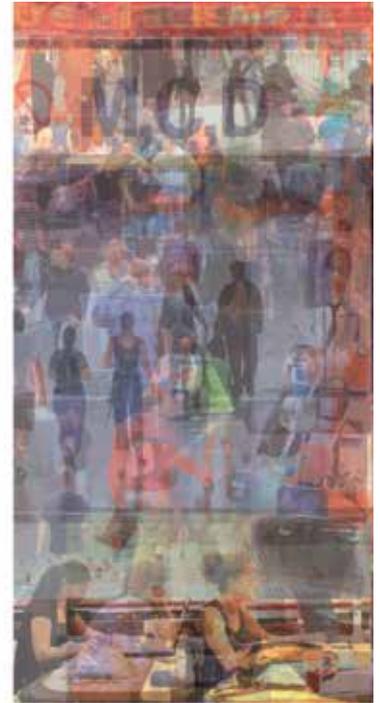
Ich habe Bielefeld durch ein Kunstprojekt kennengelernt. Ich lebte zu der Zeit in Estelí/Nicaragua. Es gibt seit langem eine Partnerschaft zwischen Bielefeld und Estelí, die durch das WeltHaus vertreten wird. Sie luden mich zu einem Wandbildprojekt nach Bielefeld ein. Es war allerdings nicht meine erste Arbeit in Deutschland. 1992 kam ich für das Projekt „500 Jahre Eroberung und Widerstand Lateinamerikas“ und es entstanden Wandbilder in Hamburg, Bremen und Düsseldorf sowie in Italien. 1995 hatte ich dann ein Stipendium an der HDK in Hamburg.

Sie haben 2009 das Wandbild an der Stadtbahnhaltestelle „Universität“ gestaltet. Wie kam es zu diesem Kooperationsprojekt mit dem Frauencafé Anaconda und dem Gleichstellungsbüro, um diesen ehemals mit sexistischen Sprüchen verschandelten Ort aufzuwerten?

Über eine Freundin entstand der erste Kontakt zu einer Frauengruppe des Cafés Anaconda. Von der ersten Begegnung bis zur Realisierung dauerte es dann noch ca. ein Jahr. Insgesamt war es ein etwas schwieriger Prozess, alle bürokratischen Hürden zu nehmen.

Wie sind Sie bei der Konzeption des Wandbildes vorgegangen?

Die Anaconda-Frauen hatten keine fertigen Ideen, sie waren aber sehr offen. Es handelt sich bei der Stadtbahnhaltestelle um einen wichtigen Platz, deshalb wurde lange und viel diskutiert. Die Vorschläge kamen dann von den Frauen. Ich habe bereits viele Erfahrungen mit der Entwicklung von Wandbildprojekten und den gruppodynamischen Prozessen machen können. Die Leute sagen mir, was sie meinen und ich entwickle dann meine Vorstellungen für die Umsetzung. Dieses Konzept war die Idee von den Anaconda-Frauen. Sie stellten Fotografien aus der Universität als Anregung zur Verfügung. Da ein direkt auf die Wand gemaltes Bild an diesem Ort nicht möglich war, es sei denn wir hätten die Straßenbahn für eine Woche gestoppt, suchten wir nach anderen Möglichkeiten. Zunächst wurde an ein Stoffbild gedacht, was aber leider auch nicht praktikabel war. Am Ende haben wir uns für eine Collage entschieden, die auf eine Platte gedruckt werden sollte. Den Mittelteil des Bildes habe ich dann im Atelier gemalt. Es war ein langer gemeinsamer Prozess. „Frauen in der Universität“ ist das Thema. Neben Studentinnen sind es Frauen, die in der Universität arbeiten und kaum wahrgenommen werden, obwohl sie den ganzen Tag dort arbeiten und wichtig sind. Es werden Frauen gezeigt, die in der Universitätsküche und als Reinigungskräfte beschäftigt sind.



Ein Schwerpunkt Ihrer Arbeit ist Darstellung von „unsichtbarer Arbeit von Frauen“, also die Hervorhebung von „Protagonistinnen des Alltags“, die auch das Stadtbahnwandbild bestimmen. War das von Anfang an Ihr Interesse oder hat sich das erst entwickelt?

Nein, nicht immer, es hat sich tatsächlich langsam entwickelt. Ende der 90er Jahre gestaltete ich in Hamburg mein erstes Wandbild zu dieser Thematik. Mittlerweile ist es mehr und mehr zum Schwerpunkt geworden. Ich komme von einer Wandbildschule, da wurde die Kunst meist mit politischem Inhalt verbunden.

An welche Eindrücke von der Universität erinnern Sie sich?

Besonders die Mitarbeiterinnen im Küchenbereich und in der Kantine inspirierten mich nachhaltig. Ich habe daraufhin eine Serie von Bildern und Skulpturen dazu realisiert.

Welche neuen Projekte stehen zurzeit bei Ihnen an?

Ich habe schon 2015 in Argentinien einige Frauen aus Bolivien kennengelernt. Sie gehörten zu einer Gruppe der Baugewerkschaft Boliviens. Diese Frauen arbeiten hart als Maurerinnen. Ihr Anblick bei der Arbeit ist beeindruckend. Diesen Frauen möchte ich in ihrem Arbeitsalltag begegnen und dokumentieren. Es ist geplant, die entstehenden Ergebnisse von Bildern und Skulpturen anschließend im Ziegeleimuseum Lage zu präsentieren.

Wir danken Ihnen und freuen uns sehr, dass wir durch den Bezug auf das Wandbild auch auf weniger beachtete, aber gerade für das Funktionieren einer Universität enorm wichtige Frauen aufmerksam machen können, die auch schon bei der Gründung 1969 eine große Rolle spielten, obwohl die offiziellen Fotos fast nur Männer zeigen.²

Mechtild Oechsle

Innovative Forschung und Lehre: Der MA Gender Studies als Meilenstein

Zwanzig Jahre lang war Mechtild Oechsle Professorin für Sozialwissenschaften mit dem Schwerpunkt Berufsorientierung und Arbeitswelt/Geschlechterverhältnisse an der Universität Bielefeld. Im Jahr 1994 wurde sie als Professorin ans Zentrum für Lehrerbildung (heute BiSEd) berufen, einige Jahre später wurde ihre Professur der Fakultät für Soziologie zugeordnet. Ihre Professur wurde als „Netzwerkprofessur“ im Rahmen des Projekts „Erfolgsprogramm der Wissenschaftspolitik“ zur Förderung der Frauen- und Geschlechterforschung in Nordrhein-Westfalen eingerichtet. Bis zu ihrer Pensionierung im Jahr 2014 beteiligte sich Mechtild Oechsle maßgeblich am Aufbau und der Weiterentwicklung der Frauen- und Geschlechtersoziologie der Universität, insbesondere im Rahmen des Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF, jetzt IZG), dessen Vorstandsmitglied sie von 1994 bis 2009 war. Am 12. März 2018 ist sie im Alter von 67 Jahren verstorben.

Der wissenschaftliche Blick von Mechtild Oechsle richtete sich auf vielfältige Schnittstellen: zwischen Beruf und Familie, Organisationen und alltäglicher Lebensführung, Leitbildern und Praxen, (Aus-)Bildung und Berufsleben. In ihren wissenschaftlichen Schwerpunkten Geschlechter-, Bildungs- sowie Arbeits-, Berufs- und Jugendsoziologie machte sie Frauen und Männer, Lernende und Lehrende, Führungskräfte und Mitarbeiter_innen zum Thema. Von 1996 bis 1999 wirkte Mechtild Oechsle als Professorin am DFG-Graduiertenkolleg „Geschlechterverhältnis und sozialer Wandel“ der Universitäten Bielefeld, Bochum, Dortmund und Essen mit, dem ersten und lange Zeit auch einzigen Graduiertenkolleg, das Geschlechterverhältnisse untersuchte und ausschließlich Frauen förderte und an dem sie 1992 selbst ein Habilitationsstipendium erhalten hatte. Sie engagierte sich in verschiedenen Fachgesellschaften und Beiräten, u. a. in der Fachgesellschaft Geschlechterstudien, dem Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW und der Sektion Frauenforschung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (Sektionsrätin von 2001 bis 2004). Außerdem war sie Mitglied in verschiedenen Instituts- und Publikationsbeiräten und Mitherausgeberin der (noch zu ihren Lebzeiten auf etwa 70 Bände angewachsenen) Reihe „Geschlecht und Gesellschaft“ im Verlag VS Springer.

An der Universität Bielefeld hat Mechtild Oechsle vielfältige Spuren hinterlassen. Für die Forschung sind ihre Projekte und Veröffentlichungen zu den beruflichen Orientierungs- und Lebensplanungsprozessen junger Menschen, den subjektiven Theorien von Studierenden und Lehrenden zwischen Praxisbezug, Employability und Professionalisierung sowie zur Lebensführung von Vätern zwischen Arbeitsorganisationen und Familie wegweisend. Die von ihr zusammen mit Kolleginnen realisierten Tagungen „Das Private neu denken – Erosionen, Ambivalenzen, Leistungen“ (2006), „Fatherhood in Late Modernity. Cultural Images, Social Practices, Structural Frames“ (2007) sowie „Fathers in Work Organizations: Inequalities and Capabilities, Rationalities and Politics“ (2015) erhielten breite Anerkennung im In- und Ausland. Ihr zentrales Forschungsinteresse lag in der „handlungstheoretisch zu fassende[n] Analyse sozialen Wandels auf der Ebene alltäglicher Lebensführung und biographi-



schen Handelns wie sie es in ihrer Abschiedsvorlesung formulierte.¹ Dieses Thema, das sie schon frühzeitig faszinierte, führte sie zu wichtigen Erkenntnissen zur Modernisierung weiblicher und männlicher Lebensläufe, zur Lebensplanung und zur Balancierung von Arbeits-, Familien- und Lebenszeit.

Auch in der Lehre hat Mechtild Oechsle zentrale Impulse gesetzt. So beteiligte sie sich an dem neuartigen virtuellen Lehrangebot VINGS (Virtual International Gender Studies), einem interdisziplinären internationalen Verbundprojekt der Universitäten Bochum, Bielefeld, Hannover und Hagen unter der Leitung von Ursula Müller, mit dem Modul „Modernisierung von Identitäten und Lebensformen“. Als Studiendekanin der Fakultät für Soziologie (2004 – 2007) gestaltete sie die Entwicklung der Bachelor- und Masterstudiengänge an der Fakultät für Soziologie nach den Grundsätzen der Bologna-Reform maßgeblich mit, und sie entwickelte das Modul „Berufsfeldorientierung /Praxisanalyse“ für die sozialwissenschaftlichen Bachelor-Studiengänge. Für die Geschlechterforschung war ihre Federführung bei der Entwicklung und Implementierung des Master-Studiengangs „Gender Studies – Interdisziplinäre Forschung und Anwendung“ zentral, den sie zwischen 2007 und 2014 als Studiengangsbeauftragte begleitete und weil damit ihr Name dauerhaft verbunden bleibt.

In einem ihrer letzten Texte, ein Grußwort, das sie zur Jubiläumsveranstaltung „10 Jahre MA Gender Studies an der Universität Bielefeld“ am 10. November 2017 an der Universität Bielefeld verfasste, aber aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr vortragen konnte, formulierte sie eine Art Bilanz. Im Gedenken an ihre Person, ihr Werk und ihre Bedeutung für die Geschlechterforschung der Universität Bielefeld und den MA-Studiengang Gender Studies wird ein Ausschnitt aus Mechtilds Text abgedruckt.² Es war eine wichtige und richtige Entscheidung, die Geschlechterforschung an der Universität Bielefeld in dieser interdisziplinären Form und mit einem klaren Anwendungsbezug zu institutionalisieren und dieses Profil in der Reakkreditierung weiter zu schärfen. Ich


Prof. Dr. Mechtild Oechsle
Initiatorin des MA Gender Studies

geboren in Eislungen/Fils, 1970 – 1975 Studium der Soziologie, Politikwissenschaft und Germanistik an der Justus-Liebig-Universität Gießen, dort 1975/1977 Erstes und Zweites Staatsexamen für das Lehramt an Haupt- und Realschulen, von 1978 – 1981 Promotionsstipendium und Promotion 1986. 1981 – 1987 Forschungsprojekte im Bereich Arbeits- und Jugendsoziologie, ab 1988 im Sonderforschungsbereich 186 und 1993 wissenschaftliche Assistentin an der Universität Bremen, 1994 bis 2014 C3-Professorin für Sozialwissenschaften mit dem Schwerpunkt Berufsorientierung und Arbeitswelt/Geschlechterverhältnisse an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld, 1994 – 2009 Mitarbeit Vorstand des Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF), 2004 – 2007 Studiendekanin, 2007 – 2014 Studiengangsbeauftragte MA Gender Studies, 2014 i. R., 2018 in Bremen verstorben.

selbst habe in vielfältigen Kontexten und zusammen mit Kollegen und Kolleginnen aus verschiedensten Disziplinen sowohl interdisziplinäre Forschungsprojekte als auch gemeinsame Lehrveranstaltungen durchgeführt – nicht nur in den Gender Studies, lange auch in der Lehrerbildung im Fach Sozialwissenschaften. Diese gemeinsamen, interdisziplinären Lehrveranstaltungen mit Historiker_innen und Geographen, Politik- und Wirtschaftswissenschaftler_innen, mit Germanisten und Kunstwissenschaftlern, habe ich immer als sehr anregend empfunden, und ich glaube den Studierenden und beteiligten Kolleg_innen ging es ganz ähnlich. Nicht zu vergessen die inspirierenden Arbeitsgemeinschaften im Rahmen des ZiF, die wir als Geschlechterforscherinnen zu vielen spannenden Themen wie „Rethinking Privacy“, „Fatherhood in Late Modernity“ oder zuletzt „Fathers in Work Organizations“ durchgeführt haben.

Natürlich gibt es in diesen interdisziplinären Kooperationen auch die ‚Mühen der Ebene‘ – Differenzen in den theoretischen und methodischen Perspektiven, in den Begrifflichkeiten und methodologischen Zugängen und durchaus auch konkurrierende Interessen, wenn es um die Verteilung von Lehrressourcen oder die Einwerbung von Drittmitteln geht.

Hilfreich für eine erfolgreiche Interdisziplinarität ist nach meinen Erfahrungen unter anderem eine starke gemeinsame Problemorientierung und Offenheit, ja Neugier gegenüber anderen theoretischen, methodischen und disziplinären Perspektiven und ihrem Beitrag zu gemeinsamen Fragestellungen und Erkenntnisinteressen.

*Anmerkung der Redaktion:
Wir hatten Mechtild Oechsle
zunächst um einen Beitrag
gebeten, vor dessen Erstellung
sie leider verstarb. Ihre
langjährige Mitarbeiterin,
Dr. Annette von Alemann,
konnten wir für diesen Text
gewinnen, in den Passagen
eines Grußwortes aufgenommen
wurden, das Mechtild Oechsle
für das zehnjährige Jubiläum
des MA Gender im November
2018 verfasst hatte.*

Fragen an Yulika Ogawa-Müller

Sie haben an der Universität Bielefeld studiert. Was spielte bei der Auswahl eine Rolle?
Ich hatte gerade die Entscheidung getroffen, mein Studium der Kulturwissenschaften an der Universität Hildesheim abzubrechen und hatte mich nach einer intensiven Neuorientierungsphase für das Fach Soziologie entschieden. Da die Soziologie in Bielefeld besonders gut aufgestellt war, fiel die Entscheidung für diesen Standort relativ schnell – dass ich damit auch wieder in meine Heimat zog, nahm ich damals noch eher billigend in Kauf. Heute bin ich sehr gerne Bielefelderin. Wirklich.

Was ist aus Ihrer Studienanfangszeit besonders in Erinnerung?
Ich habe die Studienanfangszeit als Lebensphase mit vielen Freiheiten genossen und habe viel Neues entdeckt und über den Tellerrand geschaut – bezogen auf das Studium, aber auch auf weitere Angebote und Aktionsmöglichkeiten an der Uni, bis hin zum Hochschulsport. Mein Ziel war damals, so lange wie möglich zu studieren, um diese Freiheit und die persönlichen Entwicklungsmöglichkeiten so gut es geht auszunutzen. Für ein Auslandsjahr im Senegal habe ich mich z. B. beurlauben lassen, um damit nicht meine Gesamtstudienzeit zu verkürzen. Ich schätzte die inhaltliche Wahlfreiheit im Studium sehr.

Welche Aussicht hat Sie besonders motiviert, sich 2010 für die Stelle zum Aufbau eines Mentoring-Programms für Frauen zu bewerben?

Was mich an der Soziologie fasziniert hat, war sozusagen die Realitäten hinter der Realität zu erkennen – Muster und Strukturen, die unmerklich, aber wirkungsvoll unser Denken und Handeln prägen. Das Thema Geschlecht als soziale Konstruktion in Verbindung mit gesellschaftlicher Ungleichheit war eines meiner Schwerpunkte im Studium. An Mentoring reizte mich besonders, diese Perspektiven als theoretisch begründeten Hintergrund in direkten Zusammenhang mit praktischen Ansatzmöglichkeiten zu bringen und dabei auch noch positive individuelle Entwicklungen anzustoßen und zu begleiten. Ich hatte zum Thema „Mentoring in der Wissenschaft“ in Zusammenhang mit geschlechtsbezogenen strukturellen Barrieren im Wissenschaftssystem auch eine Diplomprüfung abgelegt und war damit bereits gut im Thema.

Welche Erfahrungen hatten Sie mit Projekten für Frauen und kannten Sie das Vorgängerinnenprojekt moMENTmal?

Ich habe im Grundstudium am Soziologinnen-Salon „SOLO“ teilgenommen und war Mitglied im FemRef. Später habe ich ein Praktikum in einer Unternehmensberatung gemacht und dort ein Qualifizierungsprogramm für weibliche Führungskräfte begleitet und evaluiert. – Nein, moMENTmal habe ich erst als abgeschlossenes Projekt kennengelernt. Dennoch konnte ich die dort erworbenen Erfahrungen gut mit in die Konzeption einbauen.

Wie kam es zu dem Namen movement?

Ich suchte einen Begriff, in dem MENT als Begriffsbestandteil von MENToring auftauchte. Movement gefiel mir, weil der Begriff für Dynamik und Mobilisierung steht – etwas, das Mentoring ja auch erreichen möchte. Noch charmanter fand ich anfangs „voiles“ (französisch für Segel) als Metapher für den Aufbruch auf eine persönliche Entwicklungsreise – aber das war zu wenig allgemeinverständlich.

Was war spannend in der Anfangsphase?

Am spannendsten war natürlich die Frage, ob das Konzept, das ich erst einmal am Schreibtisch entworfen hatte, auch in der Realität funktioniert! Glücklicherweise ist das Programm direkt sehr gut gestartet – das Konzept wurde natürlich verfeinert und wird stets, soweit möglich, an die Bedürfnisse der Teilnehmerinnen angepasst, aber das Grundgerüst ist dasselbe geblieben.



Yulika Ogawa-Müller
Mentoringprogramm für Frauen movement

10/2001 – 04/2002 Studium der Kulturwissenschaften und ästhetischen Praxis, Universität Hildesheim, 10/2002 – 09/2010 Studium der Soziologie (Dipl.), Universität Bielefeld, Schwerpunkte: Gender Studies, Transnationalisierung und Entwicklung, 02/2009 – 12/2009 Mitarbeit in verschiedenen Forschungsprojekten an der Universität Bielefeld. Seit 2010 Programmleitung Mentoring für Studentinnen und Wissenschaftlerinnen. Vielfältige musikalische Aktivitäten als Cellistin, darunter Mitwirkung beim und Management vom Weltmusik-Ensemble „Triogawa“.



Das Programm ist mit drei Linien für Studentinnen, Promovendinnen und Postdocs gestartet. Seither ist es um einige Elemente/Linien erweitert worden. Welche sind das aktuell?

Es gibt eine englischsprachige Programmlinie für International Women Scientists, die sich an internationale Doktorandinnen und promovierte Wissenschaftlerinnen wendet. Derzeit liegt sie aber aufgrund von fehlenden Ressourcen leider auf Eis, obwohl diese Zielgruppe natürlich spezielle Fragen und einen besonderen Bedarf hat. Außerdem läuft aktuell ein Pilotprojekt für Bachelor-Erstsemesterinnen der Technischen Fakultät. Zielsetzung ist hier, einen erfolgreichen Studienstart zu unterstützen bzw. Abbruchquoten zu verringern. Diese Programmlinie haben wir in Zusammenarbeit mit der Gleichstellungskommission der Technischen Fakultät entwickelt.

Was sind die Basiselemente der jeweiligen Durchläufe?

Movement orientiert sich an den Qualitätsstandards des Forum Mentoring e. V., das ist der Bundesverband für Mentoring in der Wissenschaft. Wir haben dementsprechend drei Grundbausteine: 1. Mentoring: Dies beinhaltet als Doppelbaustein sowohl die Vermittlung einer Mentorin/eines Mentors als auch Peer Mentoring in interdisziplinären Kleingruppen unter den Teilnehmerinnen, 2. Workshops rund um das Thema Wissenschaftskarriere, 3. Networking.

Hatten Sie Hilfe beim Auf- und Ausbau des Programms?

Ich wurde immer durch eine sehr engagierte studentische Hilfskraft begleitet, was ich sehr geschätzt habe, da ich gerne kooperativ arbeite.

Was sind besondere Erfolgsgeschichten?

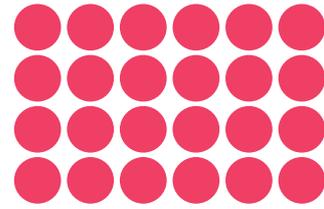
Ich empfinde die vielen nachhaltigen Impulse auf der individuellen Ebene der Teilnehmerinnen als sehr wichtigen Gesamterfolg des Programms. Wir erhalten nicht nur zu Ende der jeweiligen Programmlaufzeit viele dankbare oder sogar begeisterte Rückmeldungen – auch Jahre später berichten uns ehemalige Teilnehmerinnen, dass sie nicht nur gerne an ihre Teilnahme zurückdenken, sondern dass movement sogar immer noch spürbar positiv nachwirkt. Die ganz große Mehrheit der Mentees erfährt die Teilnahme insgesamt als deutliche Bestärkung in der Entwicklung ihres Werdegangs. Das führt oft zur Entscheidung für eine Wissenschaftskarriere, aber nicht immer – und das ist auch absolut in Ordnung. Als einen Erfolg sehe ich auch, dass es dem Programm immer wieder gelingt, Teilnehmerinnen und Mentor_innen für geschlechtsbezogene strukturelle Ungleichheitsfaktoren zu sensibilisieren. Das führt zur Änderung von Perspektiven und Haltungen. Dass movement 2013 auf Dauer gestellt wurde, ist für das Programm in der leider schnelllebigen und stark projekt-basierten Universitätslandschaft auch ein großer, existenzieller Erfolg.

Gab es manchmal Probleme, Mentor_innen für die Teilnehmerinnen zu gewinnen?

In Einzelfällen dauert die Mentor_innen-Akquise manchmal länger. Insgesamt funktioniert unser Konzept aber sehr gut. Die Mentor_innen empfinden ihre Tätigkeit meistens selbst als sehr gewinnbringend, da sie nicht nur ihre Erfahrungen weitergeben, sondern auch ihren eigenen Werdegang und Alltag reflektieren können. Wir stoßen daher mit unseren Anfragen auf eine große Offenheit und Unterstützungsbereitschaft.

Es gibt immer wieder Vorbehalte gegen Programme exklusiv für Frauen. Was sind die wichtigsten Argumente für das Angebot?

Da gibt es viele Argumente. Das übergeordnete Argument besteht vielleicht in dem starken Beharrungsvermögen patriarchaler Strukturen, da Universitäten ja die meiste Zeit ihrer Existenz rein männlich geprägte Institutionen waren und auch lange als solche verteidigt wurden. Dies wirkt noch immer in einer Vielzahl informeller Barrieren fort. Der nach wie



vor geringe Professorinnenanteil verdeutlicht das unmissverständlich, auch wenn dies nicht immer leicht erkennbar ist, eigentlich weitgehend Einigkeit über die Bedeutung von Geschlechtergerechtigkeit herrscht und Frauen sich oft selbst nicht diskriminiert fühlen – bis sie einige Schlüsselerfahrungen oder –beobachtungen machen, z. B. wenn es um die Konkurrenz um knappe Ressourcen geht. Es ist gleichermaßen wichtig, diese oft verborgenen Mechanismen aufzuzeigen und (neben strukturell ansetzenden Maßnahmen) individuelle Entwicklungsmöglichkeiten für Frauen zu bieten – so lange, bis keine Notwendigkeit mehr dafür besteht. Sozusagen als systematischer Nachteilsausgleich.

Die Festveranstaltungen sind ein integraler Bestandteil der Programmdurchläufe. Gibt es hier Highlights in der Rückschau?

Wir freuen uns bei den Festveranstaltungen immer besonders über künstlerische Beiträge der Teilnehmerinnen. Daran habe ich viele positive Erinnerungen. Besonders toll war ein Bandprojekt, das wir anlässlich der Festveranstaltung gemeinsam mit einer Postdoc gestartet haben – sie hatte selbst seit Jahren nicht mehr gesungen und war sehr glücklich darüber. Sie ist eine unglaublich tolle Sängerin auf Profi-Niveau und das gemeinsame Musizieren hat mir oft Gänsehautmomente beschert. Wir hatten auch nach der Festveranstaltung noch einige kleine Konzerte.

Welche Erfahrungen sind Ihnen in Bezug auf movement besonders wertvoll?

Mit movement eine Struktur geschaffen zu haben, die den Teilnehmerinnen einen Raum für wertvolle Vernetzung und persönliche Weiterentwicklung gibt und sich tatsächlich bereichernd auswirkt. Zu sehen, dass viele Teilnehmerinnen wirklich von dem Programm profitieren, berührt und motiviert mich immer wieder neu.

Wo sehen Sie künftige Herausforderungen des Programmes?

Derzeit besteht ein wichtiges Handlungsfeld darin, innerhalb der vielfältigen universitären Serviceangebote gemeinsam mit den anderen Akteur_innen die Angebotsstruktur insgesamt schärfer zu profilieren und hier die Rolle von movement und die Ziele, für die das Programm steht, sichtbar zu machen. Für den Aufbau der Medizinischen Fakultät ist es sehr wichtig, für ein Mentoring-Programm für Medizinerinnen einzutreten, da die Medizin noch mit den größten Nachholbedarf in puncto Geschlechtergerechtigkeit hat.

Sylke Känner hat die Projekte

pea*nuts Probieren-Erfahren-Anwenden: Naturwissenschaften und Technik für Schülerinnen (2001 für drei Jahre genehmigt, Wissenschaftsministerium NRW), anschließend Integration in Angebot SchülerInnenbüro, jetzt Herbsthochschule Junge Uni;

und **moMENTmal** (2004 für drei Jahre genehmigt, Wissenschaftsministerium NRW) – Vorläuferprojekt des jetzigen Mentoringprogrammes

konzipiert, beantragt und durchgeführt.



Sylke Känner

Diplom-Pädagogin, zertifizierte Achtsamkeitstrainerin (MBSR u. MBCL*-Lehrerin), Tai Chi-Lehrerin (BVQT), Projektmanagerin (GPM) und Life Coach (IIT, Uni Bielefeld).

Sylke Känner war viele Jahre als Führungskraft und Referentin in der Hochschulbildung und im Sozial- und Bildungswesen tätig. Die Begleitung und Weiterentwicklung von Menschen in Beruf und Privatleben ziehen sich als roter Faden durch ihre Berufsbiographie. Heute arbeitet sie als selbstständige Achtsamkeitstrainerin und -Coach.

Fragen an Ulrike Piplies und Julia Berges

Frau Piplies, Sie haben bereits in den 80er Jahren mit Kindern an der Universität Bielefeld studiert. Welches sind Ihre deutlichsten Erinnerungen an diese Zeit und war es damals überall akzeptiert, als Studentin mit Kindern aufzutreten?

Die Rahmenbedingungen für Studierende mit Kindern waren in den 80er Jahren signifikant schlechter als heute: dies betrifft insbesondere die Themen Kinderbetreuung, Studienorganisation und Studienfinanzierung bzw. Finanzierung der Familie.

Betreuungsplätze für unter Dreijährige waren im Grunde nicht verfügbar. Wir übernahmen, wie viele andere Eltern auch, mehrere Anläufe zur Gründung einer Elterninitiative. Elterninitiative bedeutete neben den anfallenden Kosten auch: selber betreuen, kochen, putzen sowie aufwändige Auseinandersetzungen über Erziehungsfragen und -stile und sehr, sehr häufige Elternabende. Entlastend wirkte sich dann aus, dass unsere beiden Kinder mit jeweils drei Jahren einen der begehrten Ganztagesplätze in einer städtischen Kita erhielten. Dort wurde allerdings von Leitung und Erzieherinnen regelmäßig bezweifelt, ob so kleine Kinder täglich so lange im Kindergarten bleiben sollten (von 09.00 bis 15.00 Uhr!) und ob es nicht ausreiche, wenn einer von uns studiere. Unser Lebensentwurf, die zeitliche Flexibilität während des Studiums zu nutzen, um Kindererziehung (und Hausarbeit!) gemeinsam möglichst gleichberechtigt zu gestalten, wurde dort nicht akzeptiert.

Studienorganisatorische Regelungen zur besseren Vereinbarkeit vom Studium und Kindererziehung, die heute nahezu selbstverständlich geworden sind, fehlten – abgesehen von einer sehr eingeschränkten und einschränkenden Beurlaubungsregelung.

Die finanzielle Unterstützung studierender Eltern bestand im Wesentlichen aus 50 DM Kindergeld im Monat für das Kind – der Betrag reichte in der Regel maximal für die Windeln. Theoretisch bestand auch die Möglichkeit, Sozialhilfe für das Kind oder Wohngeld zu beziehen. Darüber waren jedoch kaum Informationen verfügbar und dies traf leider auch auf die entsprechenden Behörden zu.

Geeigneten Wohnraum für eine studentische Familie zu finden stellte ebenfalls eine anspruchsvolle Aufgabe dar. Die Bielefelder Bevölkerung (also die Vermieter*innen) „fremdelten“ in den 80er Jahren noch mit der Universität und den Studierenden, unter denen die Gruppe der studierenden Eltern als eine geradezu exotische wahrgenommen wurde. So wurde u. a. von uns verlangt, dass sich unsere Eltern persönlich vorstellen, den Mietvertrag unterschreiben und für die Miete bürgen. Außerdem wurde unsere Eignung Kinder zu erziehen offen in Zweifel gezogen, weil wir z. B. kleine Kinder unterschiedlichen Geschlechts (1 und 3 Jahre alt) in einem gemeinsamen Kinderzimmer schlafen lassen wollten.

Insgesamt wurde studierenden Eltern an der Universität Bielefeld, von den Lehrenden und Kommiliton*innen in dieser Zeit überwiegend bedauerndes Wohlwollen und mitfühlendes Erstaunen entgegengebracht. Sie wurden als eine besondere/benachteiligte Gruppe wahrgenommen, die Unterstützung „verdient“. So habe ich bei der Erbringung von Gruppenleistungen oder dem

gemeinsamem Vordiplom durchaus Solidarität und Unterstützung von Mitstudierenden erfahren.

Äußerungen wie: „Du solltest Dich lieber um Deine Kinder kümmern“ oder „Du nimmst anderen den Studienplatz weg“ oder „Du behinderst unsere Gruppenarbeit, weil Du nicht flexibel bist“ werden studierenden Eltern heute gelegentlich entgegengehalten. Damit musste ich mich nicht auseinandersetzen. Auch den Umgang mit Lehrenden während meines Soziologie-Studiums mit Kindern habe ich überwiegend als entgegenkommend und verständnisvoll erlebt, z. B. wenn die Kinder krank waren und ich Abgabetermine nicht einhalten konnte.

Wie haben sich die Bedingungen für Studierende bis heute entwickelt? Ist Studieren mit Kind heute einfacher?

In allen drei oben skizzierten Themenfeldern konnten wesentliche Verbesserungen erreicht werden. Das Studierendenwerk unterhält heute drei Betreuungseinrichtungen für Kinder von Studierenden. Hierzu haben vor allem hartnäckige Proteste und großes Engagement der betroffenen Eltern beigetragen. Vom gesetzlichen Anspruch auf einen Betreuungsplatz zunächst für Ü3-Kinder und dann für Kinder ab 1 Jahr und dem folgenden erheblichen Ausbau der Kinderbetreuung allgemein profitieren natürlich auch die studierenden Eltern.

Ihnen stehen inzwischen umfangreiche studienorganisatorische Regelungen zur Vereinbarkeit von Studium und Familie zur Verfügung, wie der bevorzugte Zugang zu teilnahmebegrenzten Veranstaltungen und viele andere. Bafög-Reformen (zusätzliche Semester für Schwangerschaft und Kindererziehung, Kinderbetreuungszuschlag), die Einführung des Elterngeldes und des Kinderzuschlags sowie die deutliche Erhöhung des Kindergeldes erleichtern heute die Studienfinanzierung spürbar.

Gleichzeitig gingen mit der Einführung der BA/MA-Studiengänge jedoch die Erhöhung des Studiendrucks durch Anwesenheitspflichten, volle Stundenpläne, zahllose Prüfungen einher und die Flexibilität eines Diplom- oder Magisterstudiengangs verloren. In der Beratung erlebe ich immer wieder, dass studierende Eltern sich heute selbst sehr unter Leistungsdruck setzen (zum Teil mit negativen gesundheitlichen Folgen) und auch mit diskriminierendem Verhalten von Kommiliton*innen konfrontiert sind.

Welche Bedeutung hat die Gleichstellung für die Einführung/Entwicklung des Familienservice? Wie sehen Sie den Bezug zwischen den Themen Familienfreundlichkeit und Gleichstellung?

Wie an vielen anderen Hochschulen auch, war an der Universität Bielefeld die Gleichstellungsbeauftragte die treibende Kraft bei der Sensibilisierung für und Umsetzung von Vereinbarkeit von Studium, Beruf und Familie. So habe ich Ende der 90er Jahre als stellvertretende Gleichstellungsbeauftragte zunächst Beratung für Studierende mit Kind angeboten und im Anschluss dieses Beratungsangebot im Auftrag der Gleichstellungsbeauftragten viele Jahre weitergeführt und sukzessive um die Zielgruppen Beschäftigte in Wissenschaft

und in Technik und Verwaltung erweitert sowie durch weitere Maßnahmen, wie der Ferienbetreuung, ergänzt.

Die Einrichtung der ersten Beschäftigten-Kita an einer Hochschule in NRW 2006 wurde – neben dem ausdauernden Engagement des Personalrates – maßgeblich durch ein Ergebnis der Fakultätsgespräche zu den Gleichstellungsplänen befördert: mangelnde Kinderbetreuung wurde als ein Grund für die Nicht-Erreichung von Frauenanteilen im Wissenschaftsbereich identifiziert.

Auch die Überführung des oben genannten Beratungsangebots in einen institutionalisierten Familienservice 2009 (zunächst befristet) und dessen Entfristung 2012 ist an erster Stelle dem engagierten Einsatz der Gleichstellungsbeauftragten Uschi Baaken zu verdanken. Organisational wurde der Familienservice dann bewusst im Personaldezernat verortet und damit von der Gleichstellung getrennt.

In die gleiche Zeit (ab 2006) fiel die Entscheidung in der Universität, sich dem „audit familiengerechte hochschule“ zu unterziehen, das im Gesundheitsmanagement (ebenfalls Personaldezernat) angesiedelt wurde und dessen Projektleitung inzwischen beim Familienservice liegt. Gleichstellung ist unserer Ansicht nach nicht Vereinbarkeit und Familie ist kein „Frauenproblem“: Gleichstellung und Familienservice haben unterschiedliche Aufgaben und beziehen sich auf unterschiedliche Zielgruppen. So ist die zentrale Aufgabe der Gleichstellung, die Hochschule beim Abbau von struktureller Diskriminierung von Frauen zu beraten und zu unterstützen.

Der Familienservice spricht mit seinem Beratungsangebot alle Hochschulangehörigen mit Familienaufgaben an und wirkt insbesondere im Rahmen des *audits familiengerechte hochschule* auf die Umsetzung familienfreundlicher Ziele und Maßnahmen hin.

Die beliebte Verkürzung von Gleichstellung von Frauen und Männern auf das Thema Vereinbarkeit bzw. Kinderbetreuung verschleierte die Gründe für die strukturelle Diskriminierung von Frauen, wie die immer noch hochwirksame gläserne Decke bei der Karriereentwicklung von Frauen nicht nur im Hochschulkontext.

Die organisationale Trennung des Familienservice von der Gleichstellung unterstützt die Entwicklung und Kommunikation von Gleichstellungs-Zielen/Maßnahmen/Instrumenten jenseits der schlichten Lösung Kinderbetreuung, was den Akteuren in der Universität teils unliebsame Einsichten über die Ursachen von struktureller Diskriminierung sowie die Umsetzung von unbequemen Gleichstellungs-Maßnahmen abverlangt.

Die weitgehende „Auslagerung“ des Familienservice und des Themas Vereinbarkeit aus der Gleichstellung erleichtert Vätern und allen, die der Gleichstellungsthematik verhalten gegenüberstehen, den Zugang zur Beratung und zum Thema familienfreundliche Hochschule. Die Verortung im Personaldezernat und der enge Bezug zur Personalentwicklung und zum Gesundheitsmanagement fördern insgesamt die Wahrnehmung von Vereinbarkeit in der Universität und die Umsetzung der Ziele und Maßnahmen zur familiengerechten Hochschule.

Gleichzeitig halte ich eine sehr gute enge Zusammenarbeit zwischen Familienservice und Gleichstellung für notwendig; die Gleichstellungsbeauftragte verfügt über umfangreiche Rechte – der Familienservice nicht. Und solange die Sorgearbeit für Familienangehörige Frauen zugewiesen wird, bleibt eine gute Vereinbarkeit von Studium, Beruf und Familie ein wichtiger Baustein für eine gelingende Gleichstellung an der Universität.

Frau Berges, Ihre Universitätserfahrung setzt deutlich später an. Was waren die Gründe für Ihren Studienbeginn hier?

Meine Gründe, ein Studium an der Universität Bielefeld aufzunehmen, waren eher rein pragmatisch: Die Universität Bielefeld hat mir als erstes eine Zusage geschickt. Da ich in meiner Familie die erste war, die ein Studium begonnen hat, konnte ich nicht auf Vorerfahrungen und Tipps von anderen zurückgreifen und habe mich aus Angst, keinen Studienplatz zu bekommen, sofort für den ersten entschieden (obwohl ich sogar noch nie in Bielefeld gewesen bin). Damals wusste ich noch nicht, dass man Universitäten und Studiengänge lieber nach dem passenden Schwerpunkt aussuchen sollte. Nachdem ich das erste Mal einen Fuß in die Universität gesetzt habe, war auch mein erster Gedanke „ok – aber nach dem Bachelor such ich mir eine neue Stadt aus“ und was soll ich sagen, zehn Jahre später bin ich immer noch hier.



Ulrike Piplies

Leiterin Familienservice

Studium der Sozialwissenschaften an der Universität Göttingen und Soziologie an der Universität Bielefeld, in den 80er Jahren Mitfrau im autonomen Frauen- und Lesbenreferat der Universität Bielefeld, 1997 – 2004 Vorstandsfrau im Frauen-Netzwerk-OWL, 1998 – 2001 Stellvertretende (Frauen-) Gleichstellungsbeauftragte der Universität Bielefeld, 2001 – 2009 Beratung für Eltern im Auftrag der Gleichstellungsbeauftragten der Universität Bielefeld, seit 2005 Mitglied im Hochschulnetzwerk Familie NRW, seit 2007 Mitglied im Bielefelder Bündnis für Familie. Seit 2009 Leiterin des Familienservice der Universität Bielefeld und seit 2018 Projektleitung audit familiengerechte Hochschule an der Universität Bielefeld.



Julia Berges

Mitarbeiterin für den Aufbau Dual Career

2009 – 2012 Studium Politik- und Geschichtswissenschaften (B.A.), 2012 – 2015 Studium Gender Studies – Interdisziplinäre Forschung und Anwendung (M.A.), Schwerpunkte: Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Familie (Spez. Pflegende Angehörige), Beratung, Arbeits- und Sozialpolitik. 2013 – 2017 Studienberatung, Fakultät für Soziologie, 2016 – 05/2017 Wissenschaftliche Hilfskraft Gleichstellungsbüro (Familienservice/AG Gender in die Lehre), 2017 – 2019 Mitarbeiterin Zentrale Studienberatung – Team Junge Uni, seit 09/2018 Mitarbeiterin Dual Career Service/ Familienservice.

Zunächst ohne eigene Kinder haben Sie sich schon früh für das Thema Vereinbarkeit interessiert. Wie kam es zu diesem Fokus?
 Schon seit meiner Schulzeit treiben mich die Themen Feminismus und Gleichstellung um und relativ schnell ist mir aufgefallen, dass wenn es um Familien- und Sorgearbeit geht – vor allem in meiner Generation – hier einer der Knackpunkte ist. In einer Partnerschaft ohne Kinder funktioniert es noch sehr gut mit der gleichen Aufteilung der Arbeiten, doch sobald man eine Familie wird, kommt es zu starken Traditionalisierungstendenzen. Hier ist ein Moment, in dem Frauen in der Karriere und auch in der Gesellschaft abgehängt werden. Also habe ich mich immer mehr in meinem Studium weiter mit diesem Thema auseinandergesetzt und so wurde es auch zu einem beruflichen Fokus.

Hat sich durch die Geburt Ihres Kindes der Blick auf die Thematik insgesamt geändert?

Ja, auf jeden Fall. Nun weiß ich aus eigener Erfahrung, wie schwer Aushandlungsprozesse in der Familie und die Organisation des Alltags wirklich sind. Aber auch welcher Druck vor allem auf Müttern liegt, Familie und Arbeit in Einklang zu bringen. Da ich relativ schnell nach der Geburt unserer Tochter wieder in den Beruf eingestiegen bin, habe ich schnell gemerkt, wie viele Schwierigkeiten es zu bewältigen gibt. Aber auch, wie die gesellschaftlichen Erwartungen an junge Mütter sind und dass es noch ein langer Weg bis zur Gleichberechtigung und Akzeptanz von Sorgearbeit ist. Viele Menschen in meinem Umfeld konnten sich nicht vorstellen, dass der Vater sich genauso gut um das Kind kümmern kann wie die Mutter – vor allem im ersten Jahr – und ich wurde mit vielen, oft auch unüberlegten Fragen und Kommentaren dazu konfrontiert.

Welches sind die wesentlichsten Unterschiede zu Ihrer Situation als arbeitende Mutter jetzt gegenüber der Generation von Frau Piplies?

Zum einen denke ich, dass sich vor allem die Betreuungssituation stark verbessert hat und es mehr Möglichkeiten gibt, auch unter Zweijährige betreuen zu lassen (auch wenn es noch ein langer Weg bis zu einer optimalen Lösung ist) und dass sich das Engagement von Vätern in der Sorge um Kinder verstärkt hat. Aber andererseits ist doch auch vieles gleich geblieben. Die Erwartungen und auch Vorurteile gegenüber arbeitenden Müttern sind immer noch hoch und belasten ganz anders als diese an Väter.

Das Thema Dual Career soll durch Ihre Tätigkeit ausgeweitet werden. Mit welchen Erwartungen ist die Schaffung der Stelle von der Universität aus erfolgt?

Karriere-Entscheidungen werden nicht mehr individuell getroffen, sondern nur in Absprache mit Partner*innen, da Paare heute oft auch beide sehr gut qualifiziert sind und Karrierebestrebungen haben. Der Dual Career Service ein wichtiges Instrument bei der Rekrutierung und Bindung exzellenter Wissenschaftler*innen, da er zur Attraktivitätssteigerung des Wissenschaftsstandortes beiträgt – aber gleichzeitig ein Instrument zur mehr Geschlechtergerechtigkeit in der Wissenschaft und einer familienfreundlichen Personalpolitik ist.

Auch ein Neuansatz für eine flexible Kinderkurzzeitbetreuung ist geplant. Was sind bei diesem Thema die größten Herausforderungen?

Die größte Herausforderung ist schon im Namen – „flexibel“ und „kurz“. Die Erwartungen an diese Betreuungsform sind sehr unterschiedliche und müssten mit den gesetzlichen Vorgaben für eine Betreuung in Einklang gebracht werden. Die Eltern wünschen sich eine möglichst kurze Fremdbetreuung, die optimal an die eigenen Arbeits- und Studienzeiten angepasst werden kann. Dies führt zu den Herausforderungen, dass bspw. die Auslastung einer solchen Einrichtung oder auch die Einteilung der Betreuungsgruppen sehr kompliziert zu planen sind. Dabei müssen die Bedürfnisse der Kinder immer im Auge behalten werden.

Mit einem Teil Ihrer Stelle unterstützen Sie Frau Piplies im Familienservice. Welches sind dabei Ihre Schwerpunkte?

Mein derzeitiger Schwerpunkt im Familienservice liegt in der Überarbeitung der Instrumente der Öffentlichkeitsarbeit, um die relevanten Informationen für alle Statusgruppen aktuell und übersichtlich zur Verfügung stellen zu können, sowie in der Übernahme der Beratungsvertretung von Frau Piplies für Studierende und Mitarbeitende mit Kind. Ebenso unterstütze ich Frau Piplies bei der Durchführung und Umsetzung des Audits familiengerechte Hochschule.

Wir danken Ihnen beiden für das Gespräch.

Melanie Rosendahl und Stefanie Koch

Unabhängiges Beratungsangebot

Die Informations- und Beratungsstelle für Frauen, die sexualisierte Diskriminierung und Gewalt an der Hochschule Bielefeld bzw. in ihrem Umfeld erleben müssen, wurde 1999 als Kooperationsprojekt zwischen der Gleichstellungsbeauftragten der Universität und dem Frauennotruf Bielefeld ins Leben gerufen. Als ich, Melanie Rosendahl, im Jahr 2000 meine Tätigkeit im Frauennotruf Bielefeld e.V. aufgenommen habe, war der Aufbau des externen Beratungsangebotes an der Universität Bielefeld sowie die Vernetzungs- und Öffentlichkeitsarbeit dafür in vollem Gange.

Das Thema sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz war damals – wie das Thema sexualisierter Gewalt gegen Frauen überhaupt – in der breiten Öffentlichkeit kaum thematisiert. Gleichwohl belegte schon damals eine Studie im Auftrag des Bundesministerium für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit von Holzbecher¹ et al. 1991 das hohe Ausmaß sexualisierter Belästigung und die sowohl gesundheitlichen als auch beruflichen Folgen für die Betroffenen. So gaben in der Studie 93% der befragten Frauen an, schon mindestens einmal im Laufe ihres Berufslebens von sexualisierter Gewalt betroffen gewesen zu sein. Küsing² (1997) konnte herausarbeiten, dass weniger persönliche Eigenschaften der Betroffenen eine Typologie zuließen, als vielmehr bestimmte strukturelle Bedingungen, wie unsichere Beschäftigungsverhältnisse und hierarchische Abhängigkeiten sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz begünstigen. Auch waren Angehörige marginalisierter Gruppen ebenso wie Auszubildende und junge Frauen in besonderem Ausmaß von sexueller Belästigung betroffen. Betrachtet man die Ergebnisse rückblickend, erscheint es also sehr naheliegend bis zwingend, dass sich die Universität als Arbeits-, Lehr- und Lernort besonders vieler junger Frauen mit verschiedensten Hierarchien und Abhängigkeitsverhältnissen dieser Problematik annahm und verschiedene Maßnahmen zu Prävention und Intervention veranlasst hat. Umso erstaunter müssen wir feststellen, dass die Umsetzung dieser Maßnahmen, trotz dieser heute nahezu zwingend erscheinenden Logik, durchaus langwierig und von Widerständen geprägt war. Auch sind diesem Weg in der Realität nur sehr, sehr wenige Hochschulen gefolgt. Die Universität Bielefeld war mit ihrer Richtlinie gegen sexuelle Diskriminierung und Gewalt im Jahr 1999 sowie der Einrichtung eines unabhängigen Beratungsangebotes noch immer etwas Besonderes – und das ist bis heute noch so! Gerade die im Zuge der breit geführten „Metoo“-Debatte bekannt gewordenen Fälle sexualisierter Belästigung und Gewalt in verschiedensten Institutionen, Branchen und Unternehmen zeigen das große Ausmaß in allen Lebensbereichen von Frauen und somit auch am Arbeits- und Ausbildungsplatz. Es ist dem Engagement und der Beharrlichkeit sehr vieler Frauen zu verdanken, dass das Engagement der Universität Bielefeld früher einsetzte.

Bereits zu Beginn der 90er Jahre wurde das Thema sexueller Belästigung an der Uni aufgegriffen und von verschiedenen Gruppierungen thematisiert. Unter der Überschrift „Tatort Hochschule“ gab es sowohl Veranstaltungen als auch eine Broschüre. Eine Reihe

der damaligen Vorschläge für betroffene Frauen muten heute eher befremdlich an. So wurde z. B. vorgeschlagen:

- anonyme Flugblätter mit Täterbeschreibungen, die eine indirekte Identifizierung ermöglichen, zu verteilen,
- über Sprühparolen Diskussionen in Gang zu setzen,
- Frauenklos zur Nachrichtenweitergabe zu nutzen,
- anonyme Anrufe bei den Belästigern zur Einschüchterung ausüben zu lassen, ...

Einerseits spiegelt sich in diesen Handlungsempfehlungen wohl die berechtigte Empörung und Wut sehr vieler Frauen. Andererseits zeigt sich rückblickend aber auch, wie hilflos und institutionell ungeschützt sich viele Frauen den Belästigern gegenüber empfinden haben müssen, insbesondere wenn es um sexuelle Belästigung durch Dozenten oder Professoren ging. Damals erschien es unmöglich, der Thematik auf einer strukturellen Ebene zu begegnen, die Möglichkeit einer offiziellen Beschwerde war kaum bekannt. Frauen, die solche Vorgänge öffentlich machten, mussten erleben, dass Verfahren sich sehr lange hinzogen und kaum Konsequenzen für den Belästiger, aber oftmals für ihre weitere Hochschulkarriere hatten. Zugleich wurde den Frauen vorgehalten, den Vorwurf sexueller Belästigung als Macht- und Druckmittel zu instrumentalisieren und alle Dozenten und Professoren pauschal zu diffamieren. Gleichwohl bekundete die Uni 1995/1996 die Absicht, eine Anlauf- und Beratungsstelle zu der Thematik zu schaffen und erarbeitete die auch heute noch gültige Richtlinie gegen sexuelle Belästigung und Gewalt an der Universität (1999). Damit war ein sehr wichtiger Grundstein für die Studierenden gelegt. Während die Beschäftigten an der Universität damals zumindest formal-juristisch durch das Beschäftigtenschutzgesetz vor Belästigung am Arbeitsplatz geschützt waren, galt dieses Gesetz für Student*innen gar nicht. Somit gab es vor Inkrafttreten der Richtlinie für die Universität bei sexueller Belästigung von Student*innen keine Rechtsgrundlage für bestimmte Interventionen wie z.B. Hausverbote.

Im Februar 1999 hat die Anlauf- und Beratungsstelle bei sexueller Belästigung und Gewalt zweimal im Monat in den Räumen der Gleichstellungsstelle eine offene Sprechzeit angeboten. Hier konnten Frauen persönlich, aber auch telefonisch beraten werden. Außerdem haben wir verschiedene Maßnahmen zur Öffentlichkeitsarbeit initiiert, um das Angebot auch bekannt zu machen.

Im Jahr 2002 nahm dann auch der Arbeitskreis zur Umsetzung der Richtlinie seine Arbeit auf. Hier waren neben den verschiedensten Beratungsangeboten auch die Personalverwaltung, das Justitiariat, Vertreter*innen der Personalräte sowie des Studierendenwerks vertreten. Der AK hat zunächst einmal versucht, das Ausmaß sexualisierter Belästigung und Gewalt an der Universität und den bisherigen Umgang damit zu erfassen. So sollten Schwachpunkte in der Prävention und Intervention erkannt und beseitigt werden. Konkret mussten z. B. die Problematik in die Hausordnung aufgenommen, Beschwerdewege systematisiert und Beratungsangebote bekannt gemacht werden. Daneben hat der Arbeitskreis jedoch auch persönliche Kontakte zwischen den verschiedenen

Beratung des Frauennotrufs an der Universität Bielefeld

Akteur*innen herbeigeführt, die sich auch im konkreten Einzelfall bewährt haben. So gab es für uns einen direkten Draht sowohl in das Justitiariat als auch in die Personalabteilung. Dieser ermöglicht zum Beispiel eine Vorab-Anfrage, wie der weitere Umgang der Universität wäre, wenn eine Frau X einen Vorfall offiziell dort melden würde. Manchmal erleichtert eine solche Auskunft den Frauen, den Übergriff zu melden.

Inzwischen hat sich die Anlauf- und Beratungsstelle bei sexueller Belästigung und Gewalt an der Universität etabliert. Pünktlich zum 10-jährigen Jubiläum dieses Angebotes im Jahr 2009 konnte die offene Beratung auch wöchentlich stattfinden. Diese Kontinuität des Angebotes hat zu einer erhöhten Bekanntheit und gestiegenen Nachfrage geführt.

Seit Mitte des Jahres 2018 wird die Beratungstätigkeit des Frauennotrufes in der Universität durch Stephanie Koch weitergeführt. Die Themen, mit denen sich Frauen in der offenen Sprechzeit melden, sind auch nach 20 Jahren unverändert: Ungewollte Nachstellungen, sexuelle Belästigung durch Worte oder Taten, sexuelle Diskriminierung in Studium oder Ausbildung bis hin zu strafrechtlich relevanten Formen sexueller Gewalt.

Gegenüber den Anfangsjahren hat sich das Bewusstsein für die Problematik in allen mit der Universität verbundenen Berufs- und Ausbildungsgruppen als auch bei den institutionellen Verantwortungsträgern deutlich geschärft. In diesem Zusammenhang hat die Beratungsstelle innerhalb der Universität 2016 und 2017 Schulungen zum Thema „Sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz Hochschule“ durchgeführt und bietet diese auch weiter an.

Die Beschäftigung mit den Themen sexuelle Diskriminierung und vor allem mit der Frage, „wie gehe ich – wie gehen wir mit grenzverletzendem Verhalten um“ muss immer wieder aufs Neue erfolgen. Eine aktive Kommunikation von Unterstützungsmöglichkeiten, persönlichen Rechten, dem institutionellen Umgang sowie das persönliche Auseinandersetzen mit Umgangs- und Verhaltensnormen bilden eine wichtige Basis zur Veränderung.

Melanie Rosendahl

Dipl.-Psychologin und Supervisorin DGsv, Leitung Frauennotruf Bielefeld e. V., von 1990 bis 1998 Studium der Diplom-Psychologie an der Universität Bielefeld. Tätig im Frauennotruf Bielefeld e. V. seit November 2000.



Stephanie Koch

Dipl.-Psychologin und Psychologische Psychotherapeutin, von 1997 – 2003 Studium der Diplom-Psychologie an der Universität Bielefeld. Tätig im Frauennotruf Bielefeld e. V. seit Mai 2005.



Veronika Schmidt-Lentzen

Von allem die Hälfte? – Von allem die Hälfte!

Die Frauenbewegung begann sich zu Beginn der 1980er Jahre zu professionalisieren und trat den „Marsch durch die Institutionen“ an. Wissenschaftlerinnen forderten vehement Frauenforschungs- und -förderungsmaßnahmen; Gewerkschafterinnen diskutierten Frauenförderung/Gleichstellung in ihren Gremien und beteiligten sich 1985/1986 aktiv und engagiert mit Stellungnahmen an der Erweiterung des Gesetzes über die wissenschaftlichen Hochschulen, um die Funktion einer „Frauenbeauftragten“ dort zu verankern.

Die Grundordnung der Universität war den novellierten und erweiterten Hochschulgesetzen anzupassen. Diese Aufgabe hatte der Konvent, in dem die vier Statusgruppen – Professoren, Wissenschaftler, Nichtwissenschaftler und Studenten – vertreten waren. Obwohl das generische Maskulinum es nicht vermuten lässt – es gab auch weibliche Konvents-Mitglieder.

Fassungslos erlebten diese Frauen – darunter auch ich – die sprachlichen Ausfälle und persönlichen Angriffe durch einige professorale Konvents-Mitglieder, die um jeden Preis verhindern wollten, was nicht zu verhindern war – die Aufnahme einer „Frauenbeauftragten“ und einer „Frauengleichstellungskommission“ in die neue Grundordnung.

Meine Wahl zur ersten Frauenbeauftragten der Universität Bielefeld im Juli 1988 durch den Senat verlief dann überraschenderweise vollkommen unspektakulär. Als „Nichtwissenschaftlerin“ ohne Einfluss, nennenswerte Kompetenzen und Fähigkeiten – so vermutlich die Überlegung – war diese Wahl wohl einfach zu unwichtig.

In dreizehn Jahren Tätigkeit als freigestelltes Mitglied des nichtwissenschaftlichen Personalrates konnte ich viele – auch persönliche – Erfahrungen mit Benachteiligung und Diskriminierung von Frauen in der Gruppe der „nichtwissenschaftlichen“ Mitarbeiter/innen sammeln. Diese Erfahrungen haben meine Kandidatur zur Frauenbeauftragten wesentlich beeinflusst. Eine kleine Auswahl:

- Der Bewährungsaufstieg im Bundesangestellten-Tarifvertrag (BAT) sah für Teilzeit-Angestellte – ausschließlich Frauen – die doppelte Bewährungszeit vor, um den Aufstieg in die nächsthöhere Vergütungsgruppe zu erlangen.
- „Schreibkräfte“ wurden nach „Anschlägen“ bezahlt; ein als rein mechanische Tätigkeit gewerteter Arbeitsvorgang, der in keiner Weise den tatsächlichen Leistungen entsprach. Fremdsprachenkenntnisse, selbständige Tätigkeiten und Verantwortung waren in diesem Teil des BAT nicht vorgesehen. Es handelte sich schließlich „nur“ um weibliche Angestellte, die „dazu verdienten“. Ein Wechsel in den „Allgemeinen Teil des BAT“ war nur unter großen Schwierigkeiten zu erreichen.

- Die Auffassung, dass Frauen, mit gut verdienenden Ehemännern doch besser nicht arbeiten sollten, um den Frauen, „die es wirklich nötig haben“ die Teilzeit-Arbeitsplätze zu überlassen, war weit verbreitet und wurde ungeniert kommuniziert.
- In Bewerbungsgesprächen wurden Frauen ohne Skrupel ausführlich nach ihrer Familienplanung, der Versorgung ihrer Kinder während ihrer Arbeitszeit und der Bewältigung anderer familiärer Belastungen befragt. Männern wurden diese Fragen selbstverständlich nie gestellt.
- Weibliche „Lehrlinge“ in handwerklichen Berufen wurden nicht ausgebildet, weil in diesem Fall Toiletten für Frauen gebaut werden mussten und dafür war – leider, leider – kein Geld vorhanden. Wahrscheinlich bestand – zumindest unterschwellig – die unausgesprochene Befürchtung der ausschließlich männlichen Handwerker, dass dann auch die in den Werkstätten gut sichtbaren „Pirelli-Kalender“ auf Nimmerwiedersehen verschwinden müssten.

Die Anfänge als „Frauenbeauftragte“ waren alles andere als einfach. Der „Claim“ war noch nicht abgesteckt, die Aufgaben nicht definiert, rechtliche Grundlagen nur fragmentarisch vorhanden bzw. wurden – wie das Frauenförderungsgesetz – erst später in Kraft gesetzt. Für mich war es spannendes und vollkommenes Neuland, auf welches ich mich – gemeinsam mit der ersten Frauengleichstellungskommission – begab. Als Vorteil sah ich die Definitions- und Gestaltungsfreiheit der Frauenbeauftragten, die zu Gunsten der „Frauenförderung“ genutzt werden konnte. Nachteile ergaben sich aus den auch an der noch jungen Universität bereits stark verfestigten – männlich dominierten – Verwaltungsstrukturen inklusive althergebrachter Rollenbilder. Die Tatsache, dass es an der Universität – nach Gesetz und Grundordnung – eine Frauenbeauftragte geben musste (!), bedeutete bei weitem noch keine durchgängige Akzeptanz dieses neuen, für viele eher störenden Amtes.

Zunächst galt es, die praktischen Voraussetzungen für eine möglichst effektive Arbeit zu schaffen; ein Büro und die dazu gehörige Ausstattung war zu organisieren.

Man(n) – in dem Fall der Kanzler als Verwaltungschef – ging wie selbstverständlich davon aus, dass die Frauenbeauftragte weiterhin im Personalratsbüro ihren Arbeitsplatz und die dort vorhandenen Ressourcen zu nutzen habe, was weder im Interesse der Frauenbeauftragten noch in dem des Personalrats liegen konnte.

Auf der Suche nach geeigneten Räumlichkeiten fand ich schon bald einen offenbar vergessenen, nie genutzten Seminar-

raum. Mein Antrag, diesen Raum als „Frauenbüro“ umzubauen, wurde nur sehr, sehr zögerlich bearbeitet. Schließlich war meine Geduld zu Ende und mit einigen anderen Frauen „besetzten“ wir gemeinsam diesen Raum. Diese Aktion und die tatkräftige, aber nicht offenkundige Hilfe von geeigneten Kolleginnen und auch Kollegen in der entsprechenden Abteilung führten dazu, dass schließlich das „Frauenbüro“ bezogen werden konnte.

Schreibtisch und Regale durfte ich mir aus den Altbeständen des Lagers, d.h. den ausgemusterten Möbeln anderer Abteilungen zusammenstellen; dementsprechend sah die Erstausrüstung aus. Statt der beantragten IBM-Kugelkopf-Schreibmaschine bekam ich eine ausgemusterte Olivetti – ein Ungetüm. Die Buchstaben „a“, „o“ und „u“ schlugen durch und hinterließen hässliche Löcher im Papier. Die Tasten verhakten sich oft und mussten mühsam wieder auseinandergezogen werden.

Stille, aber lodernde Wut auf meiner, vermutlich klammheimliche Freude auf der anderen Seite. Die Gelegenheit der Revanche – und gleichzeitigen Verbesserung der technischen Ausstattung – kam nur wenige Monate später. Als Frauenbeauftragte hatte ich zu Berufungen – sobald eine Bewerberin auf der Liste stand – eine Stellungnahme gegenüber dem Ministerium abzugeben. In diesem Fall sah das mehrseitige Schreiben an die Ministerin – leider, leider – optisch nicht sehr gefällig aus, dank „a“, „o“ und „u“ (s.o.). Selbstverständlich erhielten Rektor und Kanzler eine Durchschrift der Stellungnahme ... Nur wenige Tage später wurde – ohne weitere Erklärung – eine neue IBM-Kugelkopf-Schreibmaschine angeliefert!



Die inhaltliche Arbeit orientierte sich am „Frauenförderungskonzept“ (1985), am „Benda-Gutachten“, welches die verfassungsrechtliche Zulässigkeit der Frauenquote bestätigte (1987) und am „Frauenförderungsgesetz“ (1989).

Mit dem ersten „Rahmenplan zur Frauenförderung“ wollten wir – Frauenbeauftragte und Frauengleichstellungskommission – die Grundlage schaffen, um den Fakultäten, wissenschaftlichen Einrichtungen, der Verwaltung und der Bibliothek zu ermöglichen, konkrete eigene Maßnahmen der Frauenförderung für ihren jeweiligen Bereich zu entwickeln.

Über diesen Rahmenplan hatte der Senat der Universität zu entscheiden. Der Weg bis zur Beschlussfassung dieses Gremiums war gespickt mit Unterstellungen, Demütigungen, Bevormundung und Diskriminierung der beteiligten Frauen. Als auch der dritte Entwurf nach zweieinhalb Jahren intensivster Arbeit wieder auf Ablehnung stieß, mit vagen Ausflüchten und Hinhalten die Abstimmung ein weiteres Mal verschoben werden sollte, zogen Frauenbeauftragte und Frauengleichstellungskommission die Notbremse.

Unter begründetem Protest verließen die Frauen die Senatssitzung. Und plötzlich ging alles ganz schnell. Eine (Sonder-)Sitzung später beschloss der Senat den ersten „Rahmenplan zur Frauenförderung“.





Veronika Schmidt-Lentzen
Erste Frauenbeauftragte der
Universität 1988

1967 – 1970 Ausbildung zur Industriekauf-
 frau (offiziell: Industriekaufmann),
 1980 – 1982 Telekolleg II, Abschluss: Fach-
 hochschulreife. 1973 – 2014 Universität Bie-
 lefeld, 1973 – 1975 Zentrum für Wissenschaft
 und berufliche Praxis (ZWubP), im 2-er
 Team mit dem Geschäftsführer Aufbau des
 ZWubP, 1975 – 1988 Wahl und Wiederwahl
 in den Personalrat der Nichtwissenschaft-
 lichen Mitarbeiter/innen der Universität
 Bielefeld, freigestellte Personalrätin.
 1988 – 1997 Wahl und Wiederwahl zur 1.
 Frauenbeauftragten der Universität Biele-
 feld. 1997 – 2014 Studierendensekretariat,
 2004 – 2014 Wahl und Wiederwahl zur
 stellvertretenden Gleichstellungsbeauf-
 tragten für die Mitarbeiterinnen in Technik
 & Verwaltung (MTV). Ab 01/2015 – heute
 Rentnerin ... und weiter aktiv engagiert im
 Gender- und Gleichstellungs-Bereich.

Einen Plan zu haben bedeutet noch lange nicht, ihn auch unverzüglich und sofort umzusetzen. Eine Zeitlang war es ein beliebtes Spiel, meine Beteiligung an Berufungs- und Stellenbesetzungsverfahren zwar formal penibel einzuhalten, die „gleiche Qualifikation, Eignung und Befähigung“ von Bewerberinnen jedoch so geschickt anzuzweifeln, dass – zum untröstlichen Bedauern der Entscheider – wieder nur ein Mann eingestellt/berufen werden konnte. Die Begründungen hatten dabei durchaus kreative Qualität:

- Die Bewerberin hat weniger Berufserfahrung/Veröffentlichungen, weil sie ganz unprofessionell Erziehungsurlaub genommen hat.
- Die Bewerberin hat in zu vielen unterschiedlichen Gebieten gearbeitet/geforscht und sich wohl dabei „verzettelt“, während der Bewerber eine erfreuliche Vielseitigkeit aufweist.
- Die Bewerberin hat nur ganz „eng“ in einem Bereich gearbeitet/geforscht. Der Bewerber hingegen hat sich sehr fokussiert und ausschließlich auf ein Spezialgebiet konzentriert.

Vielfältige Aktivitäten sowohl der Frauenbeauftragten, der Zentralen Frauengleichstellungs-
 kommission als auch der verschiedensten Frauengruppen und -initiativen in den Fakultä-
 täten, in der Verwaltung und der Bibliothek bearbeiteten – oft zeitgleich – unterschied-
 lichste, frauen- und gleichstellungsrelevante Schwerpunkte: Die Sekretärinnen-AG mit dem
 Projekt „Humanisierung der Sekretärinnen-Arbeit“, eine erste Enttabuisierung sexueller
 Belästigung an der Universität mit der Veröffentlichung „Tatort Uni“, das „Bewirtschaf-
 tungskonzept Frauenförderung“ im Rahmen der Finanzautonomie, der Leitfaden „Bücher,
 Windeln, Paragraphen – Studieren mit Kind“, die empirische Untersuchung „Frauen in
 Drittmittelprojekten“, das Projekt „Uni-Kita“ – um nur einige zu nennen.

Trotz aller Hindernisse wurde mit dem ersten „Rahmenplan zur Frauenförderung“,
 dem Aufbau dezentraler Gleichstellungsstrukturen, den vielfältigen Projekten und Initiati-
 ven ein wichtiger struktureller Veränderungsprozess hin zu mehr tatsächlicher Gleichstel-
 lung der Geschlechter an der Universität Bielefeld in Gang gesetzt.

Persönlich habe ich durch „learning by doing“ in fast allen Bereichen, in denen
 Benachteiligung wegen des (weiblichen) Geschlechts unmittelbar oder mittelbar geschieht,
 sehr viel gelernt.

Gemeinsam mit vielen engagierten Frauen „der ersten Stunde“ ist es mir als
 Frauenbeauftragter gelungen, nach und nach die bestehenden Strukturen der Univer-
 sität nachhaltig so zu verändern, dass „Frauenförderung“/„Gleichstellung von Frauen“/
 „Gendermainstreaming“ innerhalb der Universität nicht mehr als etwas Wild-Exotisches,
 Lächerliches, Vorrübergehendes angesehen wird, sondern heute in die Verwaltungs- und
 Organisationsabläufe weitestgehend eingebunden ist.

Positive und negative Erfahrungen halten sich für mich persönlich in etwa die Waage,
 so dass ich heute sagen kann: Schön, dabei gewesen zu sein.

Anita Adamczyk

Im Herzen der Bielefelder Forschung an den intelligenten technischen Systemen

Im Jahr 2019 wird die Universität Bielefeld 50 Jahre. Rückblickend war es ein „kontrollierter Zufall“, der mich aus meiner Heimat Polen nach Bielefeld geführt hat. Damals konnte ich nicht wissen, dass damit mein Leben und später auch mein berufliches Wirken eine nunmehr 25 Jahre währende Verbindung mit der Universität und der Stadt beginnen würde – eine Zeit, auf die ich aus heutiger Sicht ausgesprochen gerne zurück blicke, auch belohnt mit dem schönen Gefühl, durch meine Arbeit einen Beitrag zur Entwicklung der Universität geleistet zu haben.

Seit knapp elf Jahren ist der Exzellenzcluster CITEC ein fester Bestandteil meines Berufslebens. 2008, kurz nach der Bewilligung im Rahmen der Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder, habe ich die Geschäftsführung des Clusters übernommen und den Aufbau und seine Entwicklung aktiv mitgestaltet. Für mich war das eine einmalige berufliche Entwicklungsperspektive. Die Tatsache, dass es an der Universität Bielefeld keine Vorbilder für eine derartige Einrichtung gab, machte diese Aufgabe besonders attraktiv und interessant.

In diesen elf Jahren ist viel passiert: Es war die Zeit, in der die Universität ihren Forschungsschwerpunkt „Interaktive Intelligente Systeme“ entscheidend entwickeln konnte, ein starkes Netzwerk mit renommierten internationalen und nationalen Partnern aufbaute, und zugleich ihre Verankerung in der Region Ostwestfalen-Lippe mit vielen spannenden Initiativen und Projekten erweiterte und vertiefte. In dieser Zeit sind mehr als 20 Forschungsgruppen im Kontext des Clusters in Bielefeld neu etabliert oder mit neuer thematischer Ausrichtung wiederbesetzt worden. Mit ihnen kamen neue Professorinnen und Professoren und neue Forschungsthemen nach Bielefeld. Seit der CITEC-Gründung haben sich mehr als 200 junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in Bielefeld weiterqualifiziert und ließen ein breites Alumninetzwerk entstehen. CITEC ist in diesen Jahren zum festen Bestandteil dieser Universität geworden und ohne Zweifel ein wichtiger Teil ihrer nun 50 Jahre langen Geschichte.

Alles gleichzeitig: Von der Kunst der (Nicht-)Priorisierung

Mir wird oft die Frage gestellt, wie die Anfänge des CITEC waren und wie man einen Exzellenzcluster aufbaut. In meiner Erinnerung war das eine sehr dynamische, intensive und im positiven Sinne anstrengende Zeit – voll von Aufgaben und Anforderungen, die gleichzeitig gemeistert werden mussten. Ein besonderes Aufbruch-Gefühl lag in der Luft. Wir waren begeistert und motiviert durch die unerhörte Perspektive, an der Universität Bielefeld einen neuen wissenschaftlichen „Organismus“ aufzubauen – einen international attraktiven Standort für Forschung und Ausbildung auf dem Gebiet der Kognitiven Interaktionstechnologie unter besten Möglichkeiten und auf höchstem Niveau. Der Begriff „Kognitive Interaktionstechnologie“ war neu. Er war im Zuge der Anfangskonzeption des Clusters entstanden und verbunden mit der Vision einer Technologie, die intuitiv bedienbar ist und die sich an den Menschen anpasst und nicht umgekehrt.

Das neue Format eines Clusters brachte eine besondere Chance, denn jede Universität konnte den Cluster sehr viel weitgehender und entlang eigener Anforderungen und Möglichkeiten gestalten als dies die bis dato bekannten Förderformate zuließen. Dies passte wie maßgeschneidert zum Bielefelder Standort mit seiner ausgeprägt etablierten interdisziplinären Kooperationskultur.



Anita Adamczyk

Geschäftsführerin CITEC

studierte Linguistik, Germanistik, Deutsch als Fremdsprache und Osteuropäische Studien an den Universitäten Bielefeld (1993 bis 2000) und Rzeszów (Polen). Sie wurde mit dem Preis des Vereins zur Förderung ausländischer Studenten in Bielefeld e. V. (1997) und mit dem DAAD-Preis für hervorragende Leistungen ausländischer Studierender (2001) ausgezeichnet. Nach dem Studium arbeitete sie von 2002 bis 2004 in Brüssel (Belgien) als Projektmanagerin bei European Movement International, wo sie für die Planung und die Durchführung von transnationalen Bürger-Kampagnen zuständig war. Seit 2005 arbeitet sie an der Universität Bielefeld, zunächst als Referentin für die EU-Forschungsförderung in dem Dezernat für Forschungsförderung und Transfer. 2008 übernahm sie die Geschäftsführung des Exzellenzclusters Kognitive Interaktionstechnologie (CITEC).

Zum Aufbau des Exzellenzclusters gehörten viele Aufgaben, die in enger Zusammenarbeit mit der Universitätsleitung, der zentralen Verwaltung und den beteiligten Fakultäten gleichzeitig und schnell bewältigt werden mussten. Neben der Gewinnung und Integration von neuen Forschungsgruppen und Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern gehörte der Aufbau der internen Clusterstrukturen und der erforderlichen Infrastruktur zu unseren wichtigsten Zielen. Als Geschäftsführerin war ich auch für den Aufbau und die Leitung der Geschäftsstelle als der zentralen Serviceeinrichtung des Clusters und der ersten Anlaufstelle für unsere Mitglieder verantwortlich.

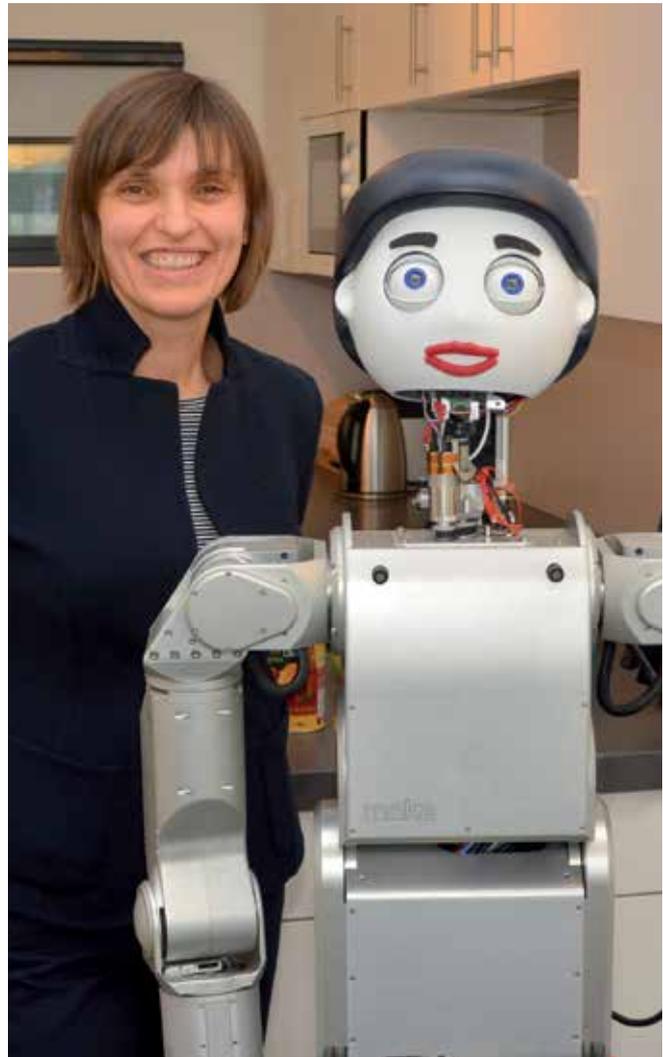
Viele Aufgaben waren für mich damals neu und mussten schnell erobert werden. Ich habe in dieser Zeit viel gelernt und meine Begeisterung dafür entdeckt, mich auf komplexe und unbekannte Themen einzulassen, sie lösungsorientiert anzugehen und Entscheidungen zu treffen. Ich entwickelte auch einen Sinn für das Machbare und empfand die Diversität der Aufgaben in der Breite von der Raumplanung in dem neuen Forschungsgebäude bis zum Konzept für die Nachwuchsförderung im Exzellenzcluster als Chance, neue Bereiche für mich zu erschließen. Der enge Kontakt zu unseren Mitgliedern war mir von Anfang an sehr wichtig.

In dieser Zeit entwickelte sich eine feste Überzeugung in mir: Die Welten der Wissenschaft und der Administration haben zwar nachweislich sehr unterschiedliche Interessen und Handlungslogiken, aber wenn es gelingt, diese Bedürfnisse synergetisch zu verbinden, kann das Miteinander zu einem entscheidenden Erfolgsfaktor für kooperative Forschungsinitiativen werden.

Team gewinnt (immer)

Die erste große Bewährungsprobe für unseren Exzellenzcluster kam bereits knapp drei Jahre nach seinem Startschuss: mit der Vorbereitung des Fortsetzungsantrags und der Präsentation vor einem internationalen Gutachtergremium. Ich übernahm die federführende Organisation des Prozesses und war für die Erstellung und Abstimmung der strukturellen Antragsteile verantwortlich. Es war ein langer, sich über fast zwei Jahre erstreckender, sehr intensiver Prozess bis zur Entscheidung im Sommer 2012 und für mich eine große Verantwortung für das „Endprodukt“. Zugute kam mir dabei die Erfahrung mit der Vorbereitung des Antrags für den Forschungsbau – dem neuen Zuhause für CITEC – der 2010 im Gutachterverfahren des Wissenschaftsrates auf den Platz 1 gesetzt worden war. Auch in diesem Fall ging es darum, ein kohärentes und überzeugendes Forschungskonzept in einen Antrag zu gießen. Ziel war es, die Forschung durch die beantragte Infrastruktur in dem Gebäude optimal zu unterstützen. Hier konnte ich Erfahrung in der Vorbereitung komplexer Anträge sammeln. Der Antrag für die Fortsetzung des Clusters war hingegen noch anspruchsvoller und wichtiger. In dieser Zeit habe ich sehr viel über die Koordination und die Steuerung von komplexen und verzahnten Prozessen mit vielen Beteiligten und über die Kunst des Managements des Unvorhersehbaren gelernt. Ich habe erlebt, wie wichtig es ist, sich von Herausforderungen und auch Rückschlägen, die sich bei solchen Unternehmungen mitunter täglich auftun, nicht entmutigen zu lassen, sondern sie aktiv und entschlossen anzugehen, dabei immer das finale Ziel im Auge. Und auch die Erkenntnis, dass einige Prozesse einfach ihre Zeit brauchen und sich nicht beschleunigen lassen, gehört zu meinen lessons learned.

Unvergessen aus dieser Zeit ist mir die große Bereitschaft aller Beteiligten – im Cluster und in der Universität – die Vorbereitung des Antrags und der Präsentation als gemeinsame Aufgabe zu verstehen und nach besten Kräften zum Erfolg beizutragen. Die Begeisterung für das Forschungsthema und für Bielefeld, die für mich eindrucksvoll bei der Präsentation des Bielefelder Teams vor dem Gutachtergremium im Dezember 2011 in Bonn erlebbar wurde, werden mir immer in Erinnerung bleiben.



Was macht einen Exzellenzcluster aus?

Von außen wirkt ein Exzellenzcluster wie ein großes Forschungsprojekt, an dem über die Grenzen der Disziplinen und Fakultäten viele Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler beteiligt sind. Gemäß der Vorgaben der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), die im Auftrag des Bundes und der Länder das Auswahlverfahren der Exzellenzcluster gestaltet und durchführt, sollten mit den Exzellenzclustern an deutschen Universitätsstandorten international sichtbare und konkurrenzfähige Forschungs- und Ausbildungszentren etabliert und dabei wissenschaftlich fruchtbare Vernetzung und Kooperation ermöglicht werden.

Im Unterschied zu den anderen Förderformaten und dank der attraktiven und langen Förderung wird dabei auch der Aufbau dedizierter Infrastrukturen ermöglicht. So können zur Stärkung des Forschungsprofils des Clusters in den beteiligten Fakultäten neue Professuren und Forschungsgruppen eingerichtet werden, auch zentral innovative Konzepte für Nachwuchsförderung, Gleichstellung, interne Vernetzung und die Kooperation mit externen Partnern können entwickelt und erprobt werden. Intern lebt ein Cluster in den „Räumen“ und Formaten, die den internen Austausch von Ideen, die Vernetzung und die schnelle Integration seiner neuen Mitglieder ermöglichen und fördern. Er lebt von Interesse und Neugierde aller Handelnden und von der Überzeugung, dass die manchmal schwierige und herausfordernde interdisziplinäre Perspektive einen Mehrwert für die Bearbeitung der leitenden Forschungsfragen darstellt. Nicht zuletzt lebt der Cluster durch seinen Nachwuchs, den Promovierenden und Postdocs, die den Cluster als optimalen Ermöglichungsraum für ihre eigene Qualifizierung und Entwicklung begreifen und nutzen.

Das Besondere an dem Format ist auch, dass es möglich macht, eine gemeinsame Marke und Kultur des Miteinanders zu etablieren, die Identifikation und Zugehörigkeitsgefühl für die Mitglieder quer durch alle Statusgruppen schafft. Dies ist aus meiner Sicht dem Bielefelder Cluster sehr gut gelungen – CITEC ist als Marke international und national etabliert, wissenschaftlich bestens verankert und hat ein starkes Netz von Alumni hervorgebracht, die einen engen Kontakt zu ihrer Alma Mater pflegen.

Elf Jahre CITEC-Geschäftsführung

Rückblickend waren diese Jahre für mich eine sehr lehrreiche, manchmal sehr anstrengende, aber insgesamt überaus spannende Zeit, in der ich mein berufliches Profil ungemein weiterentwickeln konnte. Ich habe an einzigartigen Projekten und Initiativen gearbeitet, die in einem Berufsleben in so einer kurzen Zeit nur selten anzutreffen sind. Diese Jahre haben mir auch schöne persönliche

Momente beschert, in denen unsere Arbeit durch besondere Erfolge gekrönt wurde. Wofür ich besonders dankbar bin, sind die Menschen, mit denen ich in diesen Jahren intensiv gearbeitet habe und von denen ich sehr viel lernen konnte. Mein besonderer Dank gilt dem CITEC-Koordinator, Helge Ritter – die Zusammenarbeit mit ihm hat mich immer inspiriert und motiviert. Ohne ihn wäre CITEC nicht das CITEC, das wir heute kennen.

In den vergangenen Jahren haben sich die Forschungsthemen, in denen CITEC seit 2007 unterwegs ist, stark weiterentwickelt. Viele Themen, die vor elf Jahren noch neu waren, sind heute weitgehend etabliert. Digitalisierung und Künstliche Intelligenz sind in aller Munde. Ich bin gespannt, wie die Technologie unser Leben in der Zukunft verändern wird. Was wird sich durchsetzen? Welche Auswirkungen auf unsere Gesellschaft werden entstehen? Wie werden wir uns als Menschen verändern?

Die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Universität Bielefeld werden auch in der Zukunft in vorderster Reihe zu diesen Themen forschen. Dafür hat der Exzellenzcluster einen soliden Grundstein gelegt, der auch über das Ende der Exzellenzförderung hinaus wirken wird. Für alle, die an dem „Unternehmen Exzellenzcluster“ beteiligt waren, bleibt diese Zeit eine einmalige Erfahrung und eine bewegte und bewegende Zeit, auf die man mit dem Blick auf das Erreichte sehr stolz sein kann. Ich persönlich kann mir nicht vorstellen, wo ich in der gleichen Zeit mehr hätte lernen und gestalten können. Vielen Dank CITEC und Happy Birthday Universität Bielefeld!

Der Exzellenzcluster Kognitive Interaktionstechnologie (CITEC) der Universität Bielefeld wird seit dem 1. November 2007 bis 31. Oktober 2019 im Rahmen der Exzellenzinitiative von Bund und Ländern gefördert. CITEC arbeitet daran, technische Systeme intuitiv bedienbar zu machen. Der interdisziplinäre Ansatz des Clusters verbindet Kognitionsforschung und Technik. Aktuell forschen rund 250 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus fünf Fakultäten und sechs Disziplinen am Cluster.

Ilse Brehmer

Von „Sahne fressenden Pelztierchen“, „Geburtsfehlern“ und „Stolpersteinen“¹ – Ein subjektiver Rückblick auf die Frauenstudien

„Ich glaube, dass nicht Übliche zu wagen, gehört wohl zu meinen Lebensprinzipien.“

Als ich mein Studium ein zweites Mal begann, war ich 34 Jahre alt und Mutter von vier Kindern. Eine wohlmeinende Freundin riet mir vom Studieren ab, denn schließlich wären in diesem Lebensalter die grauen Gehirnzellen schon reichlich abgestorben und ich würde nicht mehr mit den jungen Studierenden mithalten können. Auch ich hatte Bedenken, aber die Not einen Beruf zu haben, der meine Kinder und mich ernähren könnte, war vorhanden. Alle anderen Berufsausbildungen verlangten mehr Anwesenheit, das hieß mehr Abwesenheit von zu Hause und das war in meiner Situation nicht möglich. Ich nahm das Studium wieder auf und erfuhr, dass meine Denkfähigkeit nicht reduziert war und insbesondere in der Pädagogik meine Praxiserfahrungen und die Reflexion der Praxis meinen Lernbemühungen durchaus zu statten kamen. Außerdem erlebte ich, dass die jüngeren Studierenden mich als gleichwertig behandelten und die Dozierenden – überwiegend männlichen Geschlechts – nur meine Leistungen und nicht mein Alter beurteilten. Hierfür empfand ich Dankbarkeit – heute frage ich mich warum eigentlich? Es war für mich Anfang der siebziger Jahre einfach nicht selbstverständlich, auch im höheren Alter zu studieren. Wie die Meinung meiner Freundin zeigte, war das durchaus eine von vielen getragene Meinung.

Auf einer Tagung in Bonn Mitte der achtziger Jahre – jetzt war ich schon Assistentin in Bielefeld – trugen Frauen der ersten Stunde der Dortmunder Frauenstudien ihre Erfahrungen vor. Es gefiel mir, wie diese gestandenen Frauen berichteten, diese Verbindung von akademischer Lehre und Lebenserfahrung imponierte mir, und ich dachte: es muss toll sein, nicht nur mit Spätadoleszenten zu arbeiten, sondern mit Frauen, die ihre langjährige Alltagspraxis reflektieren.

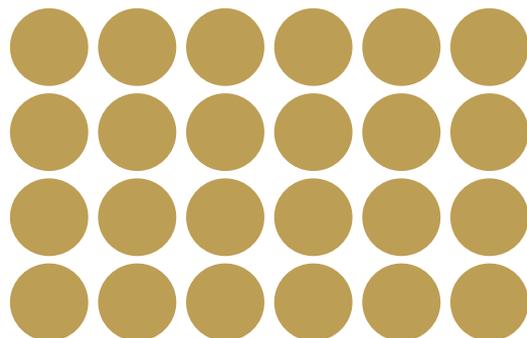
In Bielefeld versuchte ich Hochschullehrerinnen anzusprechen, um eine gemeinsame Aktivität zu planen, Frauen nach einer Zeit ausschließlicher Haushaltsführung eine universitäre Weiterbildung zu ermöglichen. Meine Idee wurde nicht gerade mit Begeisterung aufgenommen und das ist noch euphemistisch ausgedrückt! Eine Professorin meinte, ich solle das Projekt machen, es könnte meiner Karriere nützen – und dies war ein sicherlich gutgemeinter Ratschlag, jedoch ging er leider an der Realität vorbei. Sowohl in der Fakultät wie in der Gesamtuniversität hat das Engagement für diese „schmutzige Randgruppe Hausfrauen“ meinem Renommee geschadet. Die Reaktion in der Frauenforschung zeigte mir, dass nicht nur Männer, sondern auch Feministinnen zwar gerne über die Hausarbeit als Basisarbeit in der Gesellschaft reden, jedoch die Hausfrauen abwerten. Befürchtet wurde ein Niveauverlust der Universität, die Degradierung der akademischen Lehre auf Volkshochschulniveau. Eine Wissenschaftlerin sprach sogar von einem Beschäftigungsprogramm für „sahnefressende Pelztierchen“.



Prof. Dr. Ilse Brehmer

Initiatorin der Frauenstudien

Beginn des Studiums in München Kunstgeschichte, Archäologie und Germanistik, Studium Deutsch, Geschichte für das Lehramt an Realschulen, 2. Staatsexamen 1977. Studium der Pädagogik, Psychologie und Geschichte, Promotion 1978. Seit 1978 Hochschulassistentin in Bielefeld. Ab 1980 Mitglied der Initiativgruppe zur Gründung der Frauenforschung an der Universität Bielefeld. Forschungsprojekte, Publikationen, Vorträge und Symposien zur Geschichte der Frauenbildung und zur geschlechtsspezifischen Sozialisation in der Schule. 1996 Beginn der Frauenstudien für Frauen ohne Abitur. Mitgliedschaften in: Frauen und Schule, Frauen in der Hochschule, Mütter in der Hochschule, Verein für sozialwissenschaftliche Theorie und Praxis. Gründungsmitglied der Sektion Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaften. 1992 Habilitation. 1994 – 2001 ordentliche Gastprofessorin für allgemeine Pädagogik an der Universität Graz. Forschungsprojekte zur Geschichte der Frauenbildung in Österreich, Publikationen, Ausstellung.



Eigentlich – wäre ich vernünftig gewesen – wäre dieses Kind nie über die Ebene der reinen Ideen hinausgekommen, aber da tauchte eine Kollegin auf. Sie kam aus der Erwachsenenbildung und hatte Lust, mit mir gemeinsam zu planen. Es wurde eine sehr gute Zusammenarbeit, bei der die gegenseitigen Ideen und Fähigkeiten sich ergänzten. Unser Konzept lehnte sich an die Dortmunder Frauenstudien an, musste aber an die Region Ostwestfalen-Lippe angepasst werden. Die vielen Aktivitäten im Sektor der Frauenbildung, die im Dortmunder Raum gelaufen waren, gab es bei uns nicht. Wir konnten so auf keinerlei Vernetzungen zurückgreifen. So planten wir eine 14-tägige Veranstaltung mit Vorträgen aus den verschiedenen Bereichen der Frauenforschung als Möglichkeit der Orientierung. Ich sprach über unser Vorhaben mit dem Weiterbildungsbeauftragten der Universität, der uns im Folgenden immer unterstützte, und dem damaligen Prorektor für Lehre und Forschung. Durch beide Gespräche gewann ich den Eindruck, dass unsere Initiative akzeptiert war. Aber damit begann der durch alle folgenden Debatten geisternde Geburtsfehler. Naiv hatte ich angenommen, dass Gespräche mit diesen Funktionsträgern ausreichend wären, und ich hatte in meiner Unkenntnis nicht gewusst, dass ich jeden einzelnen der Herren im Rektorat hätte ausführlich informieren müssen, denn diese waren extrem geschockt, als sie in der Presse von unserer Informationsveranstaltung erfuhren. Zur ersten Veranstaltung kamen bereits achtzig Frauen. Am Ende der ersten Woche hielt Christiane Schmerl einen ungeheuer spannenden Vortrag über die krank machenden und neurotisierenden Faktoren der traditionellen Kleinfamilie. Ich erinnere mich gut, wie ich dachte, das verkraften die Familienfrauen nicht, das stellt ihre Lebensform komplett in Frage. Aber am Montag waren sie alle wieder da und das war für mich eine Lehre, die Frauen nicht zu unterschätzen in ihrem Hunger nach Erkenntnis.

Die Interdisziplinäre Forschungsgruppe Frauenforschung (IFF) war trotz der Bedenken einiger bereit, die Frauenstudien als interdisziplinäres Weiterbildungsprojekt unter ihre Fittiche zu nehmen, und das gelang wohl auch deswegen, weil meine Kollegin mit der Geschäftsführerin des IFF befreundet war. Die ersten zwei Jahre waren durch viele Auseinandersetzungen gekennzeichnet. Es ging um Leitungskompetenz und verständliche Anfängerfehler, die ich nach außen ja verantworten musste. Eine Unterstützung gab es nicht für mich. Aber dass ich nicht aufgab, lag nicht nur an meinem widerborstigen Charakter, sondern ganz besonders an den studierenden Frauen, deren Begeisterung mich bestärkte in der Überzeugung, dass etwas Sinnvolles geschah.

Nach zwei Jahren übernahm die Fakultät für Pädagogik – wie es so schön heißt – die Federführung, weil ein Weiterbildungsprogramm nicht an einer Forschungsstelle angesiedelt sein kann. Wir bekamen zwar nicht allgemein eine rasante Unterstützung, aber die Verwaltungsangestellte im Dekanat half uns mit ihrem Organisationswissen enorm, immer wenn wieder eine kryptische Bemerkung aus den höheren Etagen kam oder unverständliche Formulare. Sie half uns bei Stolpersteinen, und ohne sie hätten wir uns in dem Bürokratiedschungel hilflos verstrickt. Zudem konnte eine Mitarbeiterin, die schon in verschiedenen Beschäftigungsverhältnissen im Projekt mitgearbeitet hatte, weiter mitarbeiten und eine Frau, die schon bei mir ihre Diplomarbeit geschrieben hatte, stieg ein. Und diese Dreierkonstellation hat das Auf und Ab in all den Jahren durchgehalten.

Den langen Weg zur endgültigen Absicherung kann ich nicht beschreiben, aber er erschien mir wie ein sich kaum variierender Alptraum nach der Art des „Mensch ärgere dich nicht“-Spiels: „Gehen Sie wieder auf Punkt eins zurück“. Mit den Varianten der Studien- und Prüfungsordnungen, die wir einreichten, könnte man mindestens 150 qm Wohnung tapezieren. Es gab auch so erschöpfende Diskussionen über Formulierungen zu dem Topos, ob wir in einer patriachalen Gesellschaft leben oder Frauen nur benachteiligt sind. Die zuständige Senatskommission tat sich schwer mit dem Passus, dass Personen, die eine langfristige Beschäftigung ausgeübt hatten, an der Universität studieren können, weil hiermit auch die nicht bezahlte Tätigkeit wie die Hausarbeit gemeint war. Der Kommentar eines absolut überraschten Chemieprofessors dazu war: „Ja, dann könnte ja auch meine Frau studieren.“ Offensichtlich etwas komplett Unvorstellbares für diesen Gatten. Wir hatten also Fakten geschaffen, die wohl von einigen als „Kuckucksei“ so der Titel unserer ersten Tagung – angesehen wurde, aber da die Akzeptanz in der Öffentlichkeit vorhanden war, musste man sich mit den Frauenstudien inneruniversitär auseinandersetzen. Der Segen des Senats wurde zwar erst nach meinem Fortgehen erteilt, jedoch bin ich froh, dass unsere Strategie Erfolg hatte.

Bislang habe ich nur versucht, den historischen Werdegang der Frauenstudien, so wie sie sich in meiner jetzigen Erinnerung finden lässt nachzuzeichnen und mich nicht zu ihrer besonderen Form geäußert. Die Merkmale der Frauenstudien waren intensive Betreuung der Studentinnen, Interdisziplinarität des Lehrangebots, Schwerpunktsetzungen nach gesellschaftlich relevanten Kriterien, breite Fächerung der individuellen Interessen.

Intensive Betreuung der Studentinnen

In den Einführungsseminaren der beiden ersten Semester war eine überwiegend konstante Gruppe von ca. 20 Frauen zusammen, die mit einer Dozentin arbeitete. Das Eingewöhnen in die universitäre Kultur wurde so erleichtert und auch eine neue Positionierung der eigenen Person in dem jeweiligen Umfeld. Die Ansprechbarkeit der Dozentinnen blieb im gesamten Studium erhalten, aber Ziel war es, dass die Selbstorganisation die Betreuung ablöste. Die Erfahrungen, die die Studierenden im Praktikum, das sie sich selber suchen mussten, im Projekt, für das sie ihre eigenen Ideen entwickelten und bei der Abschlussarbeit, in der sie am selbst gewählten Thema schrieben, zeigte, dass dies gut gelang.

Interdisziplinarität des Angebots

Die Frauenforschung war mit dem Anspruch angetreten, dass die Geschlechterfrage im Kontext verschiedener Wissenschaftszweige zu analysieren sei. So wurde von Anfang an ein Studienangebot aus verschiedenen Fachrichtungen zusammengestellt, das sich an der Thematik orientierte und nicht an Fachgrenzen.

Schwerpunktsetzungen

Die Schwerpunkte waren Beratung und Bildung, Gesundheit und Umwelt sowie Politik und Öffentlichkeitsarbeit. Das Wissen, das in diesen Bereichen erworben wurde, konnte in verschiedenen Praxisfeldern eingesetzt werden. Das Spektrum der Beschäftigungen, das die Absolventinnen erschlossen, war breit.

Individuelle Interessensetzung

Besonders wichtig war für mich, dass Frauen in unserem Studienangebot Interessen verfolgen konnten, die ihnen vorher durch ihr Umfeld verwehrt waren und sich neue Gebiete erschlossen, die nicht den vorgegebenen Traditionen entsprachen. Die Frauenstudien stellten in ihren verschiedenen Facetten eine hochschuldidaktische Innovation dar, die sich an gesellschaftlichen Tätigkeitsbereichen und nicht an den engen Grenzen der Fächer orientierte, die Lebenspraxis als eine Qualifikation ansieht und individuelle variationsreiche Kompetenz förderte.

Für mich war der Aufbau der Frauenstudien ein aufregender Prozess. Die Diskriminierung auf unterschiedlichen Ebenen und die erstickende Zähigkeit des Institutionalierungsprozesses in der Hochschule trieben meinen Blutdruck hoch und die Laune nach unten. Aber da gab es – und das ist letztlich das Wichtigste – den Erfolg, dass das Projekt lebendig weiter besteht und die vielen Erfahrungen der solidarischen Unterstützung, der kooperativen Zusammenarbeit im Team und der Wissensdurst, das Engagement und das Lachen der Studentinnen der Frauenstudien.

Kurzchronik der FrauenStudien

Das von Ilse Brehmer initiierte weiterbildende Studium FrauenStudien startete im April 1988 zunächst als Modellprojekt. Die Federführung des Studiums oblag der Fakultät für Pädagogik (heute Fakultät für Erziehungswissenschaft). Gleichzeitig bestanden Kooperationen zur Kontaktstelle wissenschaftliche Weiterbildung, die als Beratungsorgan fungierte und dem Interdisziplinären Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF), das die Begleitforschung übernahm. Ab 1995 wurde es als fester Weiterbildungsbestandteil an der Universität institutionalisiert. Zum Wintersemester 2015/16 startete das weiterbildende Studium FrauenStudien erstmalig mit einer neuen modularisierten Studienstruktur. Durch diese Veränderung wird der Übergang in ein Bachelorstudium durch erweiterte Anerkennungsmöglichkeiten von erbrachten Leistungen erleichtert.

Das Studienmodell qualifiziert die TeilnehmerInnen in einem der drei neuen Profile „Bildung und Bildungsarbeit“, „Beratung“ oder „Heterogenität und Inklusion“ und weist eine stärkere Ausrichtung an pädagogischen Fragestellungen aus, die einen Quereinstieg in soziale oder pädagogische Handlungsfelder ermöglichen soll. Die Universität verleiht ein Zertifikat für die erfolgreiche Teilnahme. Seit 1999 wird das weiterbildende Studium FrauenStudien von Professorin Katharina Gröning geleitet.

<https://www.uni-bielefeld.de/fstudien/modularisiertesstudienmodell.html>

Ruth Großmaß

Beratungsarbeit mit Studierenden – Anfänge und Entfaltung einer fachlichen Disziplin

Die zeitliche Phase, in der ich in der Beratungsstelle der Universität Bielefeld tätig war (1976 bis 2006), war in den ersten Jahren zugleich eine Zeit des Aufbaus und der Entwicklung – und zwar in doppelter Hinsicht: Sowohl die Universität als auch Beratung als fachliche Disziplin waren im Entstehen bzw. dabei ihr Profil zu entwickeln. Meine berufliche Arbeit war von der damit verbundenen Aufbruchstimmung stark geprägt und ich persönlich war mit dem, was Beratung an einer Universität sein kann und leisten soll, sehr identifiziert. Inzwischen sind beide – Universität wie Beratungsarbeit – etabliert. Veränderungen und Entwicklung finden nach wie vor statt, aber doch innerhalb der gegebenen Strukturen und weniger von einzelnen Personen geprägt. Auch wenn ich den routinierteren Alltag der Beratungsstelle noch miterlebt und mitgetragen habe, dominieren im Rückblick die Anfänge.

Anfänge

Als ich meine Tätigkeit in der ZSB¹ der Universität Bielefeld aufnahm, befand sich die Beratungsstelle noch in der Aufbauphase. Zwar war die ZSB bereits 1972 gegründet worden, aber erst mit dem Bezug des Hauptgebäudes 1975, der Nutzung eigener Räume und der Vergrößerung des Beratungsteams auf zunächst drei männliche Berater entstand ein ausdifferenziertes Beratungsangebot (psychologische Beratung, Studienberatung, Kooperation mit Fakultäten). Ich kam als Vierte und als erste Beraterin ins Team (im Sekretariatsbereich – später Clearingstelle – arbeiteten „natürlich“ auch vorher Frauen). Ich merkte schnell, dass sich besondere Erwartungen an mich als Person richteten: Die Hochschulleitung erwartete von mir als Nicht-Psychologin², dass die Beratung zu Themen der Studienfachwahl und des Studienbeginns mehr Gewicht bekommen und ich mich weniger für psychotherapeutische Anliegen engagieren würde – ein gerade in den 1970er Jahren, in denen die humanistische Psychologie und Therapie boomten, verständlicher, wenn auch nicht sehr realitätsnaher Wunsch. Von studentischer Seite verknüpfte sich demgegenüber mit mir als Frau die Erwartung, Ansprech-Partnerin für die Beratungsanliegen von Studentinnen zu sein, wozu neben Themen, in denen sich die für Frauen spezifischen Herausforderungen der „männlichen“ Institution Universität spiegeln, auch persönliche Themen und psychische Belastungen gehörten.

In der Offenheit der Aufbauphase – auch für neue Themen und Ideen – ließen sich aus solchen Herausforderungen Beratungskonzepte entwickeln, Konzepte, die die ZSB dann in ihrer weiteren Arbeit geprägt haben: Es entstand ein integriertes Beratungskonzept, dessen wichtigstes Merkmal die Offenheit für sehr unterschiedliche Anliegen der Studierenden war. Von der Frage nach Informationen über Unterstützung bei der Studienorganisation und die Vermittlung von Studientechniken bis zu im engeren Sinne psychologischen Themen – alles konnte in der täglichen offenen Sprechstunde zum Beratungsanliegen werden.³ Als Antwort auf die Erwartungen an mich als Beraterin entstand der Beratungsschwerpunkt „Frauen“.



Beratungsschwerpunkt „Frauen“

Arbeitsschwerpunkte innerhalb eines Beratungsangebotes⁴ lassen sich dann entwickeln, wenn man die Anliegen und Themen derjenigen, die eine Beratung in Anspruch nehmen, nicht nur als individuelles Problem versteht, sondern darin auch gemeinsame Belastungen und Herausforderungen erkennt, denen sich die Zielgruppe des Beratungsangebotes als ganze stellen muss. Gerade in den 1970er und 1980er Jahren waren frauenspezifische Belastungen im Studium und auf dem Weg in die Wissenschaft schnell zu erkennen. Obwohl bei Studienbeginn (zwar noch nicht in Mehrzahl, aber doch) zahlreich in nahezu allen Fakultäten vertreten, waren Frauen in der Wissenschaft weniger häufig und unter den Professoren eher eine Seltenheit. Im Zweifelsfall wählten Studentinnen eher Lehrerstudiengänge und im Seminar bzw. im Labor fühlten sich die jungen Akademikerinnen oft übersehen oder sexualisiert wahrgenommen. Entmutigung, irritiertes Selbstvertrauen, Essstörungen und das (Wieder-) Aufbrechen psychischer Konflikte waren für Studentinnen oft erschwerende Begleiter des Studiums. Waren sie die ersten Akademikerinnen ihrer Familie und/oder Töchter in einem Familienmilieu, das ihre Beteiligung an den Versorgungsaufgaben der Familie selbstverständlich einplante, kamen Schuldgefühle und Entfremdungsängste hinzu. Einen Beratungsschwerpunkt zu entwickeln, der auf solche Beratungsthemen angemessen eingehen kann, heißt nicht Studentinnen als Problemträgerinnen zu sehen. Es bedeutet die Anliegen der Einzelnen ernst zu nehmen und zu bearbeiten. Darüber hinaus gilt es aber



Ruth Großmaß

Mit-Begründerin der Zentralen Studienberatung

Kindheit und Schulzeit im Ruhrgebiet, 1967 – 1973 Studium der Fächer Philosophie, Germanistik und Pädagogik in Bochum und Marburg, Abschluss Staatsexamen, 1973 – 1976 Tutorenausbildung und gruppenspezifische Weiterbildung, Lehraufträge an Universitäten und in der Erwachsenenbildung, 1976 – 2006 hauptamtliche Mitarbeiterin der ZSB – Zentrale Studienberaterin (ab 2004 mit halber Stelle), nebenamtliche Lehrtätigkeit in Seminaren (vorwiegend in Zusammenarbeit mit Jürgen Frese und Christiane Schmerl). 2004 – 2015 Professorin für Ethik und Sozialphilosophie an der Alice Salomon Hochschule Berlin, seit 2015 im Ruhestand, allerdings weiterhin aktiv im internationalen Master-Studiengang „Social Work as a Human Rights Profession“ der Alice Salomon Hochschule Berlin.

auch von Seiten der Beratungsstelle eigene Angebote zu entwickeln, die diese Themen sichtbar aufgreifen und zur Auseinandersetzung damit einladen.⁵ So entstanden und etablierten sich in der ZSB Frauentherapie-Gruppen, Studientechniken-Kurse (auch solche nur für Frauen), eine Coaching-Gruppe für Doktorandinnen und eine Supervisionsgruppe für Frauen, die Wissenschaft zu ihrem Beruf machen wollten. Obwohl viele dieser Angebote mit meinem Namen verbunden werden, waren die Aufgaben doch in den 1990er Jahren längst auf mehrere Schultern verteilt, da das Beratungsteam um zwei weitere Kolleginnen erweitert worden war.

Sozialer Raum Hochschule

Eine Besonderheit der Hochschulberatung liegt darin, dass der soziale Raum, in dem Beratungsanliegen entstehen, klar abgegrenzt direkt vor Augen der Berater_innen liegt. Einflussnahme und Interventionen sind deshalb viel zielgerichteter möglich als dies z. B. bei kommunalen Beratungsstellen der Fall ist. Die oben genannten Gruppenangebote waren deshalb nicht nur für die daran Teilnehmenden oder für andere Studierende von Bedeutung, die sich mit den entsprechenden Themen persönlich auseinandersetzen. Sie wirkten auch (durch Ankündigungen, Berichte und daran anschließende Aktivitäten) in den sozialen Raum Hochschule hinein, indem sie Innovationsbedarf hinsichtlich der Institution Universität signalisierten. Durch Kooperation mit Gremien und Statusgruppen-Vertretungen, durch die Beteiligung an universitären Aktivitäten, die sich auf Problemfelder beziehen, die auch in der Beratungsarbeit virulent waren, ließen sich Veränderungsimpulse setzen. Manche dieser Impulse erfolgten eher im Hintergrund, einige aber auch deutlich sichtbar – etwa durch einen hochschulöffentlichen Vortrag zum Thema „Psychische Folgen sexueller Übergriffe auf Studentinnen“ (1995), durch die Beteiligung an der Vorbereitung des Audits familiengerechte Hochschule (2002) oder die Mitarbeit an „Regeln fairen Umgangs“ (2004).

Konfliktfelder

Die Entwicklung und Etablierung eines Beratungskonzeptes wie das hier vertretene basiert auf produktiven und wohlwollenden Kooperationen – im Team, in den Fakultäten, mit Personalräten und Gleichstellungsbeauftragten. Zugleich ist ein solcher Prozess allerdings fast durchgängig auch von Konflikten begleitet, die mir – nun im Rückblick – beratungstypisch zu sein scheinen. Beratungseinrichtungen sind so etwas wie Problemsensoren hinsichtlich des sozialen Raumes, deren Meldungen nicht immer und von allen Seiten gern gesehen sind. Die Eigenständigkeit von Beratung als fachlicher Disziplin muss deshalb auch innerhalb einer Universität immer wieder verteidigt werden. Dies gilt auch gegenüber dem Interesse von Hochschulleitung und -verwaltung, die wenig festgelegt erscheinende Ressource Beratung auch für andere Aufgaben z. B. Marketing und Öffentlichkeitsarbeit zu nutzen. Hinzukommen teaminterne Konfliktpunkte. Da Beratung als Arbeitsfeld nur wenige Aufstiegsmöglichkeiten bietet, richtet sich die hier wie in jedem Berufsfeld gegebene Konkurrenz oft nach innen. Sie macht sich am unterschiedlichen Renommee der Personen und der unterschiedlichen Sichtbarkeit von Beratungsschwerpunkten fest. Für den Schwerpunkt „Frauen“ zu stehen und sich nicht nur innerhalb der Hochschule, sondern auch im Fachdiskurs Beratung mit theoretischen Beiträgen für die Fachdisziplin einzusetzen, stellte mich als Person im Laufe der 30 Jahre meiner Arbeit in der ZSB immer wieder in das Zentrum solcher Konflikte.

Faszinosum „Beratung“

Was war für mich das Besondere an der Hochschulberatung und was hat mich durchgängig motiviert? Neben den Gestaltungsmöglichkeiten dieses Arbeitsfeldes (nicht nur in der Aufbauphase, Beratungsanliegen ändern sich und damit auch die Schwerpunkte der Arbeit), war es für mich die Beratungsarbeit selbst: Man begleitet junge Menschen durch Irritationen, Krisen und Probleme hindurch, gestaltet vertrauensvolle Arbeitsbeziehungen und darf an der persönlichen Entwicklung der Anderen teilhaben.

Fragen an Barbara Knorn

Was ist das besondere an der Bibliothek der Universität Bielefeld und an ihrer Arbeit?

Baulich ist die Bielefelder Universitätsbibliothek eine einmalige und besondere Leistung der Architekten. Die Bibliothekskonzeption sieht vor, die Fachbibliotheken auf der Ebene 1 zu verorten. Damit befindet sich jeweils direkt unter den jeweiligen Fakultäten die dazugehörige Fachbibliothek. Das schafft kurze Wege für die Wissenschaftler*innen und Studierende. Mit ca. 95% Freihandbestand, also einem Medienbestand, der für alle Bibliotheksbenutzer*innen direkt im Regal zugänglich ist, ist die Bibliothek eine der größten wissenschaftlichen Freihandbibliotheken in Deutschland. In der bibliothekarischen Fachliteratur ist diese Konzeption als gut gelungenes exemplarisches Konzept zitiert worden, dass einen besonderen Komfort für die Nutzer*innen schafft.

Der Bologna-Prozess veränderte die Studiengänge an der Universität erheblich. Eine Folge hiervon war ein höherer Bedarf an Gruppenarbeitsplätzen, den wir befriedigen mussten. Hierzu haben wir den Lern- und Arbeitsort Bibliothek in Kooperation mit dem universitären Zentrum für Lehre und Lernen neu gestaltet. Neben den klassischen Einzelarbeitsplätzen und Diskussionsräumen werden nun auch Bereiche als Lernorte ausgewiesen, in denen eine Gruppenarbeit im offenen Lesesaalbereich möglich ist. In den Lernorten ist Reden ausdrücklich erwünscht. Sitzsäcke, Couchgarnituren und gepolsterte Stühle sorgen für eine auch optisch aufgelockerte und entspannte Atmosphäre in den Lernorten, in der man individuell oder auch gemeinsam Lernen und Kommunizieren kann. Die technische Ausstattung umfasst auch LCD-Flachbildschirme und Whiteboards zur Präsentation und gemeinsamen Diskussion des Lernstoffes. Der zentrale Lernort „plus!“ bietet darüber hinaus nicht nur ein SMART Board an, sondern auch Beratung und Support beim Lernen und Arbeiten in der Bibliothek. So wird den Studierenden hier von montags bis freitags von 8 – 18 Uhr bei der Literaturrecherche und -beschaffung geholfen. Dienstags bis donnerstags von 14:30 Uhr – 16 Uhr sind qualifizierte Tutor*innen („peer learning“) anwesend und arbeiten mit den Studierenden an ihren Schreibprojekten. Auf Wunsch beraten die Tutor*innen auch zu Themen wie Zeitmanagement, Lernstrategien, Zusammenarbeit und Präsentation. Die Tutor*innen unterstützen ihre Kommiliton*innen, fachliche Aufgaben selbständig, kritisch und problemorientiert zu bearbeiten und fördern eine Studienkultur des von- und miteinander Lernens in „peer groups“. Mit der Einrichtung solcher Lern- und Arbeitsorte nach dem Vorbild der englischen „learning grids“ war die Universitätsbibliothek Bielefeld Vorreiter in Deutschland.

Seit November 2011 ist der gesamte Freihandbestand (ca. 2 Mio. Medieneinheiten) mit RFID-Technologie ausgestattet. Neben den üblichen Funktionen der Buchsicherung, der Stapelverbuchung und der Selbstverbuchung nutzt die Universitätsbibliothek Bielefeld diese Technik – soweit uns bekannt ist als einzige Bibliothek in Deutschland – auch zur Bestandsrevision: Über eine Art „Scanner“ werden die RFID-Etiketten der Bücher im Regal eingelesen und von einer Software mit dem Ausleihsystem abgeglichen. Im Ergebnis

identifiziert die Software die Bücher, die nicht am richtigen Standort stehen (verstellte Bücher) oder die dort zwar nicht stehen, aber stehen müssten, da sie nicht entliehen sind (vermisste Bücher). Soft- und Hardware dieses Arbeitsinstrumentes wurden gemeinsam mit der Firma Bibliotheca entwickelt und ermöglichen neben den genannten Funktionalitäten noch weitere wie bspw. die schnelle Überprüfung von Semester-, Tisch- oder Handapparaten auf ihre Vollständigkeit.¹

Der Transformationsprozess in die digitale Welt ist eine große Aufgabe für Bibliotheken. Seit mehr als 20 Jahren haben wir überall in der Bibliothek WLAN, lizenzierte Bestände können von Hochschulangehörigen auch außerhalb der Hochschule über VPN genutzt werden. Mit BASE (Bielefelder Academic Search Engine) hat Bielefeld eine der größten wissenschaftlichen Suchmaschinen weltweit. BASE indexiert mittlerweile über 120 Millionen Dokumente aus über 6.000 Quellen. Rund 60% der über BASE recherchierbaren Webdokumente sind im Volltext zugänglich („Open Access“). BASE leistet damit einen wichtigen Beitrag – nicht nur für Bielefelder Studierende und Wissenschaftler*innen sondern für die ganze wissenschaftliche Gemeinschaft – die immer größer werdende Anzahl an (frei zugänglichen) wissenschaftlichen Dokumenten im Netz zu erschließen. Und mein Stellvertreter Herr Pieper sorgt dafür, dass die Universitätsbibliothek so drittmittelstark ist wie kaum eine andere Bibliothek in unserer Größenordnung. Ein aktuelles Beispiel dafür ist das Projekt „Nationaler Open-Access-Kontaktpunkt (NOAK)“.

Als etwas ganz Besonderes sehe ich unser leistungsstarkes Bibliotheksteam – und damit meine ich ALLE in der Universitätsbibliothek – und die sehr gute Zusammenarbeit. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind engagiert, qualifiziert und kompetent. Diesen Einsatz, das Interesse und das Know-How als „Schatz“ zu bezeichnen, trifft es meiner Meinung nach sehr gut, denn nur wenn alle Bereiche der Bibliothek gut miteinander arbeiten, können wir unsere sehr gute Position in den Rankings/Bewertungen der Nutzer*innen weiterhin halten. Mit dem BITS (Bielefelder IT-Servicezentrum), der anderen zentralen Betriebseinheit an unserer Hochschule, die ebenso wie die Bibliothek zwischen der Verwaltung und den Fakultäten steht, haben wir zahlreiche Absprachen und Kooperationen. Uns eint das gemeinsame Verständnis, dass wir Dienstleister sind. Zudem schätze ich die Zusammenarbeit mit der Hochschulleitung, die die Vorgaben für die Bibliothek macht und Gestaltungsspielräume zulässt. Die Wissenschaftler*innen und Studierenden sind unsere wichtigsten Zielgruppen – mit Ihren Ideen, Ihren Arbeitsweisen oder der eingebrachten Kritik erhalten wir wichtige Hinweise wie





Barbara Knorn

Erste leitende Bibliotheksdirektorin

Bibliotheksmitarbeiterin der Universitäts- und Technischen Informationsbibliothek Hannover (1985 – 1998), Abschluss: Soziologie und Germanistik, MA (1993), Bibliotheksreferendarin 1998 – 2000, seit 2000 in der Universitätsbibliothek Bielefeld, zuerst als Projektmitarbeiterin, ab 2001 als Fachreferentin für Wirtschaftswissenschaften und Geografie und ab 2004 Dezernentin für Bibliotheksbenutzung, ab 2013 – 2015 kommissarische Leitung der Bibliothek, seit 2015 leitende Bibliotheksdirektorin.

Während des Transformationsprozesses, in dem wir uns aktuell befinden, das meint den Übergang vom Gedruckten zum Elektronischen, müssen noch ungelöste Fragen beantwortet werden; z. B. ist die Frage der Langzeitarchivierung von digitalen Inhalten ein sehr wichtiger Punkt. Ein anderes Problemfeld ist, dass die Budgets der Bibliotheken in der Regel seit Jahren stagnieren, die Zeitschriften im Subskriptionsmodell immer teurer werden und die Open-Access-Modelle zwar freie Zugänglichkeit gewährleisten, die Finanzierung aber in vielen Modellen auch erst noch verstetigt werden muss. Das Digitalisieren von gedruckten Werken, ebenso wie die Diskussion um „wer behält das letzte gedruckte Werk im Land“ sind ebenfalls Herausforderungen, die vor uns liegen.

Welche Veränderungen stehen auf der Agenda an erster Stelle?

Ganz oben auf der Agenda stehen für mich Personalentwicklung und Organisationsveränderung. Die Arbeitswelt hat sich insgesamt und auch für die Bibliothekar*innen stark gewandelt. Der Kern der bibliothekarischen Arbeit, das Wissen zu ordnen und zugänglich zu machen, bleibt und wird auch in Zukunft notwendig sein. Aktuell leben wir in einer Zeit mit einem dualen Anforderungsprofil. Die bisherige physische Bibliothekswelt wird durch eine digitale Bibliothekswelt ergänzt. Diese Ergänzung bleibt nicht ohne Auswirkungen auf die physische Bibliothek und die Aufgaben der Bibliothekar*innen und auf die

wir uns künftig ausrichten. Der Austausch mit den verschiedenen Zielgruppen ist mir sehr wichtig.

Wie groß ist die Bedeutung elektronischer Medien?

Die Bedeutung der elektronischen Medien nimmt immer weiter zu – d. h. es wird immer mehr elektronisch erworben. Schon heute geben wir 2/3 unseres Erwerbsetats für elektronische Literatur aus. Grob skizziert waren es zuerst die Datenbanken, die digital wurden. Heute werden Datenbanken und die meisten Zeitschriften nur noch in elektronischer Form gekauft und zur Nutzung angeboten. Für den Aufbau der Fachbibliothek Medizin wird der Aufbau der Zeitschriftensammlung schon rein elektronisch erfolgen. Es gibt aber auch andere Fächer, in denen es Zeitschriften noch in gedruckter Form gibt und vermutlich noch länger geben wird. Bücher werden in zahlreichen Varianten angeboten, gedruckt und elektronisch. Bücher, die elektronisch erscheinen, können sehr verschieden erworben werden. Unsere Bibliothek hat sich für den Kauf der Inhalte entschieden. Wir Bibliothekare nennen dies Lizenzierung, obwohl wir die Archivrechte miterwerben, um so den dauerhaften Zugriff zu sichern. Beim elektronischen Kauf sind sowohl technische als auch rechtliche Aspekte zu beachten, zum Beispiel ist es nicht üblich, die „gekauften Buchdateien“ auf den jeweiligen Bibliotheksservern abzulegen, sondern die Bibliotheken nutzen die Verlagsserver. Die andere Art, elektronisch Inhalte zu erwerben und bereitzustellen, ist das wissenschaftliche Publizieren, häufig auch als Open-Access-Publizieren benannt.

Organisation. Themen wie Forschungsdatenmanagement, Bibliometrie, Digitalisierung und wissenschaftliches Publizieren sind heute ebenso selbstverständlich wie die Beratung, Ausleihe oder Schulungsaufgaben. Allgemein lässt sich feststellen, dass immer mehr Routineaufgaben in den letzten Jahren weggefallen und Aufgaben, bei denen eine IT-Kompetenz notwendig ist, mehr geworden sind.

Was sind die positiven Seiten, die Sie im Alltag erleben?

Die schönste Seite an meinem beruflichen Alltag ist die Zusammenarbeit mit den Menschen in der Bibliothek, in der Hochschule und der Austausch auf Tagungen. Das ist für mich ein großes Vergnügen. Mit vielen Kolleginnen und Kollegen arbeite ich in Bielefeld seit fast 20 Jahren zusammen. Ich halte sehr viel von langen Beziehungen – sowohl privat als auch beruflich. In Bielefeld erlebe ich immer wieder tolle Überraschungen. So hat mir z. B. unsere Baustellenparty 2014 sehr viel Vergnügen bereitet, aber auch der sehr gut gelungene Umzug der Bibliothek im selben Jahr. Und mit einer Portion Humor kann man meistens auch die nicht so schönen Seiten des Berufslebens hinnehmen.

„Seit jeher ist in Bibliotheken verfügbar und zugänglich, was in den Wissenschaften entdeckt, erforscht und veröffentlicht wird. Über Jahrhunderte wurden von Bibliotheken gedruckte Bücher, Zeitschriften, Zeitungen und andere physikalische Medien gekauft, gesammelt, verzeichnet und ihren Nutzern durch entsprechende Services zur Verfügung gestellt. [...] Neue Serviceanforderungen werden an die Bibliotheken gestellt, die mit ihrem traditionellen Aufgabenportfolio und ihren etablierten Verfahrensweisen nicht leicht zu vereinen sind. Bibliotheken werden sich daher im Gesamtsystem der wissenschaftlichen Informationsversorgung neu verorten und in Kooperation mit ihren Partnern neue Verantwortungsbereiche übernehmen müssen. Die digitale Transformation hat die Bibliotheken bereits erreicht, verlangt indes noch konsequentere strategische Entscheidungen und wird auch in Zukunft neue dynamische Anpassungen erfordern.“²

Dieser kleine Ausschnitt aus dem nationalen Strategiepapier der wissenschaftlichen Bibliotheken 2025 zeigt, wie spannend es aktuell im Bibliothekskontext zugeht. Nach mehr als 30 Jahren im Bibliothekswesen finde ich meinen Beruf immer noch spannend und aufregend.

Karin Kruse

ERASMUS-Hochschulkoordinatorin und Teamleiterin „Go Out Studieren Weltweit“ im International Office

ERASMUS und ich sind seit meinen beruflichen Anfängen unzertrennlich:

Nach dem Abitur wollte ich erst mal weg – raus aus Bielefeld und die Welt entdecken. So bin ich als Au-pair nach Paris und habe dort Kurse an der berühmten Sorbonne besucht – aufregende Zeiten mit vielen neuen Bekanntschaften und interessanten Begegnungen. Während des Aufenthalts dort habe ich mich entschieden, Romanistik (Französisch sowie Spanien- und Lateinamerikastudien) und Geschichtswissenschaft zu studieren. Französische Literatur und Geschichte interessierten mich schon immer – das Studium habe ich dann an der Universität Wien begonnen.

Man hört heute ständig und überall, dass Auslandsaufenthalte die Berufschancen erhöhen, aber das war früher auch schon so. Durch meine Erfahrungen in Paris und Wien stand mir dann auch das Tor zu meiner beruflichen Tätigkeit offen: Ich wurde 1989 im Akademischen Auslandsamt (AAA) – so hieß das International Office damals – als studentische Hilfskraft eingestellt, da ich Auslandserfahrungen sowie sehr gute Sprachkenntnisse vorweisen konnte. Inzwischen habe ich in 30 Jahren über 8.000 Studierende zu Fragen rund um Auslandsaufenthalte beraten und betreut. 99 Prozent von ihnen kommen übrigens sehr zufrieden und persönlich gereift zurück und nicht wenige sagen, das Auslandsjahr sei das beste Jahr in ihrem Leben gewesen. Ich kann das gut nachvollziehen, denn mir ging es damals genauso.

Nicht nur der Name Akademisches Auslandsamt klingt heute wie aus einer fernen Zeit, auch die damaligen Arbeitsbedingungen sind heute Geschichte und so nicht mehr vorstellbar – zu Beginn meiner beruflichen Karriere saß ich vor einem quadratischen Tisch mit zwei Aktenordnern im Sekretariat des AAA. Mit dieser bescheidenen Ausstattung habe ich an einem von unserer Fakultät für Geschichtswissenschaft betreuten Pilotprojekt im Rahmen von ERASMUS mitgearbeitet, in dem Kriterien zur Anrechnung von Studienleistungen (ECTS) entwickelt werden sollten. Die Arbeitsmaterialien änderten sich im Laufe der Jahre: von der Schreibmaschine samt Tipp-Ex und Blaupapier hin zu PC, Drucker und Internet. Auch meine Position änderte sich: von der studentischen Hilfskraft zur stellvertretenden Leiterin des Akademischen Auslandsamtes.

ERASMUS und ich sind seit meinen beruflichen Anfängen unzertrennlich – nunmehr 30 Jahre verantworte ich das ERASMUS-Programm an der Universität Bielefeld. Und das Programm ist ein Erfolg: Die Anzahl der Studierenden, die das Interesse und schließlich den Mut haben, im Rahmen von ERASMUS im Ausland zu studieren, stieg im Laufe der Jahre von anfangs jährlich 50 auf 220 sogenannte Outgoings. Wenn ich heute noch die Auszahlung der Stipendien mit der Schreibmaschine erledigen müsste, könnte ich meine vielen anderen Aufgaben nicht mehr wahrnehmen, zum Beispiel die Verantwortung für den Bereich „Go Out Studieren Weltweit“.

Auch ich selbst bin sozusagen eine Outgoing Person: Da alles dynamischen Prozessen unterliegt, gehören regelmäßige Fortbildungen und Besuche an Universitäten in Europa, aber auch



Karin Kruse
Koordinatorin des
Erasmus-Programms

1984 – 1991 Studium, 1989 Studentische Hilfskraft im Akademischen Auslandsamt, seit 1991 Mitarbeiterin im AAA für ERASMUS-Hochschulkoordinatorin und Teamleiterin „Go Out Studieren Weltweit“ im International Office.



außerhalb Europas zu meiner Arbeit. Schon 1993 habe ich das spannende Seminar „Brussels for Beginners“ besucht und konnte das Europaparlament, in dem wichtige Entscheidungen über das ERASMUS-Programm getroffen werden, von innen kennenlernen. Ich habe Partneruniversitäten in Italien, Frankreich, Polen und Island besucht, war mit dem Physikprofessor Philippe Blanchard an unserer Partneruniversität East China Normal University in Shanghai und habe mit der Fulbright-Kommission eine dreiwöchige akademische Reise in die USA unternommen. Und ich konnte durch Sprachkurse in Edinburgh und St. Andrews meine Englischkenntnisse perfektionieren. Wen einmal das Reisefieber gepackt hat, den zieht es immer wieder hinaus in die Welt!

Das ERASMUS-Programm

In meiner Funktion als ERASMUS-Hochschulkoordinatorin habe ich an der Universität die Strukturen für das Programm geschaffen, die noch heute bestehen, aber natürlich stetig angepasst werden. Das weltweit erfolgreichste Austauschprogramm ist übrigens nicht nur nach dem humanistischen Gelehrten Erasmus von Rotterdam benannt, sondern verdankt seinen Namen auch dem Akronym für European Action Scheme for the Mobility of University Students.

Neben Studierenden profitieren Lehrende sowie das Universitätspersonal in der Verwaltung und den Fakultäten von diesem Programm. Über 4.200 Outgoings, ca. 2.900 Incomings, 400 Gastdozenturen im Ausland und 60 Auslandsaufenthalte von Kolleginnen und Kollegen in der Verwaltung sind eine stolze Bilanz. Unsere Incoming-Studierenden zeigen sich begeistert über das Bielefelder Orientierungsprogramm, die vielen Sprachkursangebote und Exkursionen sowie die gute Betreuung durch ihre Mentorinnen und Mentoren. Ehemalige ERASMUS-Studierende berichten oft, dass sie sich jetzt als Europäer bzw. Europäerinnen fühlen. Zudem sind im Rahmen von ERASMUS viele binationale Ehen entstanden und ERASMUS-Babys auf die Welt gekommen – auch in Bielefeld. ERASMUS ist sicher eine der besten Initiativen der EU!

„Mutual Trust and Confidence“ – unter diesem Motto entstanden die neuen europäischen Partnerschaften unter ERASMUS: Studienleistungen werden angerechnet, Studiengebühren erlassen, die Betreuung der ERASMUS-Studierenden ausgebaut. Anfangs waren 16 Länder beteiligt, nach den EU-Erweiterungen sind mittlerweile 33 Länder dabei (28 Länder der EU sowie Norwegen, Island, Liechtenstein, Mazedonien und die Türkei). Außerdem können seit 2015 mit (fast) allen Ländern der Welt ERASMUS+-Kooperationen abgeschlossen werden. Wir kooperieren zum Beispiel mit Universitäten in Israel und Nepal.

Unsere Studierenden gehen am liebsten in Länder, in denen auf Englisch studiert werden kann (Großbritannien und Irland), daneben in skandinavische Länder (vor allem Schweden), aber auch in die Niederlande und nach Estland. Danach folgen Spanien und Frankreich. Unsere internationalen Studierenden kommen überwiegend aus Italien, Polen und der Türkei.

Neben diesen umfangreichen internationalen Austauschformen wird das europäische Projekt „Europa macht Schule“ von mir begleitet. Im Rahmen dieses Programms besuchen internationale ERASMUS-Studierende Bielefelder Schulen und bringen Schülerinnen und Schülern die Kultur und Sprache ihres Landes näher. Die Zusammenarbeit mit den vielen Akteurinnen und Akteuren innerhalb und außerhalb der Universität ist eine große Bereicherung für meine tägliche Arbeit: So führe ich mit Kolleginnen und Kollegen des Fachsprachenzentrums, der Bielefeld School of Education (BiSEd) und den Kolleginnen im AAA der FH Bielefeld regelmäßig Veranstaltungen durch.

ERASMUS – große Auszeichnungen für die Universität Bielefeld

Meine Kolleginnen Monika Bokermann und Sabine Scheuer und ich waren stolz, als die Universität Bielefeld 2012 – im 25. Jubiläumsjahr – das ERASMUS-Qualitätssiegel erhielt und 2017 – im Jahr des 30. Jubiläums – das ERASMUS+ Programm an der Universität Bielefeld vom Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) als „hervorragend“ bewertet wurde. Nur dank unserer effizienten und kollegialen Zusammenarbeit konnte die Umsetzung von Erasmus+ als Best-Practice-Beispiel in Deutschland gegenüber der Europäischen Union und den europäischen Partnerinnen und Partnern herausgestellt werden. Es ist schön, Teil dieses tollen Teams zu sein!

Das Wichtigste jedoch ist die gute und vertrauensvolle Zusammenarbeit mit den ERASMUS-Koordinatorinnen und -Koordinatoren in den Fakultäten, ohne die es nicht möglich wäre, Verträge mit 220 Partnerhochschulen und 370 Fakultätsabkommen mit Leben zu füllen.

„Outgoing Weltweit“

Mein zweiter Arbeitsschwerpunkt ist die Teamleitung für den Bereich „Outgoing Weltweit“. Auch hier ist die Zusammenarbeit mit den Kolleginnen und Kollegen sowie den vielen Hilfskräften die Voraussetzung für das gute Gelingen. Mein Team und ich beraten Studierende in allen Fragen zu Studium, Praktikum, Forschung, Sprachkursen, Fachkursen, Lehraufenthalt an Schulen, Promotion im Ausland, zu internationalen Partnerhochschulen und Finanzierungsmöglichkeiten. Außerdem vergeben wir Stipendien im Rahmen von drei Stipendienprogrammen, darunter dem DAAD-Promos-Programm. Wir unterstützen Studierende, die an Partneruniversitäten zum Beispiel in den USA, Japan oder China studieren möchten oder sich selber als sogenannte Free Mover eine eigene Uni oder einen Praktikumsplatz suchen. Unsere Studierenden sind in Asien, Lateinamerika, Afrika und natürlich in Europa unterwegs.

Was ich sonst noch mache

Meine Tätigkeiten sind vielfältig. Mit meinem Team informiere, vermittele, unterstütze, motiviere ich, führe Informationsveranstaltungen und Workshops durch, organisiere International Days, erarbeite Info-Flyer, erstelle Informationen im Internet, verantworte eine Facebook-Seite. Zudem pflege ich Kontakte zum EU-Referat im DAAD und zu meinen ERASMUS-Kolleginnen und -Kollegen, vor allem an den Unis in NRW, und habe verschiedene Tagungen mit dem DAAD in der Universität Bielefeld organisiert, darunter 2012 die ERASMUS-Regionaltagung „Praktika im EU-Raum und Employability“. Und ich habe vor vielen Jahren an dem „Stipendienwegweiser für Frauen“ des Frauenbüros (heute Gleichstellungsbüro) mitgearbeitet.

Was bringe ich für die Ausübung dieser vielfältigen Tätigkeiten mit?

Das Rüstzeug für meine vielfältigen Tätigkeiten sind internationale und interkulturelle Erfahrungen und Kompetenzen, sehr gute Sprachkenntnisse, Beratungskompetenz, Fachkenntnisse von Hochschulsystemen weltweit, Organisationstalent, Teamgeist und Engagement – all das bringe ich in die Arbeit ein. Der oft gestellten Frage „Ich möchte mal ins Ausland – wie realisiere ich das?“ begegne ich zugewandt mit Empathie, Überzeugungskraft und Motivation. Zudem sind Kompetenzen in Projektmanagement und Budgetplanung sowie die Fähigkeit, Arbeitsteams zu leiten, wichtige Voraussetzungen für die erfolgreiche Durchführung meiner Aufgaben. Und nicht zuletzt gehört Flexibilität dazu – denn Veränderungen gibt es ständig.

Was ich mir wünsche

Ich wünsche allen Studierenden, Lehrenden und den Kolleginnen und Kollegen in Verwaltung und Fakultäten, dass sie eigene interkulturelle Erfahrungen machen können, die ihren Blick und das Verständnis für andere Menschen aus anderen Kulturen weiten und ein respektvolles Miteinander ermöglichen.

Was bringt die Zukunft?

In den Anfangsjahren von ERASMUS war es durchaus nicht immer einfach, Unterstützung zu bekommen. Was neu ist, muss sich erst durchsetzen. Aber erfreulicherweise hat die Internationalisierung an der Universität Bielefeld seit ca. zehn Jahren einen hohen Stellenwert – seit 2009 hat die Universität ein Prorektorat für Internationales und Diversität. Internationalisierung wird seither als Querschnittsaufgabe in allen Bereichen verstanden. Hier gibt es weiterhin viele Aufgaben: Die Auslandsmobilität soll auch in Zusammenarbeit mit den Fakultäten weiter gesteigert werden, wir wollen ein Zertifikat „Interkulturelles Profil“ für Studierende einführen und natürlich geht die Digitalisierung voran – schon ist von EWP die Rede: ERASMUS Without Paper. Nichts bleibt, wie es ist, und alles bleibt spannend!

Magdalene Malwitz-Schütte

Das Weiterbildungsprogramm „STUDIERN AB 50“ an der Universität Bielefeld – 30 Jahre im Kontext gesellschaftlicher Veränderungen

Demographischer Wandel und Bereitschaft zur Weiterbildung älterer Erwachsener

Deutschland steht wie viele Staaten vor einer demographischen Entwicklung, bei der die Altersstruktur der Bevölkerung sich fließend in Richtung einer zunehmenden Alterung der Gesellschaft verändert. Das Stichwort dazu ist der „Demographische Wandel“, populistisch und wenig reflektiert auch als „demographische Überalterung“ bezeichnet“, so z. B. vom Statistischen Bundesamt. Im Übrigen wird teilweise stereotyp „demographischer Wandel“ automatisch mit „älter werdender Gesellschaft“ gleichgesetzt. Das ist aber nicht ganz richtig: Es gibt immer demographischen Wandel, mal in Richtung der Jüngeren („Baby-Boom“), mal in Richtung der Älteren (zurzeit), durch große Kriege z. B. in Richtung männlich/weiblich. Die derzeitige Tendenz in Richtung Älterer resultiert u. a. daraus, dass immer mehr BürgerInnen dieses Staates ein höheres Lebensalter erreichen. Stichworte dazu: bessere gesundheitliche Situation (Prävention, Ernährung, medizinische Möglichkeiten), sicheres Einkommen bzw. finanzielle Sicherheit und gute Wohnmöglichkeiten im Alter. Eine sinnvolle Planung der tatsächlich länger gewordenen und werdenden Zeitspanne der nachberuflichen bzw. nachfamilialen Lebensphase wird zunehmend erforderlich.

Bildung und Weiterbildung nach individuellen Interessen können hier Bausteine für eine aktive und befriedigende Gestaltung dieses Lebensabschnitts sein. Durch die Verlängerung des Ruhestands, gepaart mit zunehmend besseren Aktivitätsressourcen kann sich aus einer passiv durchlebten Restzeit eine eigenständige Lebensphase entwickeln, die sich nach neuen Kriterien ordnet, nach neuen Handlungsprojekten ruft und nur geringe institutionelle Vorgaben in Form von Rollenerwartungen und Normen hat. Die seit ca. 30 Jahren intensiv geführte internationale Debatte über lebenslanges Lernen hat auch eine Einbeziehung bzw. Ausweitung dieses Konzepts auf „ältere Erwachsene“ gebracht. Zugleich mit der Einführung und Verbreitung des Konzepts ergab sich ein Wechsel der Perspektive: Statt der Institution – Schule, Weiterbildungsträger oder Hochschule – stehen nun die Lernenden und deren Bedürfnisse im Vordergrund.

Vor allem wird die Bereitschaft, sich im Alter weiterzubilden, in einem demokratischen Staat zunehmend zur Notwendigkeit, damit seine BürgerInnen mit den technologischen, politischen und kulturellen Entwicklungen in Europa auch im höheren Lebensalter Schritt halten können. Nicht zuletzt setzt eine funktionierende Demokratie ein Informationsniveau voraus, das eine Reduzierung von Entscheidungsprozessen auf einige wenige angebliche Experten verhindert. Noch in den 1990er Jahren wurden Lernen und Weiterbildung älterer Erwachsener nicht explizit thematisiert, es gab in den einschlägigen Wissenschaften kaum sozialisationstheoretische Überlegungen speziell zu älteren Erwachsenen. Anders war die Situation in den USA und in Großbritannien. Hier etablierte sich die Thematisierung des Lernens älterer Erwachsener schon in den 80er Jahren.

Viele Studien zum Weiterbildungsverhalten im höheren Erwachsenenalter ergeben im Hinblick auf die Lernbereitschaft im Sinne von Wissensaneignung eine höhere Akzeptanz des Lernens bei Personen, die aufgrund längerer Schulbildung gelernt haben, aktiv mit Wissen umzugehen, es zu systematisieren, im klassischen Verständnis: zu lernen. Dieses individuelle kognitive Verhalten, das vor allem im Jugendalter und im frühen Erwachsenenalter erworben wurde bzw. sich in diesen Lebensabschnitten entwickelte, wird vermutlich mit wenigen Veränderungen die ganze Lebensspanne über beibehalten (Lernhabitus). Es kann vermutet werden, dass nicht das biologisch-chronologische Alter sondern der Lernhabitus der wichtigste Einflussfaktor für Lernerfolg ist. Die Nutzung von Bildungsangeboten scheint für diesen Personenkreis zu einem überdauernden Moment im Lebenslauf zu werden.



Dr. rer. soc Magdalene Malwitz-Schütte

Initiatorin des Programms „STUDIERN AB 50“

1964 bis 1967 Lehramtsstudium PH Westfalen-Lippe in Münster, 1. Staatsexamen, WS 1967/68 bis SS 1969 Studium der Soziologie, Erziehungswissenschaften und Publizistik Universität Münster, WS 1969/70 bis SS 1973 Studium der Soziologie Universität Bielefeld, dort 1979 Promotion Fakultät für Soziologie. 1971 – 1989 wissenschaftliche Mitarbeiterin/wissenschaftliche Angestellte in mehreren Bereichen der Universität Bielefeld (Mathematik, Rechtswissenschaften, SFB „Prävention und Intervention“) und auswärtigen Forschungsinstituten. 1989 – 2008 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Kontaktstelle Wissenschaftliche Weiterbildung (KWW) der Universität Bielefeld, ab 1992 Weiterentwicklung und Leitung des Weiterbildungsprogramms STUDIERN AB 50, ab 2002 – April 2008 Geschäftsführung der KWW. Seit WS 2008/09 Lehraufträge bei STUDIERN AB 50.

Öffnung der Hochschulen für Ältere

Die Öffnung der Hochschulen für Ältere entspricht dem gesellschaftlichen Auftrag der Hochschulen, die Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse an eine breite Öffentlichkeit sicherzustellen (Hochschulrektorenkonferenz 1993). Eine Umsetzung dieser Forderung ist die Öffnung der Hochschulen für ältere Erwachsene, die Interesse daran haben, sich mit wissenschaftlichen Erkenntnissen auseinander zu setzen.

Seit über 30 Jahren nehmen ältere Erwachsene ab etwa Mitte Vierzig an mittlerweile über 50 Hochschulen in unterschiedlichen Modellen an den Lehrveranstaltungen der Hochschulen teil. Das gemeinsame Lernen wird von Lehrenden und jüngeren Studierenden im Erststudium überwiegend als eine Bereicherung eingeschätzt. Dieses intergenerationelle Lernen trägt auch zur gesellschaftlichen Integration bei. Die Hochschulen zählen zu den wenigen Orten, an denen die Kommunikation zwischen Jüngeren und Älteren in organisierter Form stattfindet.

Studienangebote und Studiengänge für ältere Erwachsene wurden in den späten 80er Jahren u. a. an den Universitäten Dortmund, Oldenburg, Mannheim, Frankfurt, Münster, Marburg und Bielefeld eingerichtet. Nach der „Wende“ entstanden auch an zahlreichen Universitäten und Hochschulen der ehemaligen DDR vergleichbare Studiengänge. Dominierte früher der Aspekt der „Öffnung der Hochschulen für ältere Erwachsene“, liegt heute die Betonung auf neuen Formen wissenschaftlicher Weiterbildung für Ältere. Die Zahl der Hochschulen, die älteren Erwachsenen ein Studium in unterschiedlichen Organisationsformen, i. d. R. als „Gasthörer“ oder „besondere Gasthörer“ ermöglichen, stieg stetig an. Im Mittelpunkt dieser Weiterbildungsprogramme stehen meistens die Lehrveranstaltungen der Fachbereiche/Fakultäten. Mitte der 1990er Jahre begann im Zuge der europäischen Integration die internationale Zusammenarbeit, europäische und internationale Kontakte und Kooperationen wurden begonnen und gepflegt, z. B. das Netzwerk LiLL (Learning in Later Life, initiiert und organisiert an der Universität Ulm).

Angebotstypen von Studienprogrammen für Ältere

An den Hochschulen lassen sich im Wesentlichen drei Angebotstypen unterscheiden, die auch einander ergänzend angeboten werden. Die Themen und Inhalte der Veranstaltungen bewegen sich in einem breiten Spektrum:

Typ 1: Veranstaltungen aus dem regulären Lehrangebot der Universität, in der Regel erweitert durch spezielle Veranstaltungen, z. B. studieneinführend oder -begleitend (Universität Bielefeld) oder zu bestimmten thematischen Schwerpunkten (z. B. zur Gerontologie an der Universität Frankfurt a. M. oder in Kompaktwochen angeboten, z. B. in Ulm und TU Berlin). Dies ist der am stärksten verbreitete Typus.

Typ 2: Strukturierte, allgemeinbildende Studienprogramme mit Zertifikatsabschluss (z. B. Förderung von Sozialkompetenz, Universität Münster und Seniorenstudium mit sozial- und geisteswissenschaftlichem Schwerpunkt, GH Wuppertal).

Typ 3: Strukturierte, für nachberufliche Tätigkeiten qualifizierende Studiengänge mit Zertifikatsabschluss (z. B. Weiterbildendes Studium für Senioren in Dortmund und BANA, Berliner Modell: Ausbildung für nachberufliche Arbeitsbereiche an der TU Berlin).

STUDIERN AB 50 an der Universität Bielefeld

Das Weiterbildungsprogramm STUDIERN AB 50 wurde im Wintersemester 1987/88 an der Universität Bielefeld eingerichtet. Es ermöglicht die Teilnahme an universitärer Bildung und Ausbildung, die Orientierung in der Wissenschaft und im Wissenschaftsbetrieb und befähigt zur eigenen Gestaltung eines Studiums mit individuell gewählten Studienschwerpunkten ohne den Zwang einer Studien- oder Prüfungsordnung, fach- und fakultätsübergreifend in interdisziplinären Zusammenhängen. Das Programm soll im Raum Ostwestfalen-Lippe den Zugang zur Universität öffnen und dadurch ein positives Bild der Universität in der Bevölkerung stärken.

Den Schwerpunkt des Programms bilden ausgewählte Lehrveranstaltungen der Fakultäten und Abteilungen, die für STUDIERN AB 50 „geöffnet“ werden. Diese Lehrveranstaltungen werden kombiniert mit Spezialveranstaltungen, selbstorganisierten Arbeitsgemeinschaften und Informations- und Orientierungstagen. Insbesondere die selbstorganisierten studentischen Arbeitsgemeinschaften haben stark zur Profilierung beigetragen und werden von anderen Universitäten inzwischen auch angeboten (z. B. Universität Münster, „Studium im Alter“).

Die von den Studierenden selbstorganisierten Arbeitsgemeinschaften spiegeln die eingebrachten Kompetenzen und Interessensbereiche wider. Sie haben eine große Bandbreite, häufig einen Anwendungs- oder Praxisbezug, einige AGs sind eher theoretisch ausgerichtet auf Wissenserwerb und Wissensproduktion. Es gibt fremdsprachliche, sozialwissenschaftliche, philosophische und literarische AGs, die Internet-AG, eine Schreibwerkstatt mit mehreren Veröffentlichungen, ein Redaktionsteam, das die Zeitung MONOKEL herausbringt und weitere (s. Veranstaltungsverzeichnis STUDIERN AB 50 für das WS 2018/19). Es gab zwei „Zeitzeugen“-AGs, die Publikationen vorgelegt haben.

Die AGs sind von der Organisation her eher dem Konzept des „selbstgesteuerten Lernens“ verpflichtet: Sie bestimmen, planen, initiieren und bewerten mit oder ohne Hilfe anderer selbst, ob, wozu, was, und wie gelernt werden soll. Die Voraussetzungen für Formen selbstgesteuerten und selbstorganisierten Lernens sind bei der hohen Lernmotivation der Teilnehmenden und der Neugier auf Wissen und Wissenschaft relativ günstig. Bedingungen und Fähigkeiten für erfolgreiches selbstgesteuertes Lernen auf Seiten der Lernenden sind vor allem bereichsspezifisches Vorwissen, Autonomieerleben, Verfügung über Lernstrategien und Problemlösestrategien. Wichtig ist auch die Rolle der Lehrenden im Lernprozess, der Wechsel von der Rolle der Fachleute und Wissensvermittlenden zur Rolle der Lernberatenden.



Internetaktivitäten von Seniorstudierenden an der Universität Bielefeld

Die Entwicklung der Internet-Aktivitäten von STUDIEREN AB 50 begann ab Sommersemester 1997 in einem Klima von grundsätzlicher Akzeptanz der älteren Studierenden und der Entwicklung einer „supportiven“ Struktur in den Fakultäten, im Hochschulrechenzentrum und bei der Hochschulverwaltung. Die Universität Bielefeld ermöglichte den Web-Interessierten durch die faktische Gleichstellung von Erst- und Seniorstudierenden im Hinblick auf die Nutzung von EDV- und Internet-Infrastruktur großzügige Arbeitsbedingungen. Nach einigen kurzen Gesprächen über Inhalte und Organisation künftiger Aktivitäten lag es nahe, eine „Arbeitsgemeinschaft Internet“ zu initiieren: das Senior-Web der Universität Bielefeld.

Diese Arbeitsgemeinschaft begann im Wintersemester 1997/98, war als Angebot für alle Teilnehmer von STUDIEREN AB 50 gedacht und fand auf Anhieb Resonanz. Es bildete sich eine informelle Gruppe von besonders aktiven Teilnehmern und Teilnehmerinnen, die von sich aus und ohne organisatorische Unterstützung durch die Leitung des Weiterbildungsprogramms Kontakt mit Mitarbeitern des Rechenzentrums und der Fakultät für Pädagogik aufnahmen. Bei den Angeboten von STUDIEREN AB 50 wurde darauf geachtet, dass keine allgemeinen Kurse angeboten wurden, sondern die Vermittlung einer spezifischen „Medienkompetenz“ für die technischen und inhaltlichen Anforderungen in der Universität immer das Ziel sein sollte. Inzwischen gibt es eine deutliche Veränderung: stand zu Beginn die Vermittlung von Faktenwissen über Internet-Zugang und grundlegende Arbeitstechniken im Vordergrund, sind es jetzt häufiger Spezialanwendungen. Auch wurde als Reaktion auf Teilnehmerverhalten das Konzept aufgegeben, Veranstaltungen flächendeckend über das ganze Semester anzubieten. Mittlerweile wird mit kürzer laufenden Angeboten zu speziellen Fragestellungen oder Themen experimentiert.

Ergebnisse aus empirischen Befragungen von TeilnehmerInnen von STUDIEREN AB 50

Häufig studieren Ältere, um spezielle Interessen zu erweitern und zu vertiefen. Aber auch die Motive des Nachholbedarfs bzw. der Kompensation waren vor allem für die älteren Teilnehmerinnen wichtig. In ihrer Jugend oder in der Familienphase mussten sie auf (Aus) Bildung verzichten und wollten Versäumtes nachholen. Vor allem bei TeilnehmerInnen dieser Alterskohorte ohne Abitur oder vorhergehendes Studium scheint die „Kompensation“ ein wichtiges Motiv für die Teilnahme an Weiterbildung zu sein. Nach den Ergebnissen von Befragungen älterer Studierender an der Universität Bielefeld gehören die meisten der Altersgruppe der 60- bis 69-jährigen an. Interessant ist der zunehmende Anteil von Männern unter den Teilnehmenden: in den 90er Jahren betrug der Frauenanteil noch fast Zweidrittel, heute tendiert das Verhältnis eher zu ca. 50/50. Die meisten Teilnehmenden (94%) waren zu den Befragungszeitpunkten nicht bzw. nicht mehr erwerbstätig. Über 50% der Befragten haben eine höhere Schulbildung (Abitur oder Fach-/Hochschulabschluss). Das Durchschnittsalter der TeilnehmerInnen an wissenschaftlicher Weiterbildung für ältere Erwachsene wird immer niedriger. Bezogen auf die Anfangszeiten der „Seniorenbildung“ bzw. der Weiterbildung für Ältere, wird der Bildungsabschluss, die formale Qualifikation der Teilnehmenden immer anspruchsvoller.

In der „Hitliste“ der Fach- bzw. Disziplin-Interessen steht an der Universität Bielefeld die Geschichtswissenschaft mit einigem Abstand an erster Stelle. Aber auch Literaturwissenschaft/Linguistik, Theologie, Kunst/Musik, Soziologie und Psychologie entsprachen den Interessen von insgesamt rund 10% bis 25% der TeilnehmerInnen. Bei der Studienmotivation dominierte der Wunsch nach ‚geistiger Herausforderung und Vertiefung der eigenen Bildung‘ mit 96% zustimmenden Nennungen. An zweiter und fünfter Stelle standen Motive bezogen auf soziale Kontakte. Gleichauf – auf den Rängen 3 und 4 – wurde die Möglichkeit zu ‚studieren, was ich immer schon wollte‘ (67%) und der Wunsch an ‚Diskussionen über aktuelle wissenschaftliche Themen teilzunehmen bzw. diese zu verfolgen‘ (66%) genannt. Dem gegenüber spielte das Bestreben, das erworbene Wissen in anderen Zusammenhängen zu nutzen oder die Anerkennung durch das soziale Umfeld jeweils nur für eine Minderheit der Befragten eine Rolle.

Resümee und Ausblick

Theorien zur Bildung bzw. zu Sozialisationsprozessen älterer Erwachsener entwickelten sich weg von mechanistischen Vorstellungen über menschliche Altersprozesse und Wissensaneignungsprozesse. Menschen werden stärker zu Handlungssubjekten, Sozialisation wird als lebenslanger Prozess gesehen: als Entwicklungsaufgabe des Individuums in Lebensaltern. Dies lässt den Schluss zu, dass unter der Annahme nicht krankheitsbedingten Alterns lernende ältere Erwachsene in der Regel keine speziellen Lehr-/Lerntechniken und keine besonderen didaktischen Hilfen benötigen. Daher sind auch Erwachsene im höheren Lebensalter mit ihren Erfahrungen – also in ihren Lernmöglichkeiten – immer stärker in der Lage, selbständig und selbstgesteuert mit Lerntechniken, die komplexen Situationen und Prozessen adäquat sind, auf Herausforderungen zuzugehen und sie anzunehmen.

Annette von Alemann

Ansporn und Würdigung: Der Bielefelder Gleichstellungspreis und mein Weg zur Geschlechterforschung

Am 11. Oktober 2013 erhielt ich zusammen mit Christiane Kaufmann, Lisa Krall und Anne-Dorothee Warmuth und als erste Verfasserin einer Promotionsarbeit den in jenem Jahr erstmalig vergebenen Bielefelder Gleichstellungspreis für innovative Abschlussarbeiten in der Kategorie Genderforschung. Im Mai desselben Jahres hatte ich meine Promotionsarbeit eingereicht, sie im Juli verteidigt und wenige Wochen später den Verlagsvertrag mit Springer VS und meine Promotionsurkunde erhalten. Kurz darauf sprach mich meine Doktormutter Mechtild Oechsle auf die Möglichkeit an, mich mit dieser Arbeit für den Bielefelder Gleichstellungspreis zu bewerben. Ich habe mich sehr über die Anerkennung von Mechtild und den anderen Juror_innen gefreut, die meine Arbeit für preiswürdig hielten, und ich freute mich noch viel mehr, diesen Preis zu erhalten.

Der Preis war die Würdigung einer langen und intensiven wissenschaftlichen Arbeit zur Analyse der Selbstpositionierungen und Deutungsmuster von Führungskräften der deutschen Wirtschaft. Zwischen 2003 und 2005 hatte ich zusammen mit meinen Kollegen im Projekt „Wirtschaftseliten zwischen Konkurrenzdruck und gesellschaftlicher Verantwortung“ (Leitung: Dieter Rucht, Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, und Peter Imbusch, Universität Bielefeld) insgesamt 50 Interviews mit hochrangigen Führungskräften der deutschen Wirtschaft geführt. Intensiv hatte ich mich mit dem Thema „Frauen in Führungspositionen“ und den vielfältigen Geschlechterungleichheiten in Organisationen beschäftigt. Die Annahme, dass Frauen „anders“ führen, prägte damals nicht nur die Diskurse innerhalb der Wirtschaft, sondern auch einen Teil der Forschung. Daher lag es nahe, meine Dissertation geschlechtervergleichend anzulegen. Die Forschungsfrage lautete: Wie sehen männliche und weibliche Führungskräfte ihre gesellschaftliche Rolle und Verantwortung?

Im Verlauf der Arbeit stellte sich heraus, dass die Geschlechtszugehörigkeit der Führungskräfte nur einen kleinen Einfluss auf ihre Deutungsmuster hat. Diese unterscheiden sich nur dann, wenn sie als Reaktion auf geschlechtsspezifisch ungleiche Handlungsbedingungen entwickelt werden. Also führen unterschiedliche Problemlagen zu unterschiedlichen Deutungsmustern. Bei den untersuchten Wirtschaftsführungskräften ergeben sich diese Problemlagen vor allem durch berufliche Position und institutionelle Einbettung: Eigentümer_innen, Manager_innen und Verbandsrepräsentant_innen unterscheiden sich systematisch im Hinblick auf ihre beruflichen Wertvorstellungen und Handlungsspielräume, den Zeithorizont ihrer unternehmerischen Entscheidungen, die gesellschaftliche Einbettung ihrer Organisation und die öffentliche Wahrnehmung ihrer Berufsgruppe.

Der Weg bis zu diesen Ergebnissen war lang und enthielt durchaus einige Umwege. Das lag auch daran, dass meine Betreuer_innen – Ursula Müller und Mechtild Oechsle (beide Universität Bielefeld) und Michael Hartmann (Technische Universität Darmstadt) – mir von Anfang an die eigenständige wissenschaftliche Arbeit zutrauten und wenig Vorgaben machten. Und Wilhelm Heitmeyer, damals Direktor des Instituts für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung (IKG), an dem das Projekt „Wirtschaftseliten zwischen Konkurrenzdruck und gesellschaftlicher Verantwortung“ angesiedelt war, ermutigte mich zur (erfolgreichen) Beantragung eines Forschungsprojekts zum Wissensaustausch von Wissenschaft und Praxis und zur Präsentation meiner Forschungsergebnisse auf internationalen Tagungen. Mechtild Oechsle regte mich zur Einwerbung eigener Forschungsmittel des Landes Nordrhein-Westfalen an, mit denen ich vier weitere Interviews erheben und eine studentische Mitarbeiterin sowie den Besuch von Tagungen und Forschungswerkstätten finanzieren konnte. So lernte ich verschiedene Auswertungsstrategien kennen und konnte mich mit den Personen austauschen, die diese Methoden maßgeblich mitentwickelt hatten. Im Ergebnis führte ich eine Deutungsmusteranalyse durch, die mit Elementen aus anderen Methoden – z. B. Diskursanalyse, Metaphernanalyse, qualitative Inhaltsanalyse – verbunden wurde und auf diese Weise einen vielfältigen Blick auf das Selbst- und Weltbild von Führungskräften der deutschen Wirtschaft ermöglicht.

Intensiv war auch die Auseinandersetzung mit dem Stand der Forschung, der aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Feldern stammt. Während die Elitensoziologie Informationen zur sozialen Zusammensetzung, den Rekrutierungsmustern, Lebensstilen, Werten, religiösen und politischen Orientierungen von Wirtschaftsführungskräften zur Verfügung stellt, gibt die Forschung zur gesellschaftlichen Verantwortung von Unternehmen Auskunft über Ausmaß und Bereiche, Gründe und Zielsetzungen von (zivil)gesellschaftlichem Unternehmensengagement. Allerdings stellte sich für mich die Frage, wie sich Organisationen und ihre Führungspersonen inhaltlich und methodisch miteinander verknüpfen lassen. Antworten darauf fand ich in Arbeiten aus der Wirtschaftssoziologie und der Wirtschaftsethik. Ein wichtiges Ergebnis meiner Arbeit besteht darin, dass sich die Deutungsmuster von Führungskräften nicht ändern, solange die Handlungsprobleme gleich bleiben, die den Deutungsmustern zu Grunde liegen. Die geschlechtsspezifische Segregation auf dem Arbeitsmarkt und in Unternehmen, die Benachteiligung von Frauen bei Entlohnung und Beförderung oder auch die Schwierigkeiten der Vereinbarkeit von Beruf und Privatle-

ben sind für Führungskräfte zunächst kein Handlungsproblem, auf das sie mit veränderten Deutungsmustern und neuen Handlungsmustern reagieren müssen. Erst wenn die geschlechtsspezifische Segregation zu Fachkräftemangel, die Benachteiligung von Frauen zu Fluktuation, Vereinbarkeitsproblemen von Beruf und Privatleben sowie zu Fehlzeiten und Produktivitätseinbußen führen, entsteht ein Handlungsproblem für Führungskräfte. Handlungsprobleme können auch durch politischen Druck entstehen, Gleichstellungs- oder Vereinbarkeitsmaßnahmen einzuführen. Sie können auch durch Bewerberinnen mit expliziten Vereinbarkeitswünschen, durch öffentliche Skandalisierung oder (drohende) Gerichtsprozesse herbeigeführt werden. Dies ist die gleichstellungspolitische Implikation meiner Untersuchung.

Das Thema bot mir schon frühzeitig die Möglichkeit, meine Ergebnisse mit Akteur_innen aus der Praxis zu diskutieren. Neben meiner Tätigkeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin und Promotionsstipendiatin des Evangelischen Studienwerks Villigst e.V. hielt ich eine Vielzahl von Vorträgen in Verbänden, Stiftungen, Unternehmen und politischen Parteien auf Bundesebene, habe für den Rechtsausschuss des Deutschen Bundestags eine Expertise zum Gleichstellungsgesetz für die deutsche Wirtschaft präsentiert und konnte Unternehmen durch Beratungsprojekte und Workshops unterstützen. Dazu kamen diverse Medien-Interviews und Gespräche mit Journalistinnen. Aufgrund des großen Interesses an meinem Thema habe ich eine Zeitlang darüber nachgedacht, in den Beratungsbereich oder die Wirtschaft zu wechseln. Meine Begeisterung für Forschung und Lehre gab dann den Ausschlag, weiterhin in der Wissenschaft zu bleiben. Der Gleichstellungspreis war hierfür eine große Motivation.

Rat und Unterstützung erhielt ich von meinen Betreuerinnen. Michael Hartmann lernte ich bereits als Studentin an der Universität zu Köln durch einen Vortrag über die Rekrutierung von Topmanagern kennen. Seine von Pierre Bourdieu inspirierten Forschungsarbeiten, in denen Bewertungsprozesse nach Habitusähnlichkeiten (d.h. Ähnlichkeiten im Denken und Handeln) eine wichtige Rolle spielen, haben meinen Blick auf soziale Ungleichheit(en) geprägt. Ursula Müller hat mein Interesse für das Thema Frauen in Führungspositionen geweckt. Sie war eine der ersten Personen, die ich als junge Wissenschaftlerin an der Universität Bielefeld kennenlernte. In ihrem Kolloquium habe ich zentrale Arbeiten der Geschlechter- und Organisationsforschung kennen gelernt, die mich heute noch in meinen Forschungen und Lehrveranstaltungen begleiten. Ihr kluger und kritischer Blick auf vordergründige (auch wissenschaftliche) Gewissheiten, der sich beispielsweise in ihren Arbeiten zu Frauen in Führungspositionen oder zu Vereinbarkeitsdiskursen bei der Polizei zeigt, hat meinen Blick auf diese Themen geprägt. Ursula Müller brachte mich mit Mechthild Oechsle in Kontakt, mit der ich viele Jahre als wissenschaftliche Mitarbeiterin zusammengearbeitet habe, und mit einer Arbeitsgruppe, die den Bielefelder Masterstudiengang Gender Studies entwickelte, woran ich aktiv mitgewirkt habe. Als Ursula Müller langfristig erkrankte, übernahm Mechthild Oechsle die Erstbetreuung meiner Arbeit.



Dr. Annette von Alemann

Bielefelder Gleichstellungspreis 2013

1989 – 2000 Studium der Spanischen Sprach- und Literaturwissenschaft, Sozial- und Kommunikationswissenschaften an der Universidad Nacional de Cuyo (Mendoza, Argentinien) und Studium der Soziologie, Völkerkunde, Spanisch und Rechtswissenschaft an der Universität zu Köln und der Martin-Luther-Universität Halle (Magistra Artium). 2002 – 2005 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung und ab 2003 auch am IKG, Universität Bielefeld. 2004 – 2013 Doktorandin, Fakultät für Soziologie. 2005 – 2011 Wissenschaftliche Mitarbeiterin mit dem Schwerpunkt Berufsorientierung/Arbeitswelt und Geschlechterverhältnisse und 2011 – 2015 im Forschungsprojekt „Arbeitsorganisationen und väterliche Lebensführung“ (SFB 882), 2013 Promotion Fakultät für Soziologie. 2013 – 2016 Lehrbeauftragte für Gender Studies (GeStik) an der Universität Köln und 2015 – 2017 Koordinatorin des Teilprojekts „Nachwuchsförderung“ im Projekt „Heterogenität und Inklusion gestalten – Zukunftsstrategie Lehrer*innenbildung“. Seit 2017 Gast- und Vertretungsprofessorin an den Universitäten Paderborn und Duisburg-Essen.



Über Ursula Müller und die Verlegerin Barbara Budrich, die mich in das Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung Nordrhein-Westfalen eingeführt hat, kam ich zur Geschlechterforschung. Und ich freue mich sehr, dass sich zu beiden über die Zeit ein enger freundschaftlicher Kontakt entwickelt hat. Schon im Studium hatten mich Geschlechterungleichheiten und die Frage nach einer geschlechtsspezifischen Moralentwicklung interessiert. Während meiner Arbeit im Projekt „Wirtschaftseliten zwischen Konkurrenzdruck und gesellschaftlicher Verantwortung“ am IKG untersuchte ich aus eigenem Interesse die Ursachen für das gescheiterte Gleichstellungsgesetz für die deutsche Wirtschaft. Seitdem interessiert mich, wie sich die Gleichstellung von Frauen und Männern in der Arbeitswelt entwickelt und welche Folgen sich daraus für beide Geschlechter ergeben. Zusammen mit Mechtild Oechsle, Sandra Beaufäys und Thordis Reimer untersuchte ich im Forschungsprojekt „Arbeitsorganisationen und väterliche Lebensführung“ im Bielefelder SFB 882 „Von Heterogenitäten zu Ungleichheiten“, welchen Einfluss Bedingungen in Arbeitsorganisationen und der privaten Lebensführung für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf und die Verwirklichung aktiver Vaterschaft haben.

Mechtild Oechsle war neben Ursula Müller meine wichtigste Wegbegleiterin an der Universität Bielefeld: zunächst als Chefin, dann als Doktormutter und immer stärker auch als Freundin. Beide waren für mich Vorbild darin, dass Wissenschaft, Partnerschaft und Elternschaft sich nicht ausschließen, sondern gerade zusammen das Leben bereichern. Als Mechtild im Jahr 2015 mit dem Ende des „Väterprojekts“ aus gesundheitlichen Gründen die Universität Bielefeld verließ, war das auch für mich Anlass zu einem Wechsel. Ich wechselte an die Universität zu Köln, meine Alma Mater, und koordinierte eineinhalb Jahre lang das Teilprojekt „Nachwuchsförderung“ im interdisziplinären Projekt „Heterogenität und Inklusion gestalten – Zukunftsstrategie Lehrer*innenbildung“. Geschlecht wurde hier als Heterogenitätsdimension neben sozialer Herkunft, Migrationshintergrund und Behinderung angesehen, auf die zukünftige Lehrer_innen im Studium intensiver vorbereitet werden sollen. Allerdings enthielt diese Tätigkeit eine Vielzahl von Verwaltungsaufgaben, so dass ich wenig Zeit zu eigener wissenschaftlicher Arbeit hatte.

Um so mehr freute ich mich, als mich Birgit Riegraf Ende 2016 fragte, ob ich mir vorstellen könnte, sie auf ihrer Professur für Allgemeine Soziologie an der Universität Paderborn zu vertreten. Mit ihr hatte ich bei der Antragstellung zur Einrichtung des Bielefelder MA Gender Studies zusammengearbeitet. Als Vizepräsidentin der Universität vertrat sie den Präsidenten und wurde im Januar 2018 selbst zur Präsidentin der Universität gewählt. Seit April 2017 arbeite ich nun in Paderborn: zunächst als Gastwissenschaftlerin und seit Oktober 2017 als Akademische Oberrätin. Das Sommersemester 2019 verbringe ich in Duisburg-Essen, wo ich eine Professur für soziale Ungleichheit und Genderforschung vertrete. Seit 2017 engagiere ich mich auch auf internationaler Ebene für die Geschlechterforschung und bin Mitglied im Vorstand von RINGS (The International Research Association of Institutions Advanced Gender Studies). Ich bin neugierig darauf, wohin mich mein akademischer Weg noch führen wird. Gerade bin ich dabei, meine Forschungsthemen weiterzuentwickeln und zu erweitern, z. B. im Hinblick auf die Sozialisation von Schüler_innen und Studierenden an unterschiedlichen Schul- und Hochschulformen, die Darstellung von Vielfalt in Diversity-Diskursen und den Umgang mit Heterogenität (am Beispiel der Feuerwehr).

Der Gleichstellungspreis hat mir gezeigt, dass die Ergebnisse meiner Forschung eine Bedeutung für die Wissenschaft, aber auch für die Gesellschaft haben. Er hat mir großen Mut gemacht, meine wissenschaftliche Karriere fortzusetzen und auch in schwierigen Lebenslagen weiterzuverfolgen.



Adrienne Héritier

Wirkungen des Leibniz-Preises

An einem Samstagmorgen in Sommer 1994 erhielt ich ein Telegramm von der Deutschen Forschungsgemeinschaft mit der Mitteilung: „Herzlichen Glückwunsch! Ihnen wurde gemeinsam mit dem Kollegen Hellmut Willke von der Universität Bielefeld der Leibniz-Preis für exzellente Forschung verliehen.“ Die Überraschung und die Freude waren groß. Das Preisgeld in der Höhe von 3 Million D-Mark, geteilt mit Hellmut Willke, machte es möglich, eine Anzahl von sehr begabten jungen Forschern über Jahre zu beschäftigen. Das Thema dieser Forschung war die Europäisierung der Politik der Mitgliedstaaten, die theoretisch und empirisch untersucht wurden. Die Europäisierungsforschung, die wir als erste Ende der 80er Jahre und in den frühen 90er Jahren in Angriff nahmen, stellt die Frage: Wie wirkt sich die europäische Gesetzgebung auf die entsprechende Gesetzgebung der Mitgliedstaaten aus? Wie kann man erklären, dass deren Umsetzung in den Mitgliedstaaten unterschiedlich ausfällt? Die Anfänge dieser Forschung wurden zunächst, so erinnere ich dankbar, vom Wissenschaftsministerium Nordrhein Westfalen gefördert, als ich 1989 als neue Lehrstuhlinhaberin für Politikwissenschaft an der Universität Bielefeld meine Arbeit aufgenommen hatte. Die Leibniz-Preismittel erlaubten natürlich eine bedeutende Ausweitung der Europäisierungsforschung sowohl theoretisch als auch empirisch, von Umweltpolitik auf Transportpolitik, von einer Fokussierung auf die Auswirkung auf nationale Gesetzgebung, auf nationale Verwaltungsstrukturen. Das Ergebnis waren viele Publikationen, die als Bücher und als Aufsätze in internationalen Zeitschriften erschienen. Vor allen Dingen bedeutete es aber auch, und das ist ein wichtiges Ziel des Leibniz-Preises, junge Forscher bei der Verfolgung einer akademischen Karriere zu unterstützen. Dennoch war es für mich zentral, auf allen Ebenen der Forschung, der Konzeptualisierung, Theoretisierung und der empirischen Forschung selbst aktiv mitzuwirken, also Feldforschung zu betreiben und die theoretischen Aussagen im Lichte der empirischen Resultate zu bewerten.

Als ich 1995 einen Ruf an das Europäische Hochschulinstitut in Florenz erhielt, und von der Universität Bielefeld beurlaubt wurde, haben mich – wiederum finanziert mit Leibniz-Mitteln – fünf dieser wissenschaftlichen Mitarbeiter begleitet, und ihre Dissertationen abgeschlossen. Die gesamte Europäisierungsforschung erlebte in der per definitionem europäischen Umgebung des Europäischen Hochschulinstituts und den neuen Doktoranden, deren Betreuerin ich wurde, und die sich diesem Thema widmeten, einen weiteren sehr schnellen Aufschwung.



Prof. Dr. h. c. mult.

Adrienne Héritier

Erste Leibniz-Preisträgerin

Gegenwärtig: Professorin emerita am Europäischen Hochschulinstitut in Florenz. 2003 – 2014 Lehrstuhl für Politikwissenschaft am Europäischen Hochschulinstitut in Florenz. 1999 – 2003 Direktorin der Max Planck Projektgruppe (jetzt Max Planck Institut) für die Erforschung von Gemeinschaftsgütern. 1995 – 1999 Lehrstuhl für Politikwissenschaft am Europäischen Hochschulinstitut in Florenz. 1989 – 1995 Lehrstuhl für Politikwissenschaft in der Fakultät für Soziologie an der Universität Bielefeld. 1981 – 1989 Professorin für Politik-/Verwaltungswissenschaft Universität Konstanz. 1972 – 1981 Wissenschaftliche Assistentin an der Pädagogischen Hochschule Westfalen/Lippe dann Universität Münster.

1994 Gottfried Wilhelm Leibniz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Mitglied der Berlin Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und der Academia Europea, Vorsitzende der European Union Studies Association (EUSA) 2009 – 2011. Doctor Honoris Causa der Universitäten Catholique Louvain-La-Neuve 2016, Uppsala 2017 und Leiden 2018.

Rückblickend waren die sechs Jahre der Forschung und Lehre (1989 – 1995) an der großen Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld für mich außerordentlich fruchtbar, anregend und lehrreich. Gerade weil ich in vielen Forschungsdiskussionen mit den soziologischen Kollegen Hellmut Willke, Klaus Japp und Petra Hiller in der Systemtheorie und Risikoforschung, Peter Weingart und Wolfgang Krohn in der Wissenschaftsforschung, Franz-Xaver Kaufmann in der Erforschung von Sozialpolitik, Hans-Dieter Evers und Günther Schlee in der Entwicklungssoziologie, Otthein Rammstedt in der soziologischen Theorie, dazu gezwungen wurde, neue Perspektiven auf die eigene politikwissenschaftliche Forschung einzunehmen, ergaben sich häufig neue Einsichten, die dann für meine spezifischen politikwissenschaftlichen Forschungen sehr wichtig waren.

Sehr gerne erinnere ich mich auch an die vielen Seminare mit anregenden Diskussionen mit den Studierenden über eine weite Bandbreite von Themen von amerikanischer Sozialpolitik, vergleichender Politikforschung bis zur europäischen Policy Forschung, aber auch an die großen obligatorischen Vorlesungen „Politische Theorie 1 und Politische Theorie 2“, die sich von Aristoteles und Platon bis hin zur vergleichenden Politikwissenschaft der 90er Jahre erstreckten. Sie waren der gebotene Anlass, klassische Texte wieder zu lesen und zu durchdenken, um diese an Soziologen und Lehramtsstudenten zu vermitteln. Ich habe viel dabei gelernt.

Natürlich haben sich nach der Europäisierungsforschung, die mit Leibniz-Mitteln gefördert wurden, die Schwerpunkte der Forschung im Laufe der Jahre ausgeweitet¹ auf vergleichende Europäische Policy Forschung, europäische Regulierung generell, insbesondere von Netzwerkindustrien im Sinne von marktschaffender und marktkorrigierender Regulierung, Deregulierung und Reregulierung. Eine damit verbundene Forschung erstreckte sich auf „New modes of governance“, d.h. auf die Politikgestaltung unter Einschluss privater Akteure wie Firmen und Verbänden und die Selbstregulierung von Firmen im Schatten der Hierarchie des Staates (finanziert von den European Framework Programmes der Europäischen Kommission). Ein weiteres großes Thema wurde die Veränderung von europäischen Entscheidungsprozessen, und generell die Theorien des institutionellen Wandels von Entscheidungsregeln, sowohl formaler als auch informeller Entscheidungsregeln, die insbesondere im Kontext der Europäischen Union, also des Mitentscheidungsverfahrens von Council und Europäischem Parlament erforscht wurden, das als fast-track legislation jetzt zur dominierenden Praxis geworden ist (finanziert von Swedish Institute of European Policy Studies). Die schrittweise Erweiterung der Macht des Europäischen Parlamentes und die zugrundeliegenden Interaktionsdynamiken mit dem Ministerrat und der Kommission sind Gegenstand einer soeben abgeschlossenen Monographie. Ein anderes gegenwärtiges Forschungsprojekt, finanziert vom schwedischen Wissenschaftsrat (2017 – 2020), befasst sich mit der Auswirkung der Europäischen Finanzmarktregulierung auf europäische Entscheidungsstrukturen, deren Ergebnisse und die Möglichkeiten demokratischer und rechtlicher Kontrolle.

Kurz und gut: eine aufregende und interessante Forschungszeit, die mit dem in Bielefeld erhaltenen Leibniz-Preis einen wichtigen Auftrieb erhielt, und als solche andauert.

Danke, Universität Bielefeld!

Barbara Moschner

„Das sind doch nicht Sie, Frau Moschner, oder?“



Nach meinem Psychologiestudium in Trier (1980 – 1986) und in Boston (1982 – 1983) habe ich zunächst für 14 Monate mit einer halben Stelle in einem sozialpsychiatrischen Forschungsprojekt („Depression und soziale Unterstützung“) am Zentralinstitut für seelische Gesundheit in Mannheim gearbeitet. Die Arbeit dort war sehr spannend und inhaltlich bereichernd. Allerdings wurde mir sehr schnell klar, dass die Datenerhebung im Projekt so zeitintensiv war, dass für die wissenschaftliche Auswertung der Daten und erst recht für die angestrebte Promotion kaum Zeit schien. Aus diesem Grund suchte ich nach passenderen Stellen, die mit meinen Promotionsabsichten besser im Einklang standen.

Mittelbaujahre in Bielefeld (1988 – 2001)

Schon die erste Bewerbung 1988 führte mich ans Ziel. Die ausgeschriebene ganze Stelle im Mittelbau der Universität Bielefeld war angesiedelt in der Arbeitseinheit „Lernen und Kognition“ in der psychologischen Fakultät. Die Lehre sollte zur Hälfte im Psychologiestudium und zur Hälfte im „Erziehungswissenschaftlichen Begleitstudium für das Lehramtsstudium“ angesiedelt sein. Die Stelle war eine Qualifikationsstelle mit halbem Lehrdeputat (4 + 1 Jahre), um die Promotion zu ermöglichen. Großartig! Das Bewerbungsgespräch verlief angenehm und freundlich und schon kurze Zeit später konnte ich in Bielefeld meinen neuen Job antreten. Nebenbei erfuhr ich, dass sich einige (männliche) Bewerber aus dem Haus auch auf diese Stelle beworben hatten.

Die Zeit bis zu meiner Promotion (zum Thema Ehrenamt) habe ich in sehr positiver Erinnerung! Die beiden Professoren meiner Arbeitseinheit (Herr Prof. Biehl und Herr Prof. Lockwandt) ließen mir weitgehend freie Hand in der Lehre und in der Forschung. Sachmittel und Hilfskraftgelder wurden gerecht geteilt und wissenschaftliche Gespräche auf dem Flur oder bei jeder passenden Gelegenheit geführt. An der Lehre hatte ich große Freude. Die Studierenden kamen gern in meine Lehrveranstaltungen und luden mich als einzige Lehrende aus der Psychologie in ihren selbstorganisierten Lesekreis „Kritische Psychologie“ ein. Zudem war ich die Ansprechperson aus dem Lehrkörper für das von den Studierenden angeworbene und eingerichtete TutorInnenprogramm. Während meiner Promotionszeit überlegte ich mir, was ich am allerliebsten beruflich weiter machen wollte. Schnell war mir klar, ich würde am allerliebsten weiter an der Universität arbeiten.

Rückblickend freue ich mich noch heute darüber, dass ich nach der Promotion die Chance hatte, in meiner Arbeitseinheit weiter auf einer C1-Stelle zu arbeiten. Die Universität Bielefeld verfolgte damals ein sehr erfolgreiches Programm der Nachwuchsförderung. Prinzipiell war es möglich, sich über eine MitarbeiterInnenstelle, eine anschließende AssistentInnenstelle und eine anschließende HochschuldozentInnenstelle für eine Professur an einer anderen Universität zu qualifizieren. Dass dieses Konzept eine Erfolgsstory war, zeigen die vielen Mittelbaukolleginnen und -kollegen, die inzwischen als Professorinnen und Professoren in ganz Deutschland arbeiten.

Während meiner Assistentinnenzeit erfolgte in meiner Arbeitseinheit auf professoraler Ebene ein Generationenwechsel, der dazu führte, dass meine Forschungsaktivitäten näher an die Pädagogische Psychologie rückten und zentrale Meilensteine für eine professorale Karriere gelegt wurden (Drittmittelinwerbung bei der DFG, Präsentationen bei internationalen Tagungen, Veröffentlichungen in renommierten wissenschaftlichen Zeitschriften, Redaktionsassistenten bei einer einschlägigen Zeitschrift). Viel Zeit in die Lehre zu investieren wurde jetzt als Zeitverschwendung angesehen. „Mann“ war entweder ein guter Forscher oder ein guter Lehrer. Mit guter Lehre machte



Prof. Dr. Barbara Moschner

Karl Peter Grottemeyer-Preisträgerin

Studium der Psychologie an der Universität Trier und an der University Boston (USA) 1980 – 1986, 1986 Diplom und 1993 Promotion zum Dr. rer. nat. an der Universität Trier (Titel der Arbeit: „Engagement und Engagementbereitschaft“, Betreuer: Prof. Dr. L. Montada). 1987 – 1988 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentralinstitut für Seelische Gesundheit in Mannheim und 1988 – 2001 Wissenschaftliche Mitarbeiterin/wissenschaftliche Assistentin an der Universität Bielefeld. Sie erhält den Karl Peter Grottemeyer-Preis im Jahr 1998. Seit 2001 Professorin für empirische Lehr- und Lernforschung an der Universität Oldenburg.

„Mann“ sich „nicht die Finger“ schmutzig. So war es für mich durchaus zwiespältig, als ich 1998 von einer Tagung in den USA zurückkam und eine Nachricht an meiner Tür vorfand, dass ich den Karl Peter Grottemeyer Preis für gute Lehre bekommen sollte. Ich befürchtete schon, dass dies das Ende meiner wissenschaftlichen Karriere sei, da ja das „Entweder/ Oder“ wie ein Damokles-Schwert über meinen wissenschaftlichen Ambitionen schwebte. Heute bin ich froh, dass ich den Preis damals angenommen habe (tatsächlich hatte ich kurz überlegt, ihn auszuschlagen). Und heute weiß ich auch, dass es Studien gibt, die zeigen, dass es keinen Zusammenhang zwischen der Qualität der Lehre und der Qualität der Forschung gibt, insbesondere auch keinen negativen Zusammenhang. Eine große Freude war es für mich damals, dass ich im darauffolgenden Wintersemester die Erstsemesterstudierenden mit einer Rede im Audimax begrüßen durfte. Während ich sagte: „Ob ihr im Studium viel lernt oder nicht, das hängt nicht nur von uns, den Lehrenden ab, sondern das hat etwas mit eurer Ausdauer, mit eurem Engagement, mit euren Nachfragen und mit eurer Begeisterungsfähigkeit zu tun“, war es so still, dass man eine Nadel gehört hätte, die auf den Boden fällt. Das war bei so vielen jungen Leuten ein besonders schönes Erlebnis.

Nicht unerwähnt lassen möchte ich meine hochschulpolitischen Aktivitäten während meiner Mittelbaujahre in Bielefeld. So wurde ich 1990 Mittelbausprecherin in der Psychologie und somit auch Mitglied des „Sprecherrates“ der wissenschaftlichen Mitarbeiter der Universität. 1992 – 1996 wurde ich vom Sprecherrat zur Mittelbausprecherin für die gesamte Universität gewählt. An diese Zeit habe ich noch viele gute Erinnerungen. Zudem war ich vier Jahre lang Mitglied im Senat der Universität (1993 – 1997) und weitere vier Jahre Mitglied im Konvent (1991 – 1993 und 1997 – 1999). 1997 wurde ich sogar überraschend zur Vorsitzenden des Konvents gewählt. Der Konvent war damals das höchste Gremium der Universität. Eine Frau aus dem Mittelbau als Konventsvorsitzende, das war selbst zu dieser Zeit kaum denkbar. Mein Stellvertreter war Professor in der juristischen Fakultät und sehr kooperativ und unterstützend. Der Dekan unserer Fakultät hatte das Wahlergebnis in der Zeitung gelesen und meinte zu mir: „Das sind doch nicht Sie, Frau Moschner, oder?“ Er konnte es nicht fassen.

Insgesamt gesehen haben sich diese hochschulpolitischen Erfahrungen sehr positiv auf meine wissenschaftliche Karriere ausgewirkt. Viele Möglichkeiten, Wege und Umwege sind mir aus dieser Zeit bekannt und helfen mir, bei den „daily hassles“ im Universitätsdschungel immer wieder Lichtblicke und Auswege zu sehen.

2001 war meine Zeit im Mittelbau der Universität zu Ende, ich wurde an die Carl von Ossietzky Universität in Oldenburg auf eine C3-Stelle berufen. Eine entscheidende Rolle hat dabei die damalige Frauenbeauftragte in der Berufungskommission gespielt. Sie machte die Kommission auf den Preis für gute Lehre aufmerksam und schlug vor, mich einzuladen. Nach meinem Vortrag war dann die ganze Kommission überzeugt und ich bekam den ersten Listenplatz. Bis heute bin ich gerne in Oldenburg und auch gerne an dieser Universität. Den Erfahrungsschatz aus meiner Mittelbauzeit in Bielefeld möchte ich aber nicht missen. Allen, die mich in dieser Zeit unterstützt und gefördert haben, bin ich zu großem Dank verpflichtet.

Johanna Soufi

Aus einem engagierten Berufsleben als Ingenieurin und Personalrätin

Mein Start ins Berufsleben und „indirekt“ auch an der Universität Bielefeld war zunächst holprig und – ehrlich gesagt – auch enttäuschend. Nach meinem Fachhochschulabschluss als Chemie-Ingenieurin mit dem Schwerpunkt Instrumentelle Analytik bewarb ich mich 1977 erfolgreich in einem Forschungsprojekt an einer Hochschule in Süddeutschland. Mein Arbeitsvertrag war befristet und – wie damals noch üblich – als Privatdienstvertrag mit dem Projektleiter gestaltet. Der Herr Professor sagte mir eine Dauerstelle zu, sobald er seine Berufungsverhandlungen in Bielefeld erfolgreich abgeschlossen habe. So begann ich meinen Job in Süddeutschland und nach ca. einem halben Jahr Einarbeitung erfolgte der Laborumzug an die noch im Aufbau befindliche Fakultät für Chemie der Universität Bielefeld. Hier richtete ich das Labor neu ein und setzte die mitgebrachten Großgeräte wieder in Betrieb. Nach und nach konnten die Forschungsarbeiten und Drittmittelprojekte wieder aufgenommen werden. Weiteres befristetes Laborpersonal wurde eingestellt. Die Aufbauarbeit im Kollegenkreis machte Spaß. Allerdings wartete ich immer noch auf meinen unbefristeten Vertrag – bis ich erfuhr, dass mein Chef dem nach mir eingestellten männlichen Kollegen die Dauerstelle gab, die er mir zuvor zugesagt hatte. Auf meine Nachfrage hin erklärte mir mein Vorgesetzter, der männliche Kollege als Ernährer der Familie benötige die Dauerstelle dringender als ich. Ich war so wütend und enttäuscht, dass ich nach kurzem Überlegen kündigte. Das war im Jahr 1978. Frauenförderung, Gleichstellungspolitik oder Gender Studies waren zu damaliger Zeit für die meisten an der Universität Bielefeld noch Fremdworte.

Heute, mit jahrelanger Erfahrung als Personalrätin und einem Gleichstellungsbüro an der Universität wäre ich natürlich anders vorgegangen.

Ereignisreiches Jahr im Iran und zurück an die Universität Bielefeld

Ich hatte das Glück, dass mein Mann damals im Iran eine interessante und gute Arbeit gefunden hatte. So verließ ich im August 1978 Bielefeld und flog nach Teheran. Innerhalb von zwei Wochen konnte ich eine Stelle im Büro einer deutschen Spedition antreten. Zur gleichen Zeit begannen im Iran die ersten großen Demonstrationen gegen die damalige Schah-Diktatur. Große Teile der Bevölkerung litten unter Armut, während der Schah, seine Familie und eine kleine Oberschicht in Saus und Braus lebten. Verhaftungen, Folterungen, politische Morde an Oppositionellen waren an der Tagesordnung. Die Proteste weiteten sich Ende des Jahres 1978 immer weiter aus. Es wurde gestreikt, auch bei Eisenbahn und Zoll. Die Wirtschaft lag am Boden. Die Spedition, in der ich arbeitete, hatte keine Aufträge mehr. Ich war als letzte gekommen und musste als Erste wieder gehen. Auch mein Mann wurde arbeitslos. Der Schah wurde gestürzt, es folgte die Islamische Republik. Was zunächst nach Demokratie und Verbesserungen aussah, mündete nach und nach in eine Theokratie und erneute schreckliche Diktatur, insbesondere für die Frauen. Säkulare Kräfte wie wir hatten im Iran keine Chance.

Ich stand damals noch immer mit meinen Kolleginnen an der Universität Bielefeld in Kontakt und diese rieten mir, mich noch einmal zu bewerben. In der Fakultät für Chemie wurde eine weitere Arbeitsgruppe eingerichtet. Meine Zeugnisse, meine Erfahrung bei der Neueinrichtung eines Labors und interne Kenntnisse der Universität Bielefeld überzeugten. Im Oktober 1979 begann ich erneut mit der Arbeit an der Universität Bielefeld, diesmal in einem unbefristeten Arbeitsverhältnis, trotz Schwangerschaft und baldiger Mutterschutzzeit.

Aufbau der Kita an der Uni e. V.

Anfang 1980 wurde unsere Tochter geboren. Nach 12 Wochen Mutterschutz ging ich wieder meiner Vollzeitbeschäftigung nach. Mein Mann betreute unsere Tochter. Da mein Mann wieder in seinem Beruf arbeiten wollte, suchten wir nach einer Betreuungsmöglichkeit für unsere Tochter. Kita an der Uni? Fehlanzeige! Kinderbetreuung für Kinder unter drei Jahren nahezu ein Fremdwort in Bielefeld. Über meine Kolleginnen in der Gewerkschaft erfuhr ich



Johanna Soufi Siavash

Erste Trägerin der Ehrennadel der Universität Bielefeld

1972 Abitur, 1977 Abschluss als grad. Ing. Chemie, bzw. Diplom FH, 1977 – 1978 Tätigkeit befristet im Drittmittelprojekt, zunächst Süddeutschland, dann Universität Bielefeld, 1978 – 1979 Aufenthalt und Arbeit im Iran, 1979 – 2016 Tarifbeschäftigte an der Universität Bielefeld, ab 1987 Mitglied des Personalrats der Universität Bielefeld und ab 1992 Vorsitzende des Personalrats der Universität Bielefeld sowie ab 2003 Mitglied des Hauptpersonalrats der Hochschulen in NRW, später Landespersonalrätekonferenz der Hochschulpersonalräte NRW, ab 2016 Rentnerin. 2017 Auszeichnung mit der Ehrennadel der Universität Bielefeld.

von Eltern, die ebenfalls eine Möglichkeit zur Kinderbetreuung suchten. Wir setzten uns zusammen und gründeten eine Krabbelgruppe, mit allen Müttern, die dazu gehörten. Zum Glück gab es in der Gruppe Anwälte, die sich mit Vereinsrecht und Arbeitsrecht auskannten. Andere kannten geeignete Erzieherinnen. Mit der Stadt Bielefeld mussten Formalia geklärt werden. Wir Eltern renovierten Ladenräume, mussten im laufenden Kita-Betrieb putzen, Essen kochen, Elterndienste zur Unterstützung der Betreuung in der Kita leisten. Nach vier Jahren in einem Ladengeschäft ergab sich die Gelegenheit, in einen alten Pavillon an der Morgenbreite umzuziehen. Mit Unterstützung der Gewerkschaft ÖTV machten wir mit den Kindern Aktionen vor der Universität und forderten eine Kita an der Uni. Die Universität war – wie alle Hochschulen des Landes – eine Landesbehörde. Das Land NRW sah keine Veranlassung, eine „Betriebskita“ einzurichten und Geld gab es dafür auch nicht. Wir gründeten schließlich einen Verein „Kita an der Uni“, mieteten den alten Pavillon von der Bezirksregierung Detmold, renovierten erneut. Die Kita wuchs von zwei auf vier Gruppen. Unser zweites Kind konnte dann ebenfalls die Betreuung in der Kita an der Uni e. V. genießen. Dank der familienfreundlichen Einstellung meines damaligen Vorgesetzten, der mir z. B. bei Erkrankung der Kinder bei der Arbeitszeiteinteilung entgegenkam, konnten mein Mann und ich Berufstätigkeit und Familienleben gut in Einklang bringen.

Personalrätin ab 1987

Neben Arbeit und Familienleben war ich immer ehrenamtlich in der Gewerkschaft ötv (jetzt ver.di) aktiv. 1984 kandidierte ich das erste Mal als Ersatzmitglied für den Personalrat an der Uni Bielefeld. 1987 wurde ich erstmals als „ordentliches Mitglied“ gewählt. Schwerpunkt meines Interesses und meiner Arbeit im PR waren damals die Themen Arbeits- und Gesundheitsschutz, insbesondere Gefahrstoffe im Laborbereich. 1986 wurde die Gefahrstoffverordnung in Deutschland in Kraft gesetzt. Ich setzte mich für deren zeitnahe Umsetzung an der Universität Bielefeld ein. Es waren zähe Verhandlungen mit der Dienststellenleitung. Zentrale Anliegen waren die Einrichtung eines Betriebsärztlichen Dienstes und Vorsorgeuntersuchungen für Beschäftigte, die während der Arbeit Umgang mit Gefahrstoffen hatten.

Als 1992 der damalige Personalratsvorsitzende signalisierte, dass er den Vorsitz im Personalrat abgeben und noch einmal die Chance auf eine Tätigkeit in der Universitätsverwaltung wahrnehmen wolle, baten mich meine Kolleginnen und Kollegen der Betriebsgruppe der ötv an der Uni, für den Vorsitz des Personalrats zu kandidieren. Ich tat mich schwer mit der Entscheidung und war der Meinung, dass ich noch zu wenig Erfahrung in der Personalratsarbeit hatte. Mit Rückhalt und Unterstützung der Kolleginnen und Kollegen trat ich 1992 mein Amt als Personalratsvorsitzende an.

1992 Vorsitzende des Personalrats

Mein Vorsatz war damals: „Zwei Wahlperioden – das genügt. Danach verliert man den Biss und stumpft vielleicht ab“. Ich merkte aber bald, wie komplex die Aufgaben im Personalrat und im Vorsitz waren. Am Ende der zweiten Wahlperiode hatte ich den Eindruck, dass ich erst „so richtig drin war.“ Die Arbeit machte Spaß und wir konnten gemeinsam Einiges für die Kolleginnen und Kollegen erreichen. Der Rückhalt der Beschäftigten spornte mich an, weiterzumachen. Routine kam nicht auf: Nach jeder Wahl gab es neue Kolleginnen und Kollegen im Gremium, die neue Gesichtspunkte einbrachten und mich als Vorsitzende erneut forderten, aber auch unterstützten. Die Personen in der Leitung der Universität wechselten, neue Kanzler und Rektoren, neue Dezernentinnen und Dezernenten mit anderer Sicht- und Herangehensweise und immer wieder neue inhaltliche Themen und Herausforderungen...

Während meiner Zeit als Personalratsvorsitzende habe ich u. a. Dienstvereinbarungen zu Suchthilfe, Gleitzeit, zu Datenschutz und Datensicherheit, elektronischer Personaldatenverarbeitung und zuletzt den „dicken Brocken“ zur Einführung von SAP mit verhandelt.

Befristete Arbeitsverträge, fehlende Vollzeitstellen – insbesondere im Sekretariatsbereich – der wiederholte Stellenabbau im Handwerkerbereich bei gleichzeitiger Ausweitung der Vergabe von Aufgaben an Privatfirmen waren ständig Themen in der Personalratsarbeit.





Mitglied im Hauptpersonalrat und der Landespersonalrätekonferenz NRW

Im Jahr 2003 wurde ich in den Hauptpersonalrat, der damaligen Stufenvertretung für die Personalräte der Hochschulen in NRW, gewählt. In den 14-tägigen Sitzungen in Düsseldorf wurden beteiligungspflichtige Maßnahmen behandelt, die alle Hochschulen in NRW betrafen, z. B. Einführung von landesweiten IT-Programmen etc. Mitbestimmungsverfahren, die auf örtlicher Ebene zwischen Personalrat und Dienststellenleitung nicht einvernehmlich geklärt werden konnten, wurden vom Hauptpersonalrat mit den Vertretern des Ministeriums erörtert und entschieden. Die Mitarbeit im Hauptpersonalrat ermöglichte mir einen intensiven Austausch mit anderen Hochschulpersonalräten und neue Erfahrungen, aber auch die Chance zur politischen Einflussnahme auf Landesebene.

Schwerpunkte in dieser Zeit waren:

- Gemeinsame machtvolle Aktionen von Personalräten und Gewerkschaften, mit gutbesuchten Personalversammlungen im ganzen Land, gegen massive Einschnitte durch die damalige CDU/FDP-Regierung in die Rechte der Beschäftigten und ihrer Personalvertretungen und für die Rückabwicklung dieser Verschlechterungen unter der Regierung Kraft.
- Verhandlungen und Aktionen zum sog. Hochschulfreiheitsgesetz, durch das die Hochschulen eigenständige Körperschaften wurden. Die Beschäftigten verloren dadurch ihre Rechte als Landesbeschäftigte und sind seit 2007 nur noch Beschäftigte der jeweiligen Hochschule. Die Hochschulpersonalräte verloren ihre gemeinsame Stufenvertretung, den Hauptpersonalrat, und gründeten die Landespersonalrätekonferenz. Durch beharrliche Arbeit gelang es den Personalräten mit Unterstützung von Beschäftigten und Gewerkschaften, in Hochschul- und Landespersonalvertretungsgesetz die Schutzrechte der Beschäftigten nahezu eins zu eins wieder einzusetzen und die Landespersonalrätekonferenz gesetzlich zu verankern.
- Die Einführung von Studiengebühren an den Hochschulen in NRW. Als Vorsitzende des Personalrats habe ich mich im Senat eindeutig gegen Studiengebühren ausgesprochen. Bildung muss für alle frei zugänglich sein!

Aber nicht nur die großen Themen waren eine Herausforderung für mich als Personalrätin. Vor allem die Einzelberatung und Unterstützung der Kolleginnen und Kollegen vor Ort lagen mir am Herzen. Besonders gefreut habe ich mich, wenn Beschäftigte mit meiner Unterstützung ihre Interessen durchsetzen oder Konflikte am Arbeitsplatz erfolgreich lösen konnten. Der Rückhalt der Kolleginnen und Kollegen machte mir immer wieder Mut, weiterzumachen. *Soziale Gerechtigkeit, Chancengleichheit und Diskriminierungs-freiheit, Respekt und Wertschätzung waren und sind wesentliche Aspekte in meiner Arbeit und in meinem Leben.*

Über die Auszeichnung mit der neu geschaffenen Ehrennadel der Universität Bielefeld habe ich mich sehr gefreut. Ich sehe diese Auszeichnung als Wertschätzung stellvertretend für alle Beschäftigten in Technik und Verwaltung, die einen großen Beitrag zum Gelingen in Wissenschaft und Forschung an der Universität Bielefeld leisten.

P. S.: In meinem Ruhestand habe ich keine Langeweile. Ich freue mich, dass ich meine langjährige Erfahrung im Personalvertretungsrecht und in Tariffragen in Seminaren des DGB-Bildungswerks NRW an andere Personalräte, häufig neugewählte Personalratsmitglieder, weitergeben kann.

Jutta Töhl-Borsdorf

Studieren an einer weltoffenen Universität

Ein naturwissenschaftliches Schnupperstudium für Mädchen, das war in der Tat etwas ganz Neues in den 90er Jahren. Dass ich als erste Frau den Chemie-Promotionspreis bekam, ist mir allerdings erst durch das Anschreiben zum Universitätsjubiläum bewusst geworden. Über beides möchte ich im Folgenden kurz berichten.

Natürlich hat mich der Promotionspreis damals mit Freude und Stolz erfüllt und vielleicht hat er mir auch geholfen, meine erste Anstellung in der Chemischen Industrie zu finden. Anfang der 90er Jahre war die Arbeitsplatzsituation aufgrund der Konjunkturkrise in der Industrie sehr angespannt, Flexibilität war schon damals angesagt.

Während meiner Zeit in der Industrie in Rheinhessen habe ich immer etwas wehmütig an die Bielefelder Zeit zurückgedacht. Häufig fuhr ich am Wochenende die knapp 400 km Richtung Norden, nicht nur um mein Lehramts-Studium für Physik und Chemie, das ich während der Promotion begonnen hatte, abzuschließen.

Warum erging es mir so? Wenn ich an mein Studium zurück denke, muss ich klar sagen, dass mir sehr viele positive Erinnerungen in den Kopf kommen. Das Studieren an einer weltoffenen Universität, wie Bielefeld, war für mich etwas ganz Besonderes. Ich war begeistert, dass ich mich in einer hervorragend ausgestatteten Fakultät so intensiv mit Naturwissenschaften und Mathematik beschäftigen durfte. Allen jungen Frauen und Männern kann ich nur empfehlen, dass zu tun, wofür sie wirklich brennen, und nicht nur darauf zu schauen, was man später einmal damit anfangen kann. Bei mir ist es dann auch ganz anders gekommen, als ich zu Anfang des Studiums gedacht hatte...

Viele andere Dinge, wie beispielsweise das Singen im Universitätschor, das damals fester Bestandteil meiner Zeit in Bielefeld war, habe ich ebenso in guter Erinnerung. Nicht zuletzt die Diplom- und Promotionszeit im Arbeitskreis von Prof. Dorf Müller war eine besondere und interessante Zeit. Hier wurde immer ein guter Umgang miteinander gepflegt, man hatte viele Freiheiten, was die Promotionszeit zwar ein bisschen in die Länge gezogen hat, trotzdem erinnere ich mich sehr gerne daran zurück. Der Promotionspreis war dann das i-Tüpfelchen.

In der Zeit nach meiner Promotion gestaltete, organisierte und koordinierte ich das erste mehrtägige Schnupperstudium für Chemie an der Universität Bielefeld, in dem Mädchen einen Einblick in das Studium und Hilfestellung bei der Studienwahl bekommen konnten.

Heute sind derartige Veranstaltungen eigentlich nichts Ungewöhnliches, die Förderung der sog. MINT-Fächer (Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften, Technik) steht hoch im Kurs in der Politik und bei Wirtschaftsverbänden. Damit sich unser Land auch künftig im globalen Wettbewerb erfolgreich behaupten kann, ist qualifizierter Nachwuchs dringend nötig. Nicht nur der Fachkräftemangel, sondern auch die enormen Herausforderungen, die auf unsere Gesellschaft zukommen, sind ohne das Verstehen naturwissenschaftlicher Zusammenhänge kaum zu bewältigen. Die Einwahlen in MINT-Leistungskurse an den Schulen sind jedoch vergleichsweise gering, die Abbruchquoten in diesen Fächern an den Universitäten insgesamt hoch. Über die MINT-Fächer zu informieren, deren Image zu verbessern und Vorurteile über die Studiengänge abzubauen, ist daher – damals wie heute – dringend nötig.

Speziell die Mädchen und Frauen müssen ermutigt werden, sich in dieser Männerwelt durchzusetzen und auch ein anspruchsvolles, langes Studium durchzuhalten. Mädchen oder Frauen haben häufig andere Fähigkeiten, die in den von Männern dominierten Forschungs- und Entwicklungsteams nicht unterschätzt werden sollten. Allerdings bin ich persönlich als Frau nie direkt benachteiligt worden. Es sind vielmehr die strukturellen Rahmenbedingungen, die für Frauen, die nicht auf eine Familie verzichten wollen, immer noch suboptimal sind. Dies wurde mir auch bei meiner ersten Anstellung in Rheinhessen deutlich: Meine Laborleiter-Kollegen waren in der Regel männlich, die wenigen Frauen kinderlos und Teilzeitstellen oder Kinderbetreuungseinrichtungen nicht vorhanden.





Dr. Jutta Töhl-Borsdorf

Erste Promotionspreis-Trägerin in Chemie

1985 – 1992 Studium der Chemie an der Universität Bielefeld, Diplomarbeit unter der Leitung von Prof. Dr. Thomas Dorfmueller im Bereich Physikalische Chemie, 1996 Dissertation mit dem Thema: „Quadruplex-DNA-Konformere in wäßriger Lösung. Untersuchung der Kationenspezifität auf die Struktur und Dynamik“, 1993 – 1997 Studium Lehramt Sek. I/II Physik und Chemie, 1992 – 1997 wiss. Angestellte an der Universität Bielefeld, 1997 Dissertationspreis der Westfälisch-Lippischen Universitätsgesellschaft, 2002 Abschluss der Lehramtsausbildung, seither tätig als Lehrerin am Landschulheim Steinmühle Marburg.

Für mich war dieser Ausflug in die Industrie nur ein kurzes (fast 2-jähriges) Intermezzo. Nachdem ich meinen Kollegen und Kolleginnen dort die komplizierte Materie meines damaligen Fachgebietes, das „Molecular Modelling“, in einer Vortragsveranstaltung erklären konnte, habe ich unglaublich viel positive Resonanz bekommen.

Komplexe Zusammenhänge einfach und trotzdem korrekt darzustellen, hat mich schon immer fasziniert und herausgefordert. Dieses Schlüsselerlebnis war für mich vielleicht die letzte Bekräftigung, doch noch einen anderen Weg einzuschlagen. Die Entscheidung letztendlich für die Schule und nicht die Hochschule oder die Industrie ist mir gar nicht so schwer gefallen. Ich wollte eine Familie und keine Wochenendfamilie und eigentlich nicht auch nur ein Kind, wie es bei vielen Hochschulprofessorinnen doch häufig der Fall ist (vielleicht ist das heute ja anders, ich kenne keine Zahlen dazu).

So bin ich meinem Mann nach Marburg gefolgt, habe dort mein Referendariat absolviert und bin nun schon 15 Jahre an einem sehr besonderen Gymnasium beschäftigt. Inzwischen, die Kinder sind nun schon fast groß, koordiniere ich dort den MINT-Bereich und betreue die Schülerinnen und Schüler in „Jugend forscht“-Projekten.

Den Leistungskurs-Schülerinnen und -Schülern kann ich auch die eine oder andere Geschichte aus dem Chemie-Studium und aus der Chemieindustrie erzählen, was immer auf großes Interesse stößt. Gelegentlich bin ich auch mit meinen Schülerinnen und Schülern in der Universität in Marburg oder auch in der TU-Darmstadt unterwegs, um etwas Uni-Luft zu schnuppern. Leider ist der Weg nach Bielefeld viel zu weit, so musste ich in Marburg erst mühsam neue Kontakte knüpfen.

Momentan überlegen wir, hier schließt sich der Kreis, wie wir mehr Mädchen für naturwissenschaftlichen Projekte begeistern können, Mentorinnen-Programme sind angedacht, um mit positiven Rollenvorbildern Vorurteile abzubauen und Motivation zu erzeugen.

Und einen Preis gab es jetzt auch wieder, zwar keinen Dissertationspreis, aber immerhin sind wir gerade „Jugend-forscht-Schule 2018“ in Mittelhessen geworden, da unsere Projekte inzwischen sehr erfolgreich sind.

Heike Wägele

Forschung an schleimigen Schnecken – bringt das was?

Meine Postdoktoranden- und Habilitationsphase an der Universität Bielefeld von 1992 bis 1998

„Wenn ich zu meiner Studentenzeit bei Ihnen bereits hätte Vorlesungen hören können, dann hätte ich sicher bei Ihnen angefangen!“ Gibt es ein größeres Kompliment als ein solches von einem etablierten Professor, der eine Koryphäe auf seinem eigenen Gebiet ist? Ja, gibt es! Einige Monate später, im November 1998, wurde mir der Habilitationspreis der Westfälisch-Lippischen Universitätsgesellschaft, der ich hiermit nochmals ganz herzlich danken möchte, verliehen.

Ich musste für meine Forschung eigentlich nicht motiviert werden, denn ich arbeite an einem Thema, das so spannend und vielfältig ist wie auch ästhetisch wunderschön. Ich arbeite über die Evolution von Meeresnacktschnecken, die wir auch immer wieder als Schmetterlinge der Meere bezeichnen, um von dem nun mal doch vorhandenen schleimigen Aspekt dieser Tiere abzulenken. Aber dieses Thema hat mich bereits in viele hochspannende Regionen der Welt reisen lassen, wie z. B. das große Barriere Riff in Australien, oder auch die Antarktis und Arktis. In letzter Zeit führt es mich in die Regionen der Welt mit der größten Artenvielfalt überhaupt: das Coral Triangle in Indonesien. Andere geben viel Geld aus um dort zu tauchen, ich werde dafür bezahlt.

Meine Zeit als Habilitandin vor nun mehr als 20 Jahren war sicher nicht einfach, berücksichtigt man die damals wie auch heute noch bestehenden Probleme als Mutter mit zwei kleinen Kindern, die spätestens um 12.30 vom Kindergarten abgeholt werden mussten. Kommentare wie: „Wenn Du Dich habilitieren willst, schaut keiner auf Deine Erziehungsleistungen, sondern auf Deine wissenschaftlichen Leistungen“ waren natürlich schon manchmal frustrierend, wenn man seine Kollegen im Labor stehen sah, während man selbst aufbrach, um seine Kinder abzuholen. Auf der anderen Seite konnte ich so auch dem gelegentlichen Frust an der Universität entfliehen, denn Forschung ist nun mal auch mit Rückschlägen verbunden, wie z. B. missglückte Experimente, verdorbene Proben oder abgelehnte Manuskripte. Trotzdem habe ich immer wieder von Kolleginnen und Kollegen positiven Rückhalt bekommen.

Meine gesamte wissenschaftliche Laufbahn, mit nur wenigen Ausnahmen, wurde von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziert. Es war damals sicherlich noch leichter, DFG-Gelder zu erwerben, die Anträge hatten noch nicht das Aussehen von Informationsbroschüren mit bunten Grafiken und bebilderten Deckblättern. Aber die Themen, mit denen ich die Gelder einwarb, waren auch damals schon eher ungewöhnlich. So war ein zentrales Projekt in meiner Postdoktorandenphase die Biodiversität der Antarktischen Opisthobranchia. Mit diesem Thema, finanziert von der DFG, kam ich auch nach Bielefeld, nachdem ich in Oldenburg meine Promotion erfolgreich bestanden hatte. Mein Mann hatte eine Professur für Systematik und Morphologie an der Fakultät für Biologie angenommen. Ich wurde von Prof. Dr. Fritz Trillmich eingeladen, in seiner Abteilung zu arbeiten. Es war eine wunderbare Zeit, denn ich fühlte mich von Anbeginn mit meinem doch exotischen Thema willkommen in einer Arbeitsgruppe, die sich eher mit dem Verhalten von Vögeln und Meerschweinchen beschäftigte. Und ich wurde hervorragend unterstützt. Obwohl es nur fünf Jahre waren, haben diese Jahre den Grundstock für die meisten meiner jetzigen Projekte gelegt.

Nach kurzer Zeit in Prof. Trillmichs Gruppe bewarb ich mich auf ein Habilitationsstipendium der DFG mit einem Thema, das die Grundlagen für meine jetzigen Projekte zur Evolution und Biodiversität mariner Heterobranchia legte: Zur Phylogenie der Nudibranchia. Diese Gruppe von Meeresnacktschnecken ist sehr spannend und zeigt sehr viele interessante Lebensweisen und Verteidigungsstrategien. Um die Verwandtschaftsbeziehungen der Schnecken zu verstehen, musste ich viele Merkmale untersuchen. Es ging um Einlagerung von giftigen Substanzen zur Verteidigung; um die Entwicklung von Organen in speziellen Rückenanhängen, in denen geklaute Nesselkapseln aus der Quallen- und Korallennahrung eingelagert werden; es ging um Symbiosen zwischen Schnecken und einzelligen Algen und der Veränderung der involvierten Organe; es ging um die Funktionsweisen der komplizierten Geschlechtsorgane, denn die Tiere sind Männchen und Weibchen gleichzeitig und sie produzieren mit die kompliziertesten Eigelege, die wir im Meer kennen. Es ging damals bereits um das Verstehen, wie neue Merkmale entstehen, wie dadurch neue Lebensräume erobert werden können, wie neue Arten entstehen können. Mit dieser Habilitationsschrift (Zur Phylogenie der Nudibranchia), eingereicht 1997 mit Herrn Trillmich als meinem Betreuer und publiziert



Chromosomenanalysen 1994 – Sardinien

Prof. Dr. Heike Wägele

Erste Habilitationspreis-Trägerin

Studium an der Ludwig-Maximilian-Universität München 1977 – 1979, an der Christian-Albrecht-Universität Kiel 1979 – 1981 und an der Universität Oldenburg 1981 – 1987, Abschluss dort mit Diplom und Promotion. Projektassistentin, anschließend 1988 – 1997 Postdoc- und Habilitationsstipendium der DFG; 1997 – 1999 Wissenschaftliche Mitarbeit Universität Bochum, 1999 – 2002 Heisenberg-Stipendium. 2003 – 2006 wissenschaftliche Mitarbeit an den Universitäten Bochum und Bonn, seit 2006 Apl. Professor und wissenschaftliche Mitarbeiterin des Zoologischen Forschungsmuseum Alexander Koenig, Bonn. Diverse Auszeichnungen, 1998 Verleihung des Habilitationspreises durch die Westfälisch-Lippische Universitätsgesellschaft.

im Jahr 2000, habe ich für viele Kolleginnen und Kollegen international eine Grundlage für viele weitere Forschungsthemen geliefert. Diese Publikation wird auch heute noch von meinen Studentinnen und Studenten als Bibel der Opisthobranchia-Forschung bezeichnet. Während dieser Zeit hatte ich meine ersten Diplomand*innen und dann Doktorand*innen, für die ich erfolgreich Stellen und Sachmittel einwerben konnte. Ich hatte auch hier wieder das große Glück, mit Herrn Trillmich einen wunderbaren Mentor und Unterstützer zu haben.

Als mein Mann eine Professur in Bochum erhielt, ging ich nur sehr ungern aus der AG Verhaltensbiologie weg. Als ich die Nachricht erhielt, ich hätte den Habilitationspreis der Universitätsgesellschaft (damals WLUg) erhalten für die beste Habilitation im Jahr 1998, war ich



Biodiversitätsforschung 2016 – Indonesien

bereits wieder dabei, mich und die Familie in eine neue Umgebung einzuleben. Die feierliche Überreichung der Urkunde, mein Vortrag über die Schnecken im Kreise der jüngeren frisch promovierten Absolventen und der ehemaligen Kolleginnen und Kollegen wird mir immer in dankbarer Erinnerung bleiben. Diese Würdigung meiner Arbeit war auch wichtig in einer Zeit, in der Arbeiten an ganzen Organismen, wissenschaftliche Studien zur Systematik und Taxonomie immer weniger galten. Die Auszeichnung hat auch dazu beigetragen, dass ich in Bochum volle Unterstützung zur Beantragung eines Heisenberg-Stipendiums bekam, welches ich drei Jahre lang erhielt. Während dieser Zeit bewarb ich mich auch auf meine erste C3 Stelle in Marburg. Den Ruf, der für mich eine weitere Bestätigung meiner Arbeit darstellte, habe ich aber aus familiären Gründen abgelehnt.

Seit 2004 arbeite ich in Bonn am Zoologischen Forschungsmuseum Alexander Koenig und Lehre an der Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn. Mein Thema ist immer noch die Evolution der Meeresnacktschnecken. Die Methoden sind vielfältiger geworden.

Während es in Bielefeld noch zwei Gene waren, untersuchen wir heute ganze Genome der Schnecken. Wir arbeiten mit ausgefeilten und hochmodernen Methoden, um die Einlagerung von Chloroplasten in einigen Schnecken zu verstehen, die sie in ihrer Funktionsweise vergleichbar zu Pflanzen machen. Kürzlich haben wir sogar den Nachweis von Stärkebildung in den Schnecken liefern können. Das ist einzigartig im Tierreich. Gerade die Forschung an den Schnecken, die wir als „solar-powered sea slugs“ bezeichnen, hat mich und meine Arbeitsgruppe immer wieder in die großen Medien gebracht, u. a. GEO und andere Zeitschriften, Die ZEIT und viele weitere große Zeitungen, aber auch ins Fernsehen, z. B. „Quarks & Co“.

Die Schnecken haben noch einen weiteren sehr interessanten Aspekt, der nun in mehreren großen Projekten zum Tragen kommt. Dadurch, dass die Tiere keine Schale haben, verteidigen sich viele über chemische Stoffe und diese sind interessant für die pharmazeutische Industrie. Seit einigen Jahren arbeite ich mit Pharmazeuten zusammen, um – für mich relevant – die Evolution der Verteidigung besser zu verstehen. Und seit drei Jahren haben wir ein Projekt mit indonesischen Kollegen an der Sam Ratulangi University (UNSRAT) in Manado (Indonesien) und dem Institut für pharmazeutische Biologie an der Uni Bonn, um neue Naturstoffe in den Schnecken zu finden. In diesem vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) finanzierten Projekt, „Indonesian opisthobranchs and associated microorganisms – from biodiversity to new drug leads“, komme ich eigentlich wieder zurück zu meinen Wurzeln. Es geht darum, die Biodiversität dieser doch immer noch recht unerforschten Gruppe in einer noch kaum bearbeiteten tropischen Region zu untersuchen und damit die wissenschaftliche Grundlage für die Pharmazeuten zu liefern. Die Zusammenarbeit mit den indonesischen Kolleginnen und Kollegen und die nun mehrfach an der UNSRAT durchgeführte Lehre ist sehr stimulierend, zeigt sie doch, wie viel Unterstützung dieses Land von unserer Seite noch braucht. Wir sind dabei, einen Internationalen Masterstudiengang an der Sam Ratulangi University aufzubauen: Indo Pacific Coral Reefs Biodiversity and Conservation. Ich konnte erfolgreich Gelder vom Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) einwerben (Fachbezogene Partnerschaften mit Instituten aus Entwicklungsländern), die nun einen regen Austausch von deutschen und indonesischen Wissenschaftlern und Studenten initiiert hat. Vor wenigen Tagen habe ich einen weiteren Antrag beim DAAD in einem anderen Programm eingereicht: Partnerschaften zur Förderung der Biodiversität in Entwicklungsländern: Qualitätsnetzwerk Biodiversität. Mehrere Universitäten und Leibniz Institute sind hier mit ihrer Expertise zu Biodiversitätsforschung vertreten, angefangen von Artenerfassung über Ökosystemfunktionen und deren Bedrohung durch Verschmutzung oder Übernutzung bis hin zu Marine Park Management.

Obwohl die Promotion die Grundlage für die wissenschaftliche Karriere legen sollte, war für mich gerade die Habilitation in Bielefeld eine stark prägende Phase, in der es galt, die Fähigkeiten wissenschaftlich zu arbeiten auszuweiten, eine Arbeitsgruppe aufzubauen und zu leiten, Netzwerke aufzubauen und diese mit anderen Netzwerken zu verknüpfen. Die kompromisslose Unterstützung von Herrn Trillmich und seiner Arbeitsgruppe haben wesentlich dazu beigetragen, dass ich den berühmten KKK Spagat (Kinder, Küche und Karriere) gut meistern konnte. In diesem Zusammenhang möchte ich auch meinem Mann danken, der bei allen drei Ks mitgeholfen hat, meinen beiden Söhnen, die den Spagat ertragen haben und abschließend nochmals der Universitätsgesellschaft Bielefeld, die diesen Spagat mit dem Habilitationspreis der Universität Bielefeld ausgezeichnet und somit eine motivierte Wissenschaftlerin noch mehr motiviert und vor allem deren Selbstbewusstsein gestärkt hat.

Bettina Böhm

Berufliche Prägung durch die Universität Bielefeld

Der Einladung, einen Beitrag zur Festschrift zum 50-jährigen Jubiläum der Universität Bielefeld zu leisten, komme ich sehr gerne nach. Das Studium und die erste berufliche Station in Bielefeld haben mich und meinen weiteren Berufsweg stark geprägt. Kurz gesagt, ohne die Universität Bielefeld wäre ich vermutlich nie im Wissenschaftsmanagement gelandet.

Studium 1985 – 1990

Die Studienortwahl im Fach Rechtswissenschaft war im Jahr 1985 weniger eine Wahl als ein von der Zentralen Vergabestelle für Studienplätze (ZVS) bestimmtes Schicksal. Jedenfalls haben es viele Kommilitoninnen und Kommilitonen so gesehen, die sich Orte wie Freiburg oder Tübingen für ihr Studium vorgestellt hatten. Interessanterweise haben viele, die in den ersten Wochen hauptsächlich mit den Möglichkeiten eines Studienplatzwechsels befasst waren („Hier bleibe ich nicht länger als ein Semester!“), nicht nur Studium und Referendariat in Bielefeld abgeschlossen, sondern bis heute am Teutoburger Wald ihren Lebensmittelpunkt gefunden.

Was machte das Studium in Bielefeld attraktiv? Sicherlich nicht die erste Begrüßung im Audimax, in der uns mehreren Hundert Neuankömmlingen entgegen hallte, man wisse gar nicht, was wir alle hier wollten – es gebe sowieso schon zu viele Juristen! Aber vielleicht hatte diese Botschaft, die ja im Kern auch hieß, dass wir uns nicht einbilden sollten, als Jurastudenten etwas Besonderes zu sein, tatsächlich auch etwas Positives. Anders als an Universitätsstandorten mit Juristischem Seminar und Fachbibliothek im eigenen Gebäude waren wir hier von Anfang Teil einer bunten Mischung, in der sich Fachkulturen regelmäßig in der „großen Halle des Volkes“ trafen und Bettlaken vom Marxistischem Studentenbund (MSB) Spartakus und dem Ring Christlich-Demokratischer Studenten (RCDS) recht friedlich nebeneinander von den Balkonen hingen. Diversität wurde an der Universität Bielefeld gelebt, auch wenn der Begriff zu dieser Zeit nicht gebraucht wurde, ebenso wie eine Toleranz gegenüber Menschen, die die Universität sicherlich nicht zum Studium oder zur Forschung aufsuchten, so etwa die legendären Auftritte des Bielefelder „Flitzers“ Ernie.

Zum offenen Klima in der Universität hat immer auch die Bibliothek beigetragen: zu dieser Zeit noch ohne Eingangskontrollen und 24 Stunden und 7 Tage die Woche geöffnet, mit unbeschränktem Zugriff auf sämtliche Bücher und Zeitschriften und viel Platz, um vor Ort für Klausuren zu lernen und Hausarbeiten zu schreiben. Viele der selbstorganisierten Lerngruppen wurden in dieser Bibliothek geboren und unversehens konnte man – da innerhalb der Universitätsbibliothek die Fachbibliotheken ohne Begrenzungen ineinander übergehen – in eine andere Fachkultur eintauchen. Mein Interesse an interdisziplinärer Arbeit ist sicherlich in diesem Umfeld entstanden.

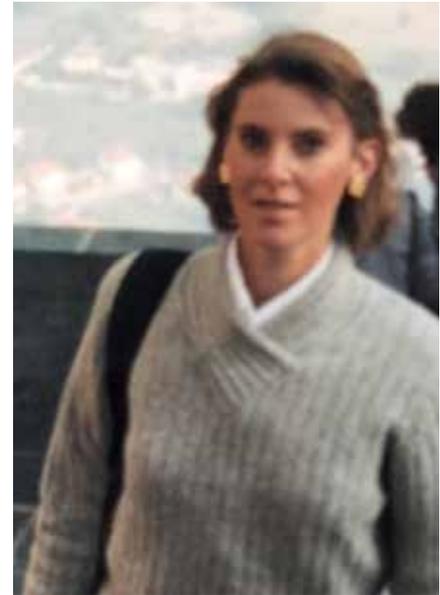
Schon nach den ersten Monaten im Studium konnte ich eine Tätigkeit als studentische Hilfskraft am Lehrstuhl für Gesellschaftsrecht von Professor Peter Hommelhoff aufnehmen. Hier habe ich in sehr kollegialer Atmosphäre bis zum ersten Staatsexamen gear-



beitet und dabei von Einblicken in spannende gesellschaftsrechtliche Fragestellungen profitiert, mit denen man üblicherweise in Anfangssemestern nicht in Berührung kommt. Ein wesentlicher Teil der Tätigkeit entfiel allerdings auf das Korrekturlesen, insbesondere des von Herrn Hommelhoff mit herausgegebenen Kommentars zum GmbH-Recht. Wir saßen also in der Regel zu zweit zusammen und lasen uns über Stunden seitenlange Fußnoten mit den dazugehörigen Abkürzungen und Zeichensetzungen vor. Das hatte schon etwas von absurdem Theater. Und da der Computer noch nicht in jedem Sekretariat angekommen war, war die Umsetzung der Korrekturen eine sehr handwerkliche Arbeit, mit Druckfahnen, Tipp-Ex, Schere und Klebstoff...

Aus meiner Zeit am Lehrstuhl stammen auch die „Fahrstuhlbegegnungen“: Noch Jahre nach dem Studium traf ich manchmal auf jemanden, die oder der mir bekannt vorkam. Gemeinsame Überlegungen zu Überschneidungen im Lebenslauf führten zunächst nicht weiter. Aber dann die Erkenntnis: Natürlich, wir sind uns ständig im Fahrstuhl begegnet, zwischen den „Zähnen“ T und U auf dem Weg in den achten Stock!

Aus dem Vorlesungsbetrieb sind mir vor allem die Grundrechtsveranstaltungen von Professor Dieter Grimm in Erinnerung. Eine so fundierte und zugleich lebendige Einführung in das Grundgesetz (ich sehe die „Kniebeugen“ vor mir, mit denen Herr Grimm den wesentlichen Botschaften noch mehr Nachdruck verlieh) kann man jeder und jedem angehenden Rechtswissenschaftler/in nur wünschen. Wenig aus meinem Studium ist mir so klar im Gedächtnis geblieben und hat so meinen Respekt vor den Müttern und Vätern des Grundgesetzes geprägt. Später hatten wir die Möglichkeit, in Seminaren gemeinsam mit dem Verfassungsrichter Dieter Grimm zur Bedeutung der Grundrechte und der Zukunft der Verfassung angesichts eines sich wandelnden Staatsverständnisses zu diskutieren. Fragen, die auch weiterhin von hoher Relevanz sind.



Dr. Bettina Böhm
Generalsekretärin
der Leibniz-Gemeinschaft

1985 – 1990 Studium der Rechtswissenschaft an der Universität Bielefeld, 1990 Erste Juristische Staatsprüfung, OLG Hamm, 1994 Zweite Juristische Staatsprüfung, Justizprüfungsamt NRW, 1999 Doktor der Rechtswissenschaft, Universität Bielefeld, zum Thema Öffentlich-Private Partnerschaften in der kommunalen Stadtentwicklung. 1994 – 1996 Universität Bielefeld, Justiziarin im Dezernat für akademische und studentische Angelegenheiten, 1996 – 2004 Technische Universität Dortmund, Dezernentin für akademische und studentische Angelegenheiten/Ständige Vertreterin des Kanzlers (ab 2002), 2004 – 2007 Westfälische Wilhelms-Universität Münster, Kanzlerin, 2007 – 2017 Europäische Weltraumorganisation (ESA), Head of the Human Resources Department, 2018 – heute Leibniz-Gemeinschaft, Generalsekretärin.

Referendariat und Arbeit als Wissenschaftliche Hilfskraft 1991 – 1994

Wir waren der erste Jahrgang, der in Bielefeld nach der Erprobung des Einphasen-Modells (Verknüpfung von Studium und praktischer Ausbildung) wieder in den üblichen zwei Phasen von Studium und Referendariat ausgebildet wurde. Das war bedauerlich, da sich das seit 1973 in Bielefeld erprobte Modell nach überwiegender Meinung sehr bewährt hatte. Von einer größeren Praxisorientierung und dem Ehrgeiz vieler Professoren (mit Gertrude Lübbe-Wolff dann ab 1992 auch einer Professorin), die Vermittlung in den Vorlesungen und Übungen stattfinden zu lassen und nicht auf kommerzielle Skripte und Repetitorien auszulagern, haben wir dennoch profitiert.

Als wissenschaftliche Hilfskraft habe ich nach dem ersten Staatsexamen in einem wunderbaren Team am Lehrstuhl für ausländisches und internationales Privat- und Wirtschaftsrecht von Professor Heribert Kronke gearbeitet. Diese Zeit war für mich fachlich und persönlich sehr bereichernd. Ganz sicher ist hier mein Wunsch entstanden, im Ausland zu arbeiten – nicht nur durch Einblicke in für mich neue Rechtsgebiete und Instrumente in der internationalen Zusammenarbeit, sondern ganz besonders auch durch die Einbeziehung in die Tätigkeiten der Deutsch-Italienischen Juristenvereinigung – Vereinigung für den Gedankenaustausch zwischen deutschen und italienischen Juristen e. V. – deren Generalsekretär Herr Kronke über viele Jahre war.

Promotion und erste Station im Wissenschaftsmanagement 1994 – 1996

Nach Referendariat und zweitem Staatsexamen war mir klar, dass ich eher nicht in einem klassischen juristischen Tätigkeitsfeld arbeiten wollte. Die Möglichkeit, als Justiziarin im Dezernat für akademische und studentische Angelegenheiten zu beginnen und dort insbesondere Fachbereiche bei der Erstellung und Überarbeitung von Studien- und Prüfungsordnungen zu beraten, war mein erster Schritt in die Universitätsverwaltung und dann weiter ins Wissenschaftsmanagement. Zu dieser Zeit gab die sogenannte Eckdatenverordnung NRW, durch die Obergrenzen für Studienvolumina, neue Regelungen für die Ablegung von Fachprüfungen und die Möglichkeit zur Einführung von Punkteanrechnungssystemen eingeführt wurden, einen ersten Vorgeschmack auf die grundlegenden Studienreformprozesse, die etwas später mit der Bologna-Erklärung erst richtig Fahrt aufnehmen sollten.

Vielleicht erscheint manchem dies als Aufgabengebiet etwas trocken. Für mich war es die Gelegenheit, in sehr kollegialer Atmosphäre im von Dr. Ulrich Körber geleiteten Dezernat für Studium und Lehre festzustellen, dass mir genau dies lag: auf der Grundlage eines guten Verständnisses juristischer Grundlagen mit Vertreterinnen und Vertretern unterschiedlichster Wissenschaftskulturen nach Lösungen zu suchen, um (politische, gesetzliche oder später auch finanzielle) Vorgaben und die Bedürfnisse des Wissenschaftsbetriebs zusammen zu bringen. Letztlich hat mich diese „Mittlerrolle“ über meinen gesamten Berufsweg hinweg begleitet.

Noch vor dem Abschluss meiner Promotion bei Professor Kronke habe ich die Universität Bielefeld dann im Jahr 1996 in Richtung Dortmund verlassen. Ein richtiger Abschied war es aber nie, dafür sind die kollegialen und freundschaftlichen Verbindungen viel zu eng und wahrscheinlich verlässt man die Stadt, in der man geboren und aufgewachsen ist, sowieso nie so ganz.

Der Universität Bielefeld wünsche ich zum 50. Geburtstag engagierte Menschen auf allen Ebenen von Wissenschaft, Selbstverwaltung und Administration, die die Universität auch in den kommenden Jahren mit Freude weiterentwickeln!

Annelie Buntenbach

Geschichte wird gemacht



Dass es die „Grossen Männer“ sein sollten, die die Geschichte „machen“, hat mir nie eingeleuchtet – viel spannender fand und finde ich die vielen anderen Menschen, die sich eingemischt haben, um ihr Schicksal in die Hand zu nehmen. Was hat sie angetrieben, wie haben sie gelebt und gearbeitet? Ich bin überzeugt davon, dass sie den Lauf der Geschichte viel mehr beeinflusst haben und heute noch beeinflussen als die „großen Männer“, die immer zuerst gesehen werden, weil sie wie die Fettaugen oben auf der Suppe der Weltgeschichte schwimmen.

Deshalb kamen für mich, als ich mich entschieden hatte, Geschichte zu studieren, so „altherwürdige“ Universitäten wie Köln oder Bonn nicht in Frage, obwohl diese dem Ort, wo ich aufgewachsen bin, viel näher gelegen hätten. Geprägt von der Studentenbewegung – 1973 habe ich mein Abitur gemacht – wollte ich nirgendwo studieren, wo ich unter den Talaren den Muff von 1000 Jahren vermutete. Viel mehr lockte mich eine Reformuniversität, und zwar eine, wo gerade an der Geschichtsfakultät richtig Spannendes zu erwarten stand, mit Koselleck, Wehler, Kocka – und einem wachen Blick insbesondere auf Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Bielefeld sah da genau richtig aus – hier sollte es, hoffte ich, eher um die „vielen“ gehen als um die hohen Herrn.

Der Ortswechsel nach Ostwestfalen war gewöhnungsbedürftig, bereut habe ich ihn aber nicht. Ich bin bis heute hier „hängengeblieben“, und zwar gern. Keine Frage, der Charme der Stadt erschließt sich nicht auf den ersten Blick, aber auf den zweiten haben Bielefeld und seine Bewohner davon eine ganze Menge. Die Reformuni hat außerdem die Stadt verändert, frischen Wind gebracht. Davon zeugen bis heute nicht nur Ravensberger Spinnerei, Wiesenbad und Kampfhofviertel, die es ohne die starke Bewegung gegen zerstörerische Stadtsanierung gar nicht mehr geben würde, sondern auch Programmkinos und Theatervielfalt, Arbeiterjugend-Zentrum (AJZ), Umweltzentrum, Welthaus, ... Da ist Berlin, wo ich seit vielen Jahren arbeite, eine ganz andere Baustelle – hochspannend, voller Tempo und Impulsen, von denen allerdings auch viele zwischen den Kiezen verpuffen. Und einfach auch lauter und anstrengender.

Mein Studium – eindeutig mehr Geschichte als Philosophie – habe ich nicht nur sehr genossen, sondern ich habe auch richtig viel gelernt. In den ersten Semestern waren wir an der Geschichtsfakultät noch eine ausgesprochen überschaubare Zahl von Studierenden, die Veranstaltungen, die am Anfang in den Gebäuden in der Kavalleriestrasse stattfanden, klein und damit genau richtig, um inhaltlich in die Debatte zu gehen, Arbeiten in Studiengruppen selbst gemeinsam zu organisieren oder auch in Fachschaftsarbeit oder politische Diskussionen einzusteigen.

Mein Schwerpunkt lag von Anfang an im 19./20. Jahrhundert – ich wollte wissen, wie Industrie und Kapitalismus entstanden sind, und erst recht, wie man die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen wieder los wird. Außerdem hatte ich ein brennendes Interesse daran, zu erfahren, wie es zur Katastrophe der Machtübergabe an die Nationalsozialisten kommen konnte. „Nie wieder Auschwitz! Nie wieder Krieg!“ war damals wie heute meine Grundorientierung. Das heißt aber Hinschauen, auch wenn es unbequem wird, und sich weder mit einer „Stunde Null“ beruhigen zu lassen noch mit dem Leugnen von rechtsextremen Hetzjagden auf Menschen mit anderer Hautfarbe, wie z. B. 2018 in Chemnitz.

Aus meiner Studienzeit sind mir in dem Zusammenhang die Forschungen von Falk Pingl, der zu dieser Zeit an der Bielefelder Universität gearbeitet hat, besonders im Gedächtnis geblieben – darüber, dass und wie Widerstand während des Nationalsozialismus auch unter den extrem schwierigen Bedingungen des KZs organisiert worden ist. Bedrückend, aber auch ermutigend.

Falk Pingl war mir während des Studiums in seiner ruhigen und klugen Art eine große Unterstützung – genau wie Heinrich Rüthing, der manches Mal daran verzweifelte, dass er seinen sehr lobenswerten Grundsatz, Studenten und Studentinnen lieber dort zu prüfen, wo ihre Stärken liegen und nicht in dem bei allen großen Nebel des Unwissens herumzustochern, bei mir wegen meiner recht löchrigen Mittelalterkenntnisse nur schwer umsetzen konnte.



Annelie Buntenbach

DGB-Bundesvorstandsmitglied

Beginn Studium Geschichte und Philosophie 1973 an der Universität Bielefeld, 1. Staatsexamen 1978, „Satzbau“ 1980er und Anfang 1990er Jahre, 1984 – 1989 Mitglied im Bielefelder Stadtrat für die Bunte Liste, 1994 – 2002 MdB Bündnis 90/Die Grünen, 2002 – 2006 IG BAU Abteilung Sozialpolitik, 2006 bis heute DGB (Geschäftsführender Bundesvorstand).

Dass ich überhaupt über den Tellerrand des 19./20. Jahrhunderts hinausgeschaut habe, und zwar mit ernsthaftem Erkenntnisinteresse, lag an der guten Idee, die in der Bielefelder Geschichtsfakultät an den Studienanfang einen Grundkurs setzt, in dem über zwei Semester hinweg ein Thema durch verschiedene Epochen behandelt wird. Einen solchen Grundkurs habe ich nicht nur einmal gemacht, sondern gleich dreimal, die letzten beiden Male, um mein Geld als studentische Hilfskraft über Tutorien zu verdienen.

Meine Staatsexamensarbeit hatte die Konstitution des Proletariats als Klasse am Beispiel Leipzig zum Thema – Arbeiterselbsthilfe, Zusammenschluss zu Gewerkschaften und Partei. Natürlich floss hier auch die jahrelange Marx-Lektüre ein, in die ich während meines Studiums einiges an Energie gesetzt habe, durchaus mit Profit.

Auf das Studium folgte das Referendariat. Gleichzeitig wurde der Gedanke der Selbstorganisation praktisch: wir gründeten eine Setzerei, genossenschaftlich organisiert. Unser erster Großauftrag war das Bielefelder Stadtblatt, das gerade von Monats- auf Wochenzeitung umstellte. Im gleichen Zeitraum (1984 – 1989) ging ich für die Bunte Liste in den Bielefelder Stadtrat, organisierte gemeinsam mit vielen anderen den Widerstand gegen das Zentrum der Nationalistischen Front in der Bleichstrasse, später in Pivitsheide. Außerdem engagierte ich mich in der politischen Bildungsarbeit, insbesondere in der Auseinandersetzung mit Rechtsextremismus, was u. a. zu meiner Beteiligung an der Gründung des Vereins Argumente und Kultur gegen rechts führte.

Die Kandidatur zum Bundestag für die Grünen stand nicht zuletzt unter dem Eindruck der rassistischen Pogrome von Rostock, Hoyerswerda, ... „Wenn es stimmt, dass der Fisch vom Kopf her stinkt, dann willst du da hin“, dachte ich. In den acht Jahren im Deutschen Bundestag, die folgten, trieb mich insbesondere die Auseinandersetzung mit Rechtsextremismus um, und ich bin froh, dass es uns gelungen ist, Programme zur Stärkung der Zivilgesellschaft und Unterstützung von Opfern rechtsextremer und rassistischer Gewalt auf den Weg zu bringen. In der Arbeitsmarktpolitik, meinem zweiten inhaltlichen Schwerpunkt in meiner Bundestagszeit, war ich leider weniger erfolgreich in dem Bemühen, der zunehmenden Deregulierung des Arbeitsmarkts einen Riegel vorzuschieben. Die Agenda 2010 warf ihre langen Schatten voraus.

Nach ungeplanter Alleinstellung am Markt der Meinungen bei Kosovokrieg und Afghanistan-Einsatz – die Beteiligung an beidem fand und finde ich absolut nicht zu verantworten – folgte 2002 mein Wechsel aus dem Bundestag zu den Gewerkschaften, zunächst in die Sozialpolitik bei der IG Bauen-Agrar-Umwelt, dann ab 2006 in den Geschäftsführenden Bundesvorstand des DGB. Hier habe ich an einer ausgesprochen spannenden Stelle die Chance, die Haltung der Gewerkschaften in der Sozial- und Arbeitsmarktpolitik, bei der Migrations- und Antirassismuspole mitzuprägen.

Zwei Themenstränge aus meinem Studium haben sich durch mein späteres politisches und Arbeitsleben gezogen: Die Auseinandersetzung mit altem und neuem Nationalsozialismus, Krieg, Menschenverachtung und Ausgrenzung – und gewerkschaftliche Selbstorganisation, Demokratie auch im Arbeitsleben durchzusetzen, damit alle Menschen auf Augenhöhe teilhaben können. Zwei Themenstränge, die zusammenhängen – und von denen ich heute sagen würde: Erkenntnis, die man immer wieder neu erarbeiten und vertiefen muß, ist die eine Dauerbaustelle, die reale Verschiebung von gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen die andere.

Um die Weichen für mehr soziale Demokratie und gesellschaftliche Solidarität zu stellen, muss man jeden erreichbaren Hebel nutzen. Da geht es um klare Haltung und Richtung von „oben“, und Ermutigung und Unterstützung der Akteure und Akteurinnen „unten“. Solidarität und gesellschaftlicher Zusammenhalt entsteht nämlich entgegen in Großorganisationen verbreiteter anderslautender Gerüchte nicht durch einen Beschluss auf dem Papier, und sei das Gremium noch so bedeutend, sondern durch das Handeln der vielen.

Inzwischen hat sich mein Eindruck verfestigt, „große Männer“ können schnell und viel zerstören, aber wenn es ums Aufbauen geht, darum, eine Gesellschaft solidarischer und egalitärer machen, sind wir bei den „großen Männern“ an der falschen Adresse. Da brauchen wir all die Frauen und Männer, die sich vor Ort einmischen, die für Menschenwürde und Teilhabe aller auf Augenhöhe auch bereit sind zu streiten und sich zu engagieren. Mit der ersten Hälfte ihrer Liedzeile haben Ton, Steine, Scherben einfach recht, bei der zweiten Hälfte bin ich mir nicht so sicher, hoffe es aber schon seit Anfang meines Studiums sehr: „Geschichte wird gemacht, es geht voran!“

Katharina Giere

Ein gutes Fundament für das Berufsleben

Es war Oktober 1975, als ich mein juristisches Studium an der Universität Bielefeld aufnahm. Der Reformstudiengang der sogenannten „Einstufigen Juristenausbildung“ verließ in diesem eher konservativ ausgerichteten Fach der „Rechtswissenschaft“ deutlich den traditionellen Weg des bisherigen Studienverlaufs.

Prägend waren die sehr frühen ersten praktischen Erfahrungen, der ständige Wechsel zwischen Universität und unterschiedlichen Praxisstationen. Das Gefühl für die Bedeutung von Normen zur Gestaltung unterschiedlicher gesellschaftlicher Sachverhalte wurde so von Anfang an parallel zum Studium entwickelt und gestärkt. Allerdings förderte dieser Umstand gepaart mit der sehr engen zeitlichen Taktung des Ausbildungsverlaufs, dass damit eine starke Fokussierung auf für unmittelbar praxisrelevant einzustufende Vorlesungsinhalte einherging.

Die Möglichkeit – aber auch der Zwang – im letzten Teil des Studiums einen Schwerpunkt zu legen, hat für mich persönlich keine besonderen Chancen eröffnet. Es war für mich eindeutig zu früh, im Rahmen der Palette späterer Betätigungsfelder schon ein besonderes Interesse auszumachen. So wählte ich den Schwerpunkt „Zivilrechtspflege“ – geleitet mehr von der taktischen Überlegung, mir mit dieser Wahl die meisten „Türen offen zu halten“. In der Rückschau und in Anbetracht eines Berufslebens ausschließlich im Verwaltungsbereich wäre eine Vertiefung im Schwerpunkt „Öffentliche Verwaltung“ sicherlich passender gewesen.



Dr. Katharina Giere

Polizeipräsidentin in Bielefeld

geboren in Kamen, 1963 – 1975 Besuch der Volksschule und des Gymnasiums bis zum Abitur in Kamen, 1975 – 1982 Studium der Rechtswissenschaften in Bielefeld, 1982 – 1983 Promotion zum Doktor der Rechtswissenschaft dort. 1983 Eintritt in die höhere Verwaltungslaufbahn bei der Bezirksregierung Arnsberg, 1984 Verwendung in den Dezernaten 25/26 (Polizei), 1985 – 1987 Ausbildungsleiterin, zuständig für die Aus- und Fortbildung, 1988 – 1992 Hauptdezernentin des Personal- und Organisationsdezernates, 1992 – 2000 Abteilungsleiterin der Schulabteilung, 2000 – 2005 Leiterin der Abteilung Gefahrenabwehr, Gesundheit (u. a. Ausländerangelegenheiten, Krankenhausaufsicht, Großschadenabwehr, Aufsichtsbehörde über die Kreispolizeibehörden im Bezirk, Autobahnpolizei), 2005 – 2012 Polizeipräsidentin Recklinghausen, seit 2012 Polizeipräsidentin Bielefeld.



Das faktisch in Trimester und Studienjahre gegliederte Studium verschaffte zwar einerseits schnell den Zugang zur Praxis, jedoch waren die zeitliche Verdichtung des Lehrstoffs, Zwischen- und Abschlussprüfungen mit beachtlichen „Outdrop“-Quoten nicht so angenehme Seiten des auch hinsichtlich der Zahl der Studierenden begrenzten Modellstudiengangs.

Das Bewusstsein, sich als Juristin in eine eher von Männern geprägte Berufswelt zu begeben, wurde von meinen Kommilitoninnen und mir nicht als problembehaftetes Thema diskutiert. Der Anteil von geschätzt 40 % Frauen im Studienjahr legte dies auch nicht gerade nahe.

So war die bei Eintritt in den Beruf mir gegenüber recht offen und unbekümmert geäußerte Skepsis von Vorgesetzten neu und „herausfordernd“: Frau, zu jung und – bei vermuteter Schmalspurausbildung – von zweifelhafter juristischer und wohl eher sozialwissenschaftlicher Qualifikation. Kurz gesagt: Kann die das überhaupt!? So von Anfang an geerdet, habe ich dann meinen weiteren Berufsweg stolperfrei überstanden.

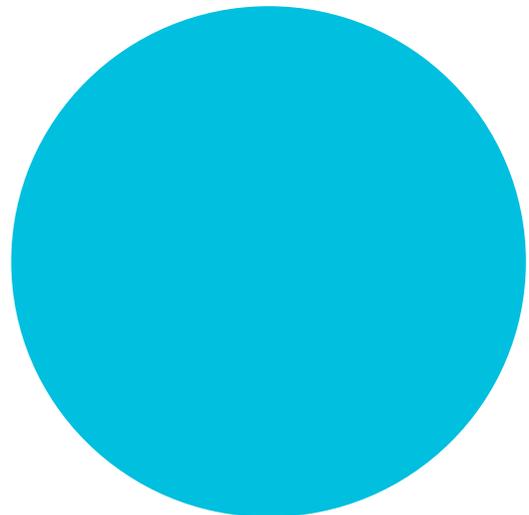
Mein Weg in die Verwaltung bei einer Bezirksregierung – und schon gar am Standort Arnsberg – war nicht „der“ Berufswunsch, den es zu verfolgen galt; hatte ich doch meine Studieninhalte eher der pragmatischen Überlegung einer möglichst breiten Einsatzmöglichkeit folgen lassen.

Da ich mich mit 26 Jahren jung genug wähnte, schlicht auszuprobieren, wo ich beruflich am richtigen Platz bin, habe ich mich – motiviert durch Eindrücke, die ich in der Praktikumsstation beim seinerzeitigen Stadtdirektor der Stadt Bielefeld habe sammeln können – für die öffentliche Verwaltung beim Land NRW beworben. Dass ich bei meiner Einstiegsbehörde, dem Regierungspräsidenten Arnsberg, gut 20 Jahre in unterschiedlichen Aufgabengebieten und Funktionen verbringen und dort recht schnell aufsteigen sollte, wäre mir zu Berufsbeginn 1983 nicht vorstellbar und sicherlich auch nicht wünschenswert erschienen.

Das Angebot im Jahr 2005, als Polizeipräsidentin nach Recklinghausen zu wechseln und damit bekanntes Terrain zu verlassen, kam zum richtigen Zeitpunkt. Nach sieben Jahren an der Spitze dieser Ruhrgebietsbehörde mit 11 Kommunen und ca. 720.000 Einwohnern im Einzugsbereich hat es sich dann noch einmal glücklich gefügt, dass ich die Leitung des Polizeipräsidiums Bielefeld, einer Behörde mit anderem Aufgabenzuschnitt in einer wirtschaftlich starken Region, übernehmen konnte.

Auch aus der Distanz von einigen Jahrzehnten kann ich mit Überzeugung sagen, dass ich gerne in Bielefeld studiert habe und mit einem guten Fundament in mein Berufsleben gestartet bin: Das Universitätsgebäude bot mit seinen Möglichkeiten einen funktionalen und mit allen Notwendigkeiten ausgestatteten zeitgerechten Arbeits- und Kommunikationsort; die persönliche Begleitung im Studium in den Arbeitsgruppen war dank der überschaubaren Studierendenzahl optimal, ein Repetitor überflüssig. Zuletzt genannt sei auch die Stadt Bielefeld selbst, in der ich mich auch schon damals sehr wohl gefühlt habe.

Letztlich waren diese positiven Erinnerungen mit ausschlaggebend, dass ich 2012 – 30 Jahre nach Abschluss meines Studiums – auf eigenen Wunsch als Polizeipräsidentin nach Bielefeld zurückgekehrt bin.



Claudia Kemfert

Studium Uni Bielefeld 1988 – 1991

Vor unglaublichen dreißig Jahren, im Jahre 1988, habe ich das Studium der Wirtschaftswissenschaften an der Universität Bielefeld begonnen. Von 1988 bis 1991 habe ich mein Vordiplom im Studium Wirtschaftswissenschaften an der Universität Bielefeld absolviert. 1991 wechselte ich an die Universität Oldenburg, um Volkswirtschaftslehre mit den Schwerpunkten Energiewirtschaft, erneuerbare Energien und Umweltökonomie zu studieren. Das Grundstudium in Bielefeld hat das Fundament für ein empirisch und mathematisch ausgerichtetes Volkswirtschaftsstudium gelegt. Es war eine hervorragende Ausgangsbasis für die spätere Forscherlaufbahn. Nicht nur, weil das Grundstudium alle relevanten – und auch für meine späteren Forscherinteressen weniger relevanten Themenbereiche – abgedeckt hat. Vor allem hat die stark empirisch und mathematisch ausgerichtete Ausbildung und Wirtschaftsforschung eine sehr gute Grundlage für alle folgenden Themen und Forschungsfragen gelegt. Ohne dieses – wie ich damals fand – „harte Studium“ hätte ich nicht die Kenntnisse erzielt, die ich damals erworben habe. Ohne das Grundstudium an der Universität Bielefeld würde etwas fehlen. Das habe ich allerdings erst in der Retrospektive erkannt, damals wusste ich dies noch nicht.

Die Stadt Bielefeld hat mich nach dem Abitur als junge Studentin gut empfangen. Mir hat die Stadt sehr gut gefallen, die Menschen sind sehr freundlich. Die Universität war beeindruckend, das zunächst etwas gewöhnungsbedürftige Universitätsgebäude entpuppte sich als sehr effizient: es war alles an einem Ort, man hatte kurze Wege. Auch dies erkannte ich zu Beginn noch nicht. Erst wenn man andere Universitäten mit weit verzweigten und weit auseinanderliegenden Gebäuden und Hörsälen kennenlernt, weiß man eine derartige Funktionalität durchaus zu schätzen.

Es war ein studierendenreicher Studiengang im Jahre 1988. Ich erinnere mich an übervolle Hörsäle und eine Ansprache gleich zu Beginn des Studiums, die neben einem Willkommensgruß auch eine Mahnung beinhaltete, dass nur wenige das Grundstudium „überleben“ würden. Das Studium selbst war aus meiner Sicht höchst interessant, ich mochte vor allem die stark mathematisch und ökonometrische Ausrichtung der Volkswirtschaftslehre. Die Betriebswirtschaftslehre hatte es mir weniger angetan, dies war auch der Grund warum ich später im Hauptstudium den Schwerpunkt VWL wählte. Zu Beginn meines Studiums konnte ich noch eine Vorlesung von Reinhard Selten besuchen, dem späteren Nobelpreisträger. Beeindruckend war aber auch die „VWL II“ bei Walter Trockel, hier habe ich viel gelernt über mathematische Wirtschaftstheorie. Ein Wissen, welches mir später oft nützlich war, gerade in der angewandten Modellierung. Walter Trockel schreibt mir heute übrigens des Öfteren nette Emails über inhaltliche Themen zu Klimaschutz und Energiewende. An mich als Studentin kann er sich sicherlich nicht erinnern. Ich behaupte ja, dass ich damals



Prof. Dr. Claudia Kemfert

Energieökonomin des „Deutschen Instituts für Wirtschaft“ (DIW)

ist seit 2009 Professorin für Energieökonomie und Nachhaltigkeit an der Hertie School of Governance in Berlin, seit 2004 Leiterin der Abteilung Energie, Verkehr, Umwelt am Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung (DIW Berlin), 2004 – 2009 Professur für Umweltökonomie an der Humboldt-Universität, 2000 – 2004 Juniorprofessorin und Leiterin einer Forschernachwuchsgruppe an der Universität Oldenburg, 1999 – 2000 Leitung der Forschernachwuchsgruppe am Institut für rationelle Energieanwendung an der Universität Stuttgart, 1998 Forschungsaufenthalt an der Fondazione Eni Enrico Mattei (FEEM) in Mailand, 1998 – 2004 Gastprofessorin an den Universitäten Siena, Moskau, St. Petersburg, 1991 – 1998 Studium der Wirtschaftswissenschaften an den Universitäten Bielefeld, Oldenburg (Promotion 1998) und Stanford.



ein Tutorium bei Till Requate gehört habe, der damals wissenschaftlicher Mitarbeiter bei ihm war und heute Professor für Wirtschaftspolitik an der Universität Kiel ist. Allerdings versichert Till mir regelmäßig, dass dies nicht sein könne, da er zu dieser Zeit – angeblich – keine Tutorien gegeben habe... ich vermute nach wie vor, dass er sich irrt.

Besonders in Erinnerung ist mir auch das Ökonometriestudium bei Joachim Frohn geblieben. Das Studium ist mir leicht gefallen. Ich erinnere mich, dass eine Klausur mit sehr vielen Teilnehmern sehr schlecht ausgefallen war und ich ihn im Fahrstuhl traf und fragte, ob wir nachgucken könnten wie ich abgeschnitten hatte. Er schaute tatsächlich nach und guckte aber – wie sich später herausstellte – nur den Stapel mit den Noten Drei und Vier durch, da es „nur eine Zwei, keine bessere Note gab“, dafür aber über die Hälfte durchgefallen seien. Ich erinnere mich noch gut an sein bedauerndes Gesicht als er sagte, „tut mir wirklich sehr leid, aber Sie sind in guter Gesellschaft“. Offenbar nahm er – und dann auch ich – an, dass ich durchgefallen sei. Als kurze Zeit später die Noten bekannt wurden, habe ich mich sehr gefreut, ich hatte – die einzige – Note „2“ bekommen. Offenbar hatte er mir dies nicht zugetraut. Auch er hat mir vor einiger Zeit einen netten Brief geschrieben – und ich habe ihm diesen Vorfall geschildert. Natürlich kann er sich daran nicht erinnern, nicht nur weil es lange her ist, auch sind seitdem Tausende von Studenten in seinen Kursen gewesen. Sein Kurs und gerade dieser Vorgang haben sich aber bleibend in meinem Gedächtnis verfestigt.

In die Zeit des Studiums fielen auch die damaligen Studentenproteste für mehr Bildungsausgaben. Der „Bildungsnotstand“ und die „Bildungskatastrophe“ war damals in der öffentlichen Diskussion, da viele Universitäten unter der hohen Anzahl von Studierenden zu leiden hatten und die Studiendauer sich vor allem deshalb so stark erhöhte, da die Förderung mit Bafög nicht ausreichte und Geld von den Studierenden hinzuverdient werden musste. Der damalige Bundesbildungsminister Jürgen Möllemann hat eine Bafög-Reform durchgeführt und wollte zur Besserung der Situation beitragen. Ich erinnere mich, dass er zu der Zeit meines Studiums zu einem Vortrag an der Universität im großen Hörsaal gekommen war. Die Studierenden gingen nicht gerade unkritisch mit ihm um, ich erinnere mich an zahlreiche Proteste. Auch ich habe damals in Demonstrationen für mehr Bildungsausgaben teilgenommen. Sicherlich hat es etwas genützt. Besonders spannend fand ich den Umgang des Bundesbildungsministers mit uns Studierenden, der inhaltliche Austausch war sehr interessant.

Die Studienzeit in Bielefeld war eine schöne Zeit, eine unbedarfte Zeit. Noch nicht ahnend, dass die Erkenntnisse für immer prägen und wertvoll sind für später, konnte ich völlig unbeschwert studieren. Noch heute bin ich mit Kommilitoninnen befreundet, wir besuchen uns noch immer regelmäßig in München oder Berlin. Das Studium hat mir Erkenntnisse geliefert, die ich danach sehr gut nutzen konnte. Auch wenn ich damals so manches Mal über die hohe Studienbelastung geflucht habe, im Nachhinein bin ich froh, dass es so intensiv war. Nur so war es möglich, dass ich derart viel lernen und mitnehmen konnte.

Heute sind die aktiven Kontakte weitestgehend abgebrochen, bis auf die netten Emails und Briefe der ehemaligen Professoren gibt es keinen Kontakt zu aktiven oder emeritierten Professoren der Universität mehr. Die derzeitige Vorsitzende des Sachverständigenrats für Umweltfragen, Claudia Hornberg, ist allerdings Professorin in Bielefeld und sie berichtet mir regelmäßig über aktuelle Geschehnisse. Auch der kürzlich ans DIW gewechselte Professor Stefan Liebig war lange Jahre an der Bielefelder Universität tätig, und er hat mir über die jüngsten Veränderungen an der Universität berichtet. So hat sich sicherlich viel verändert, z. B. die Gebäudestruktur. Vor circa 12 Jahren war ich zu einem Vortrag einladen, dieser fand in einem der mir noch bekannten Hörsäle statt. Seitdem bin ich zwar des Öfteren in der Gegend, um an Vortragsveranstaltungen teilzunehmen, in dem Universitätsgebäude selbst bin ich jedoch seit damals nicht mehr gewesen.

Insgesamt kann ich sagen, dass das Absolvieren des Grundstudiums der Wirtschaftswissenschaften an der Universität Bielefeld eine besondere Zeit war. Als junge Studentin konnte ich das Studienleben in der Stadt Bielefeld genießen, dank der vielen Kommilitoninnen und Kommilitonen war es eine lebhaft und lehrreiche Zeit. Für das spätere Fortkommen hat das Studium ein hervorragendes Fundament gelegt. Noch heute erinnere ich mich an Studieninhalte von damals.

Ich wünsche der Universität zum 50-jährigen Bestehen alles Gute! Möge die Universität auch weiterhin eine so breite und dennoch tiefe Ausbildung ermöglichen, die auch als Fundament für eine Forscherlaufbahn sehr dienlich sein kann. Möge die Universität auch die kommenden 50 Jahre viel Wissen an die Studierenden übermitteln!

Sabine Leutheusser-Schnarrenberger

Endlich war ich überzeugt, das richtige Studienfach gewählt zu haben

Die Bielefelder Universität feiert 50-jähriges Jubiläum. Aus der anfänglich kleinen, größenmäßig sehr überschaubaren Hochschule mit einigen Gebäuden in einem wohnlich geprägten Gebiet am Rande Bielefelds gelegen, ist eine ausgewachsene Universität mit fast allen Fakultäten und mit Anerkennung in Deutschland, besonders in den Erziehungswissenschaften und der Soziologie geworden.

Begonnen hat sie ihren Betrieb 1969 neben Mathematik und Soziologie auch mit den Rechtswissenschaften. Der Gründungsrektor Prof. Ernst-Joachim Mestmäcker verlieh als ausgezeichnete Rechtswissenschaftler des nationalen und internationalen Privatrechts und Wirtschaftsrechts der jungen Reformuniversität Attraktivität und Niveau.

Mich zog nach 2 Semestern in Göttingen dieser Gründungsgeist 1971 nach Bielefeld. Göttingen gehörte damals und gehört bis heute zu den größten und ältesten Universitäten Niedersachsens mit exzellentem Ruf. Auch Anfang der 70er Jahre waren die Professoren erstklassig und das studentische Leben auch. Von Göttingen an eine neue Universität mit Teilbetrieb und im Aufbau befindlich wegzugehen, brauchte es gute Gründe. Ich hatte sie für mich. Statt voller Hörsäle und Ausweichquartieren in Kirchen, wo ein Platz hinter einer Säule ein guter war anstatt auf dem Boden zu sitzen, waren die räumlichen Studienbedingungen in Bielefeld gut. In der juristischen Bibliothek gab es ausreichend Arbeitsplatzkapazität und mit gut 110 Jurastudenten/innen in meinem Jahrgang kannte man sich einfach sehr schnell.

Es war also eine rationale Entscheidung, die auch meinen privaten Interessen entsprach. Wieder in der Nähe meiner Geburtsstadt Minden zu leben, hieß aber nicht, auch wieder im Elternhaus zu wohnen. Anfang der 70er war es in Bielefeld kein Problem, eine private Studentenbude zu mieten, die ich mit Nebenjobs finanzieren konnte.

Mein Studium in Bielefeld wurde in jeder Beziehung prägend für mein weiteres Leben. Das Jurastudium begann mir mit fortschreitenden Kenntnissen richtig Spaß zu machen. Endlich war ich überzeugt, das richtige Studienfach gewählt zu haben.

Die Hochschullehrer, wie die Professoren Wolfgang Grunsky und Jochen Abraham Frowein, boten nicht nur spannende aktuelle Curricula an, sondern waren für uns Studenten ansprechbar. Es herrschte eine geschäftige, offene, fast familiäre Atmosphäre. Das Studieren wurde uns von den Rahmenbedingungen her leicht gemacht. So habe ich es empfunden und bis heute in Erinnerung.

Scheine, Seminare und Übungen konnte ich zeitlich gut bewältigen. Es blieb zwischendurch immer mal wieder Zeit für's Skatspielen mit mehreren Studentinnen und Studenten im damaligen Hauptgebäude bei der Cafeteria. Da hatte sich eine kleine Truppe von „Zockern“ gebildet, die natürlich nur um die Ehre spielte. Das ist mir später als Bundesjustizministerin von 1992 – 1996 zu Gute gekommen. Wartezeiten bei den Verhandlungen im Vermittlungsausschuss in Bonn habe ich mit männlichen Ministerkollegen mit Skatspielen überbrückt – und nicht immer verloren.

Aber mir ist natürlich besonders zu Gute gekommen, dass ich an einer ganz jungen Universität studieren konnte und mit dem alten Studiengang des ersten und zweiten Staatsexamens anstelle der auch angebotenen einstufigen Juristenausbildung diese Entwicklung doch direkt mitbekommen konnte. Denn in meiner Ministerzeit spielten immer wieder Reformdebatten zum Jurastudium inhaltlich wie strukturell eine Rolle. Einheitsjurist wie bisher oder frühzeitigere Trennung und Spezialisierung, stärkere Praxisorientierung oder wissenschaftliche Fundierung, strenge Studienvorgaben oder Zeit für Hintergründe waren nur einige Fragestellungen. Ich konnte bis heute nicht vom Bachelor- und Master-Jurastudium überzeugt werden und habe mich mit vielen Justizministerkollegen der Länder immer dagegen ausgesprochen.

Prägend war diese Bielefelder Studienzeit für mich besonders wegen des Lehrstuhls von Professor Werner Maihofer, der 1989 zum Ehrensensator der Uni ernannt wurde. Seine Fachrichtungen Strafrecht, Strafprozessrecht, Rechtssoziologie, Rechtstheorie, Rechts- und



Sabine Leutheusser-Schnarrenberger
FDP-Politikerin,
Bundesministerin a. D.

Studium der Rechtswissenschaft in Göttingen und Bielefeld. Dort Erstes juristisches Staatsexamen 1975 und zweites 1978. Zwischen 1979 und 1990 tätig beim Deutschen Patentamt in München, zuletzt als Leitende Regierungsdirektorin. 1990 MdB für die FDP, zwei Jahre darauf Bundesministerin der Justiz. Rücktritt 1996 nach der Entscheidung der Koalition für den Großen Lauschangriff, weiterhin Bundestagsabgeordnete. Rechtspolitische Sprecherin der Bundestagsfraktion und zwischen 2001 und 2002 sowie von 2005 bis 2009 stellvertretende Fraktionsvorsitzende. In der 17. Wahlperiode abermals Bundesjustizministerin. Landesvorsitzende der FDP Bayern von 2000 bis 2013. 1992 bis 2013 Mitglied des Präsidiums der FDP, zuletzt als stellvertretende Bundesvorsitzende. Seit 2014 Mitglied des Vorstandes der Friedrich-Naumann-Stiftung.



Sozialphilosophie befassten sich auch mit dem sozialen Umfeld, den Lebensbedingungen und den daraus resultierenden Ursachen für auffälliges und strafrechtlich relevantes Verhalten. Das abstrakte und mit Strafrechtstheorien reichlich ausgestattete Jurastudium in die gesellschaftlichen Verhältnisse einzubetten, Täterpersönlichkeiten kriminologisch zu untersuchen hat mich besonders angesprochen. Die Arbeit in den von mir belegten Seminaren an seinem Lehrstuhl, betreut von seinem Assistenten Dr. Schultz-Tornau, haben mich auch politisch beeinflusst. Prof. Maihofer hat mich als faszinierende liberale Persönlichkeit so beeindruckt, dass er ausschlaggebend für meinen späteren Eintritt in die FDP war. Und dass das meinen späteren beruflichen Lebensweg geprägt hat, ist offenkundig.

In der FDP entwickelte ich mich über Jahre zu einer Rechts- und Innenpolitikerin. Mit meiner überraschenden Wahl in den ersten gesamtdeutschen Bundestag 1990, konnte ich als Bundestagsabgeordnete und zweimalige Ministerin Rechtspolitik gestalten und gesellschaftliche Reformen anstoßen wie im Jugendstrafrecht, in der Juristenausbildung, mit der Abschaffung der Zwangsbevormundung alleinerziehender Frauen und des historisch belasteten § 175 StGB für Homosexuelle.

Im Bereich des Jugendrechts (Jugendstrafrecht, Jugendgerichtsgesetz und Jugendhilfegesetz) wurde der Täter-Opfer-Ausgleich zusammen mit einer Erweiterung des Katalogs von Weisungen und Auflagen eingeführt, um gegen jugendliche Straffällige besser auch präventiv wirkende Sanktionen verhängen zu können.

Nichteheliche Kinder wurden damals schlechter gestellt als eheliche – im Erbrecht, im Umgangsrecht und besonders die Mütter standen unter staatlicher Bevormundung. Diese Diskriminierung wurde endlich beseitigt. Auch Homosexuelle wurden wegen ihrer sexuellen Orientierung strafrechtlich verfolgt und diskriminiert. Der noch aus der Nazi-Zeit stammende § 175 StGB, der vom Bundesverfassungsgericht für verfassungskonform bewertet wurde, musste aufgehoben werden. Es war endlich die Zeit für Mehrheiten dafür da. Und es war die Zeit von Gesetzen gegen die organisierte Kriminalität, deren Verbrechen auch mittels der elektronischen Aufzeichnung von Gesprächen, die in der Wohnung geführt werden, also des sog. großen Lauschangriffs, aufgeklärt werden sollten. Das Spannungsfeld zwischen Freiheit und Sicherheit wurde im Zweifel für angeblich mehr Sicherheit aufgelöst.

Ich kann mich leider nicht mehr daran erinnern, wie hoch der Frauenanteil in meinem Studienjahrgang an der Bielefelder Universität war, er war jedenfalls nicht sehr hoch. In einer kleinen Gruppe mit zwei Freundinnen und einigen Freunden habe ich mich mit dem Besuch der Alpmann Schmidt Repetitorien auf das erste Examen vorbereitet. Die Angebote an der Uni waren mit Klausurkursen gut, aber dem Druck schulischer Vorbereitung konnte auch ich mich nicht ganz entziehen.

Während meiner Referendarzeit beim Oberlandesgericht Hamm nahm der Kontakt zur Uni ab. Nach meinem zweiten Staatsexamen am Landesprüfungsamt Düsseldorf ging ich aus familiären Gründen nach München und arbeitete dort beim Deutschen Patent- und Markenamt, einer zum Geschäftsbereich des Bundesjustizministeriums gehörenden Bundesbehörde, bis ich 1990 in den Deutschen Bundestag gewählt wurde.

Die Kontakte zu meiner Uni waren dann nicht mehr intensiv. Prof. Gusy lud mich nach meinem Rücktritt als Ministerin zu einem Vortrag über die Gefährdung der Freiheitsrechte angesichts der immer stärker voranschreitenden repressiven Politik der inneren Sicherheit an die Universität ein. Ich habe mich dafür eingesetzt, dass er als Sachverständiger in Anhörungen des Rechtsausschusses des Bundestages zu Gesetzentwürfen im Bereich der Überwachung der Telekommunikation und Ausdehnung der Polizeibefugnisse aufgetreten ist und sich dort gegen die immer weiter voranschreitende Einschränkung der Grundrechte einsetzen konnte. Es ist eigentlich schade, dass über diese gelegentlichen Begegnungen hinaus der Kontakt zu meiner Alma Mater nicht stärker aufrechterhalten werden konnte. Rechtswissenschaft und Politik sollten sich besser gegenseitig „befruchten“. Sie haben sich viel zu sagen und können beide vom Diskurs profitieren.

Das heutige Leben an der Universität, deren Gesamtgebäude mit Forum und Marktplatz beeindruckend ist, ist mit den Anfängen vor 50 Jahren nicht vergleichbar. Die Erwartungen 1969 an die Reformuniversität Bielefeld haben sich nach meinem Eindruck erfüllt.

Fragen an Sonja Neuß

Was ist Ihr erster Gedanke, wenn Sie an die Universität Bielefeld denken?

Ein großer Betonklotz und dass ich dort viele, viele Jahre meines Lebens verbracht habe. Mit dem Studium habe ich 1995 begonnen. Nach meinem Abschluss 2004 hatte ich noch etwa zweieinhalb Jahre eine Stelle als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Interdisziplinären Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF).

Sie haben naturwissenschaftliche Informatik studiert. Woher kam die Motivation?

Das war ein Prozess. Ich habe mein Abitur am Oberstufenkolleg gemacht und dort an zwei Computerkursen für Frauen teilgenommen. Die Lehrende, die damals die Kurse gegeben hat, gab mir sehr schnell zu verstehen, dass ich mehr mit dem Thema Computer machen sollte, weil sie fand, ich hätte dazu einen sehr guten Zugang. Sie hat mir vorgeschlagen, einen Kurs für Mädchen an einer Gesamtschule zu geben, für den sie angefragt worden war. Ich habe mich dann aber trotzdem nicht getraut, etwas damit zu machen, da mir lange Jahre ausgetrieben worden ist, dass ich gut in Mathe sein könnte. Zunächst habe ich angefangen, Pädagogik zu studieren. Dort wurde mir ein Semester von meiner Ausbildung am Oberstufenkolleg angerechnet, deshalb lag das nahe. Das hat mich aber sehr schnell gelangweilt und ich habe das Studium abgebrochen. Nach diversen Gesprächen mit Freundinnen habe ich mich entschlossen, habe es gewagt, Informatik zu studieren.

Welche Studienschwerpunkte haben Sie gewählt?

Ich habe – ganz typisch – das Einzige, was keine Naturwissenschaft ist, Linguistik gewählt, also Informatik und Linguistik studiert. Das lag aber auch daran, dass ich Sprachen schon immer interessant fand. Was dazu führte, dass ich mich viel mit Sprachverarbeitung beschäftigte und dann lag es nahe, im Hauptstudium die Richtung Künstliche Intelligenz zu wählen. Dabei ging es mir thematisch vor allem um die Mensch-Maschine-Kommunikation, also darum, wie intelligente Systeme funktionieren können, die sich an den Kommunikationsmöglichkeiten des Menschen orientieren, also Sprache, Mimik, Gestik etc., anstatt mit Tastatur und Maus Eingaben machen zu müssen.

Wie einladend war der Studiengang für Frauen?

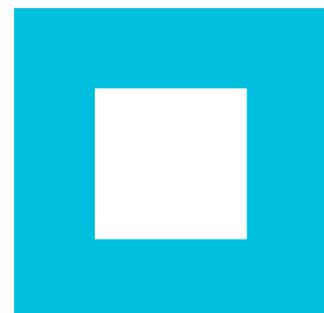
Meiner Ansicht nach war er überhaupt nicht einladend. Ich habe zum Sommersemester angefangen und damals gab es nicht wirklich Einführungsveranstaltungen, außer so etwas wie ein Mathevorlesung und eine kleine Kennenlernrunde für Leute, die schon etwas anderes studiert hatten, und das war alles nicht sehr frauenspezifisch. Ich fand den Frauenanteil extrem gering und von den paar Frauen, die in meinem Semester rumliefen, waren auch noch ein paar dabei, bei denen ich nicht unbedingt auf die Idee gekommen wäre, Kontakt zu halten, weil – wie soll ich es sagen – sie nicht zu meinem feministischen Weltbild passten.



Sonja Neuß

IT-Spezialistin

Abitur am Oberstufenkolleg (2. Bildungsweg) 1994. Diplom Naturwissenschaftliche Informatik 2004. Tätigkeit am Interdisziplinären Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF) bis 2007, erst als studentische Hilfskraft, dann als wissenschaftliche Mitarbeiterin. Seit 2007 hauptberuflich selbstständig (Gründung war 2003) als IT-Beraterin, service und support www.sonne-digital.de



Gab es weibliche Vorbilder bei den Lehrenden?

In den Pflichtveranstaltungen gab es keine Professorin zu der Zeit. Es kam schon mal vor, dass in einem Seminar eine Studentin älteren Semesters beteiligt war. Ganz im Gegenteil, es gab sogar einen Professor, bei dem klar war, da sollte man als Frau besser keine Prüfung ablegen.

Wer machte das bekannt?

Das wurde durch die Fachschaft kommuniziert.

Wie groß war der Frauenanteil damals?

Als ich studiert habe, lag der Frauenanteil schätzungsweise bei 10 bis 15 Prozent. In einem Pflichtseminar habe ich mich mit diesem Thema auch theoretisch beschäftigt. In dem Seminar „Mensch, Maschine und Kommunikation“ habe ich in meiner Hausarbeit festgestellt, dass der Frauenanteil im Fach Informatik zeitweilig auch mal höher war, am Anfang, als noch nicht so deutlich war, was das für eine Wissenschaft ist. Als sich herauskristallisierte, dass das Fach viel mit Mathematik und Technik und weniger mit „Schreibmaschine“ zu tun hat, änderte sich das. Es wurde eine klassische Männerdomäne.

Glücklicherweise habe ich nach einiger Zeit, besser gesagt Semestern, ein paar Leute – Männer und Frauen – im Studium kennengelernt, mit denen ich letztendlich das ganze Studium dann immer wieder zusammengearbeitet habe. Ich hatte eigentlich fast ausschließlich engeren Kontakt zu Leuten, die schon ein bisschen älter waren, entweder schon studiert hatten oder, wie ich, auf dem zweiten Bildungsweg Abitur gemacht hatten. Außerdem war Teamarbeit im Studium erwünscht bzw. wurde auch gefordert. Ohne diese Arbeitsgruppe wäre ich aufgeschmissen gewesen.

Welche positiven und negativen Erfahrungen verbinden Sie mit Ihrem Studium?

Für mich war das eine total wichtige Erfahrung, dass ich das Studium geschafft habe. Da ich in meinem Leben schon viele Sachen abgebrochen hatte, war mir klar, jetzt muss ich etwas zu Ende bringen. Ich fand dieses Studium nicht besonders leicht. Es gab wirklich viele, die das Studium abgebrochen haben. Meines Wissens nach ist es auch so, dass die Abbruchquote immer noch bei 40 – 50 Prozent liegt. Ich bin tatsächlich auf diese Zeit ganz stolz, weil ich mich da schön gequält habe. Es war für mich immer wichtig, dass ich neben dem Studium gearbeitet habe. Da habe ich mir den Ausgleich geholt. Ich habe fast während des ganzen Studiums die EDV-Betreuung in der Frauenforschung übernommen und fand dadurch für mich persönlich eine wichtige Anbindung an die Sozial- und Geisteswissenschaften, eben auch an Frauenthemen.

Sie haben doch auch in anderen Fachbereichen gearbeitet?

Ich habe auch für das Projekt „STUDIERN AB 50“ gearbeitet.

*Welchen Änderungswunsch haben Sie aus heutiger Sicht für das Studium?*

Ich glaube, es ist schon viel passiert. Wenn man die Professoren-Liste in der Technischen Fakultät ansieht, sind tatsächlich ein paar Frauen dabei. Meiner Ansicht nach ist das Problem von vielen Hochschulstudiengängen, dass sie sehr theoretisch auf die Wissenschaft ausgelegt sind und sich sehr wenig auf die Praxis beziehen. Ich hätte mir viel mehr gewünscht, dass man zum

Beispiel viel konkreter lernt, wie man programmiert oder Programmiersprachen lernt. Dies ist nur am Rande vorgekommen, es wurde quasi vorausgesetzt, dass man das schon kann. Das war bei mir leider überhaupt nicht der Fall. Ja ein bisschen praxisorientierter, das hätte ich gut gefunden.

Haben Sie sich mit Ihrem Studium einen Wunschberuf ermöglicht?

Sagen wir mal so: „Es hat sich alles so ergeben“. Es ist nicht so, dass ich den klassischen Informatikjob anstrebte. Ich habe mich schon während des Studiums selbstständig gemacht und EDV-Betreuung angeboten, weil ich immer wieder um Unterstützung gebeten wurde und das irgendwann reine Freundschaftsdienste überstieg. Seit 2007 bin ich selbstständig tätig; das hat sich einfach so entwickelt. Ich übernehme Systembetreuung für kleine Firmen, Selbstständige und Privatleute: Da ist von der Anwaltskanzlei bis zur 80-jährigen Seniorin alles dabei. Also alles rund um das Thema Computer und Technik. Technik ist ja leider meistens nicht selbsterklärend und es ist heutzutage ja auch kaum ohne Beratung möglich, ein technisches Gerät zu kaufen, das zu einem passt. Ich bekomme gerade von meinen Kundinnen immer wieder die Rückmeldung, dass da meine Stärke liegt, also die Technik verständlich zu machen. Von daher bin ich dem Thema Mensch-Maschine-Kommunikation treu geblieben. Auch kreatives Problemlösen ist ein großer Bestandteil meines Jobs.

Natürlich hat mir das Studium unglaublich dabei geholfen, einfach die Basics zu haben. Das heißt, wie man strukturiert und logisch an ein Problem herangeht. Einen konkreten Berufswunsch hatte ich nicht. Es sollte etwas mit Computer sein. Was dabei konkret herauskommt, das war am Anfang nicht klar. Das meine berufliche Tätigkeit letztendlich auch sehr viel mit Menschen zu tun hat, ist dagegen sicher kein Zufall.

Wir danken für das Gespräch.

Birgit Riegraf

Eine besondere Zeit an einer besonderen Universität



Claudia Hegeler und Birgit Riegraf

Als gerade frisch promovierte Sozialwissenschaftlerin kam ich im Jahre 1995 an die Universität Bielefeld und an der Fakultät für Soziologie auf eine Stelle als Wissenschaftliche Assistentin im Arbeitsbereich Frauen- und Geschlechterforschung. Angesichts der wenigen Stellen, die es in der Frauen- und Geschlechterforschung insgesamt und in der Soziologie im Besonderen in Deutschland zu diesem Zeitpunkt gab, war das Stellenangebot, das über fünf Jahre gehen sollte, ein unglaublicher Glücksfall. Die Stelle ermöglichte es mir, dass ich finanziell abgesichert über einen längeren Zeitraum meinem wissenschaftlichen Interesse ungehindert nachgehen konnte. Dass diese Lebensstation für mich intellektuell und persönlich zentral werden würde, ahnte ich zwar damals schon, aber in welchem Ausmaß diese Station meine individuelle und berufliche Entwicklung tatsächlich prägen würde, konnte ich 1995 noch nicht übersehen. Dass aus den ursprünglich avisierten fünf Jahren fast 15 Jahre wurden, ich also die entscheidenden Jahre meines wissenschaftlichen Reifens und „Erwachsenwerdens“ im Umfeld der größten soziologischen Fakultät in Europa verbringen durfte, war zum Zeitpunkt meines Stellenantritts ebenfalls noch nicht abzusehen.

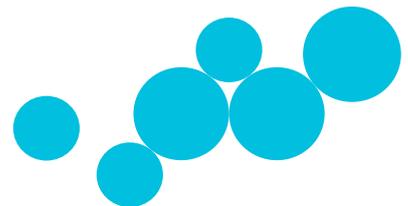
Während meines Studiums, das ich an der Freien Universität Berlin absolvierte, verfolgte ich meine politischen und inhaltlichen Interessen ganz gezielt und belegte bewusst Seminare in der Frauen- und Geschlechterforschung. Größtenteils vom akademischen Mittelbau getragen, wurden in diesen Seminaren die Inhalte der herkömmlichen Wissenschaftsinhalte quer gebürstet. Es war die Zeit, in der die ersten Frauenforschungsprofessuren vorwiegend auf Druck von Studentinnen und des wissenschaftlichen Mittelbaus an den Universitäten implementiert wurden. Wie die Reformuniversität Bielefeld gehörte die Freie Universität Berlin zu den akademischen Einrichtungen in Deutschland, die mit den häufig lähmenden Ritualen der Generation vor 1968 radikal gebrochen hatten und die sich damit leichter gegenüber wissenschaftlichen Ansätzen jenseits des Mainstreams öffnen konnten. Vieles was ich 1995 an der Fakultät für Soziologie an der Universität Bielefeld vorfand, erfüllte das, was ich in der Wissenschaft zu finden hoffte: Einen Arbeitskontext, ein Fach und eine Universität, die sich durch eine offene intellektuelle Atmosphäre auszeichneten, in denen großer Wert auf kreatives Nachdenken gelegt wurde, in der kritische Auseinandersetzungen teilweise lustvoll zelebriert wurden und in denen Forschungsansätze jenseits des Mainstreams willkommen waren. Ich fand einen universitären Kontext, der sich zugleich unterstützend gegenüber jeglichen innovativen Lehrkonzepten zeigte. Auch das starke Selbstverständnis der Universität Bielefeld als Gruppenuniversität kam meinen Vorstellungen sehr entgegen. Dieses Selbstverständnis wurde in den unterschiedlichen Statusgruppen durchaus gelebt, was Entscheidungsfindungsprozesse an der Universität sicherlich nicht immer vereinfachte, aber Verantwortung vor allem des Nachwuchses für die Entwicklung der Organisation wachsen ließ: Vor allem auf das konstruktive Engagement des Mittelbaus in der Selbstverwaltung und in der Mitbestimmung wurde in der Fakultät für Soziologie nicht nur großen Wert gelegt, sondern es wurde auf verschiedene Weise honoriert und gefördert.

Sowohl die Freie Universität Berlin als auch die Universität Bielefeld gehörten zu den wenigen Orten in Deutschland, an denen es in den 1980er Jahren und Anfang der 1990er Jahre überhaupt möglich war, Frauen- und Geschlechterforschung zu studieren und wissenschaftlich zu bearbeiten. Als Studentin an der Freien Universität Berlin engagierte ich mich für den Auf- und Ausbau des noch sehr neuen und im Wissenschaftssystem hoch umstrittenen Lehr- und Forschungsschwerpunktes. Dabei habe ich erfahren, wie frustrierend der teilweise sehr heftige und irrationale Gegenwind gegen dieses relative junge Forschungsfeld sein konnte. Vor diesem Hintergrund war ich umso mehr von der Atmosphäre fasziniert, die ich nicht nur in der Frauen- und Geschlechterforschung an der Universität Bielefeld, sondern auch im Land Nordrhein-Westfalen vorfand: Ich wusste zwar, dass die Universität Bielefeld ein weiterer wichtiger Standort für Frauen- und Geschlechterforschung in Deutschland war, aber was ich dann an kreativem und lebendigem, außerordentlich wertschätzendem, anerkennendem und förderlichem wissenschaftlichen Umfeld vorfand,

überstieg bei weitem meine bisherigen Erfahrungen und Erwartungen. Diese in jeder Hinsicht produktive Atmosphäre war nicht nur der Offenheit der Universität und der Fakultät geschuldet, sondern auch und vor allem den besonderen personellen Konstellationen „vor Ort“ zu verdanken.

Eine Besonderheit an der Universität Bielefeld war, dass die soziologische Frauen- und Geschlechterforschung an der Wissenschaftlichen Einheit der Allgemeinen Soziologie angesiedelt wurde. Damit sollte organisatorisch zum Ausdruck gebracht werden, dass die Frauen- und Geschlechterforschung keineswegs eine spezielle Soziologie ist, sondern eine grundlegende Forschungsperspektive, die alle Bereiche der soziologischen Gesellschaftsanalyse durchzieht. Ursula Müller, die den Arbeitsbereich Frauen- und Geschlechterforschung an der Fakultät für Soziologie wesentlich mit aufgebaut hatte und leitete, lernte ich bereits 1993 im Graduiertenkolleg „Geschlechterverhältnis und sozialer Wandel“ als Sprecherin gemeinsam mit Sigrid Metz-Göckel kennen, in dem ich und viele andere Nachwuchswissenschaftlerinnen promovierten. Das Kolleg, das bis heute zu den wenigen DFG-geförderten Graduiertenkollegs in der Geschlechterforschung zählt und dem viele, später sehr erfolgreiche Wissenschaftlerinnen entsprangen, war das Ergebnis des damals noch informellen, aber extrem wirksam agierenden Netzwerks von Frauen- und Geschlechterforscherinnen aus den Universitäten Bielefeld, Bochum, Essen und Dortmund. Die Frauen- und Geschlechterforscherinnen waren in Nordrhein-Westfalen überaus stark vernetzt und sie folgten neben einem hohen wissenschaftlichen immer auch einem starken politischen Anspruch. Sie setzten ihre Interessen gemeinsam und entschlossen, mit Macht und sehr erfolgreich durch, was sich nicht allein in der erfolgreichen Beantragung des DFG-Graduiertenkollegs zeigte. Vor allem diesen hoch engagierten Frauen- und Geschlechterforscherinnen ist es zu verdanken, dass wir heute auf ein sehr tragfähiges und institutionell abgesichertes Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung in Nordrhein-Westfalen zurückgreifen können. Ursula Müller spielte in diesem Netzwerk von Anbeginn in wissenschaftlicher und politischer Hinsicht eine tragende Rolle. Inzwischen hat sich das Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung zu einem fest institutionalisierten und nicht mehr wegzudenkenden Bestandteil der nordrhein-westfälischen Wissenschaftslandschaft entwickelt. Die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte dieses Netzwerkes verdeutlicht eindrücklich, was enge Zusammenschlüsse zwischen Wissenschaftlerinnen sowie zwischen Wissenschaftlerinnen und Geschlechterpolitikerinnen selbst gegen heftigsten Widerstand erreichen können.

Während meiner gesamten „Bielefelder Zeit“ war Ursula Müller zugleich Direktorin des 1982 gegründeten Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF), heute Interdisziplinäres Zentrum für Geschlechterforschung (IZG), in dem schon früh ein Kreis engagierter Frauen- und Geschlechterforscherinnen aus den unterschiedlichen Disziplinen zusammen zur Kategorie Geschlecht forschten. Ursula Müller nahm durch ihre integrative, aber auch stets fordernde Persönlichkeit im IFF eine tragende Rolle ein. Ihr war es wesentlich mit zu verdanken, dass am Zentrum über alle Unterschiede in den disziplinären Perspektiven und Ansätzen hinweg eine fruchtbare Arbeitsatmosphäre entstand: Mit Ursula Müller, Lydia Plöger, Birgitta Wrede, Bettina Dausien, Birgit Geissler, Mechtild Oechsle, Regina Harzer, Claudia Hornberg, Katharina Gröning und vielen anderen Kolleginnen und zunehmend auch Kollegen entwickelte ich Lehrveranstaltungen, organisierte Ringvorlesungen, Tagungen, Workshops, etc. Wir veröffentlichten Bücher und Artikel, konzipierten Drittmittelprojekte und im Laufe der Jahre entstand die Idee zum Master-Studiengang Gender Studies, der im Jahre 2017 seine 10-jähriges Bestehen feierte. Wie fruchtbar und gewinnbringend, aber auch wie zeitaufwendig und anstrengend interdisziplinäre Zusammenarbeit sein kann, habe ich am IFF erfahren dürfen. Vielen der Kolleginnen, die nicht mehr alle an der Universität tätig sind, bin ich bis heute freundschaftlich verbunden.





Birgit Riegraf
Erste Präsidentin der Universität
Paderborn

studierte Psychologie, Religionswissenschaften, Soziologie und Politikwissenschaften. 2004 habilitierte sie sich an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld mit einer Arbeit zum Wandel von Staatlichkeit und Geschlechtergerechtigkeit. 1995 promovierte sie an der Freien Universität Berlin am Fachbereich Politische Wissenschaft mit einer Arbeit zur betrieblichen Gleichstellungspolitik. Sie war Mitglied in dem von der Deutschen Forschungsgesellschaft (DFG) und dem Land Nordrhein-Westfalen finanzierten Graduiertenkolleg „Geschlechterverhältnisse und sozialer Wandel“, Universitätsverbund Dortmund, Bielefeld, Bochum und Essen. Sie war Stipendiatin der Friedrich-Ebert-Stiftung und des Förderprogramm Chancengleichheit der Berliner Senatsverwaltung für Arbeit und Frauen. Von 1995 – 2009 war sie wissenschaftliche Assistentin, Wissenschaftliche Angestellte und anschließend Akademische Oberrätin an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld. Sie hatte verschiedene Gast- und Vertretungsprofessuren inne. Seit 2009 ist sie Professorin für Allgemeine Soziologie an der Fakultät für Kulturwissenschaften der Universität Paderborn. 2018 wurde sie zur Präsidentin der Universität Paderborn ernannt.

Ursula Müller war es, die mich in schwierigen Zeiten nicht nur durch ihr Vorbild immer wieder ermutigte, weiter in der Wissenschaft, in der Soziologie und in der Frauen- und Geschlechterforschung zu bleiben. Gelernt habe ich in dem jahrelangen und engen Arbeitskontext mit ihr und den Kolleginnen viel ausgesprochen Wertvolles für die weitere wissenschaftliche Laufbahn: Wie stark wissenschaftliche Erkenntnisprozesse mit der alltäglichen Lebensrealität von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler verwoben sind, wie die Frauen- und Geschlechterforschung dazu beitragen kann, die Barrieren deutlich zu machen, die Wissenschaftlerinnen immer wieder an einer weiteren wissenschaftlichen Karriere hindern, wie diese frauenfeindliche gesellschaftliche Realität geändert werden kann, wie sich politische und wissenschaftliche Prozesse verbinden und vieles andere mehr. Ursula Müller ermutigte den wissenschaftlichen Nachwuchs in ihrem Umfeld dazu, kritische Distanz gegenüber allzu geschlossenen und selbstsicher daherkommenden wissenschaftlichen Konzepten einzuüben. Sie forderte uns dazu auf, herkömmliche wissenschaftliche Konzepte kritisch zu hinterfragen, um aufzudecken, ob und wie in diesen Ansätzen die weiblichen Lebenszusammenhänge ausgeblendet werden. Wir lernten einem akademischen Habitus zu misstrauen, der allzu große Selbstgewissheit ausstrahlt und der häufig Abwertungen gegenüber allem beinhaltet, was mit Weiblichkeit assoziiert wird. Sie bestand darauf, uns zu vermitteln, dass wir jedes Recht zum selbstbewussten Auftreten haben und einen eigenen wissenschaftlichen Standpunkt entwickeln können und müssen. Sie forderte uns dazu auf, andere als die gewohnten Denk-, Arbeits- und Lebenswege auszuprobieren. Ursula Müller schaffte für uns Nachwuchswissenschaftlerinnen ein Umfeld, in dem aus der wissenschaftlichen und geschlechterpolitischen Analyse über den Zusammenhang von Macht, Geschlecht und Hochschule heraus immer und sehr bewusst Wert auf gegenseitige Anerkennung und Wertschätzung von Leistungen gelegt wurde. Die gegenseitige Ermutigung im Sinne des „Selbstverständlich sind deine wissenschaftlichen Einsichten zentral“ oder „Selbstverständlich kannst du Professorin werden“ wurde ganz bewusst eingesetzt und eingeübt. Großzügigkeit gegenüber der eigenständigen Entwicklung des wissenschaftlichen Nachwuchses, gegenseitige Förderung und vor allem auch solidarische Kritik war eine ganz zentrale Haltung von Ursula Müller in der Begegnung mit dem weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchs. Von dem sehr wertschätzenden und fördernden wissenschaftlichen Umfeld, in dem ich damals intellektuell und persönlich weiterwachsen konnte, profitiere ich bis heute. Ich habe in diesem wissenschaftlichen Umfeld die Analyseinstrumente an die Hand bekommen, die täglichen Erscheinungsformen von Abwertungen und die subtilen Ausgrenzungen gegenüber Wissenschaftlerinnen in den unterschiedlichen Varianten zu erkennen. Dies ist die beste Voraussetzung dafür, ihnen weniger leicht auf den „Leim zu gehen“ und sich dagegen verwahren zu können.

Die Wissenschafts- und Hochschullandschaft hat sich in den letzten Jahrzehnten grundlegend verändert und dies nicht nur in negativer Hinsicht: Die Frauen- und Geschlechterforschung ist nicht nur in der Soziologie zum nicht mehr wegzudenkenden wissenschaftlichen Forschungsfeld geworden. Auch die Universität Bielefeld hat sich in den letzten Jahren stark verändert: Sie ist weitergewachsen, sie hat sich personell, räumlich und inhaltlich erneuert. Ich freue mich immer wieder auf die Besuche an der Universität Bielefeld, darauf, am Interdisziplinären Zentrum für Geschlechterforschung und/oder an meiner „Fakultät“ sein zu dürfen. Über alle Veränderungen hinweg bleibe ich der Universität Bielefeld in besonderer Weise verbunden, ist sie doch eine zentrale Station meiner wissenschaftlichen Biographie und Sozialisation.

Barbara Schwarze

Einmischen und etwas bewegen

Pharmazie war es nicht! Diese Erkenntnis brachte mich nach einem ersten Fehlversuch in der Studien- und Berufsorientierung zum Studium der Soziologie an ‚die‘ deutsche Reformuniversität, die neu gegründete Universität Bielefeld. Mit meinem Studienstart im Wintersemester 1970/71 kam die erste größere Gruppe von neuen Studierenden an die Universität. Sie trafen auf erfahrene Mitstudierende und wissenschaftliche MitarbeiterInnen, die bereits Studien- und Lehrerfahrungen aus Dortmund und Münster mitbrachten. Auch für die Neuen waren die Auswirkungen des ‚Bebens‘ um die Auflösung der früheren „Sozialforschungsstelle an der Universität Münster, Sitz zu Dortmund“ zur Jahreswende 1969/70¹ noch in den ersten Semestern des Studiums zu spüren.

Helmut Schelsky, Professor der Soziologie an der Universität Münster und Direktor der Sozialforschungsstelle, war Planungsbeauftragter des Kultusministeriums des Landes Nordrhein-Westfalen für die Universitäten in Ostwestfalen und betraut mit der Gründung der Universität Bielefeld. Diese Gründung ging parallel mit einer Verlagerung der Soziologie von der Sozialforschungsstelle an der Universität Münster nach Bielefeld einher. So studierten wir bei Lehrenden wie Franz Xaver Kaufmann, Niklas Luhmann, Otthein Rammstedt über soziologische Grundlagen und der späteren Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, wie Joachim Matthes oder Fritz Schütze über ihre Forschung zum Alltagswissen, zu Theorien der Interaktion und ethnographische Methoden.²

Die neue (und einzige) Fakultät für Soziologie in Deutschland profitierte in hohem Maße von den Wissenschaftlern, die aus der Sozialforschungsstelle nach Bielefeld gewechselt waren. Wissenschaftlern? Die Quelle aus der heutigen Sozialforschungsstelle Dortmund benennt in der Auflistung der bedeutenden Wissenschaftler der SFS in der Zeit von 1960 bis 1969 nicht eine einzige Frau³. Wir waren zahlreiche Studentinnen zu Beginn dieser siebziger Jahre, mit wenigen wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und ohne Professorin. Professorinnen gehörten nicht zu jenem interdisziplinären Netzwerk von Helmut Schelsky, aus dem heraus dann der Gründungsausschuss und der Wissenschaftliche Beirat berufen und die ersten Professuren besetzt werden sollten⁴. Für die Besetzung des Gründungsausschusses legte Schelsky der Hochschulabteilung des Ministeriums eine Liste von 22 Personen vor⁵, auf der sich keine Frau befand. Dieser Personenkreis wurde dann seitens des zuständigen Ministers Mikat auf einen Gründungsausschuss und einen Wissenschaftlichen Rat aufgeteilt. Ähnlich verlief die Auswahl der Vertreter für die ausschließlich männlich besetzte Kommission für die Einrichtung eines Zentrums für interdisziplinäre Forschung (ZiF) und der späteren vier Direktoren des ZiF⁶. So lässt sich am Beispiel des Umfeldes der Gründung der Universität Bielefeld bereits gut erkennen, warum Wissenschaftlerinnen keine Chance hatten, die inhaltliche und strukturelle Ausrichtung dieser ‚Reformuniversität‘ von Beginn an mit zu formen. Wenige der Soziologinnen hatten es – wie die Organisationssoziologin Renate Mayntz oder die Familiensoziologin Helge Pross – Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre geschafft, auf eine ordentliche Professur an einer deutschen Universität berufen zu werden. Keine hatte es zum Start an die neue Universität geschafft.

Uns einzumischen, etwas zu bewegen, Gesellschaft verstehen und sie verändern zu wollen, das waren die Motive für ein Studium der Soziologie Anfang der 70er Jahre. Die Studentinnen und Studenten und einige VertreterInnen des akademischen Mittelbaus waren politisch, viele organisierten sich in unterschiedlichen politischen Gruppen, wie dem Sozialistischen Hochschulbund, dem MSB Spartakus oder den Roten Zellen. Mein Engagement galt den politischen Diskursen zu den Landeshochschulgesetzen, zur verfassten Studentenschaft und zu ihrem politischen Mandat. Zum Studium gehörten die Studiengruppen zur politischen Ökonomie und zu Marxistischen Grundbegriffen, gehörten aber auch Seminare zu Theorien der sozialen Schichtung und der Sozialen Interaktion, zum Positivismus und der Positivismuskritik in der Soziologie und zu den Methoden der Sozialforschung. Die Forschung über die Geschlechterverhältnisse in der Gesellschaft gehörte nicht dazu. Sie war in den Lehrveranstaltungen an der Universität Bielefeld Anfang der siebziger Jahre





Prof. Barbara Schwarze

Initiatorin des Kompetenzzentrums

„Technik-Diversity-Chancengleichheit e. V.“

hat an der Universität Bielefeld von 1970 – 1975 Soziologie, Pädagogik und Psychologie studiert, Diplom in Soziologie abgeschlossen, 1976 – 1990 Wissenschaftliche Angestellte BLK-Modellversuch zur Studienberatung für die Hochschulen in Münster, 1992 – 1994 Referentin für Chancengleichheit im Frauenbüro der Universität Osnabrück, 1994 – 1997 Wissenschaftliche Leiterin des Bund-Länder-Modellversuchs „Frauen im Ingenieurstudium an Fachhochschulen – Geschlechtsspezifische Aspekte in Lehre und Studium“, an der Fachhochschule Bielefeld, 1996 – 2000 Leiterin der Koordinierungsstelle der bundesweiten Initiative Frauen geben Technik neue Impulse des BMBF, der Deutschen Telekom AG und der Bundesanstalt für Arbeit, 1999 – 2002 Leiterin der Geschäftsstelle des Forums Informationsgesellschaft des Bundesministeriums für Wirtschaft und Technologie, 2000 – 2005 Geschäftsführer Verein „Frauen geben Technik neue Impulse e. V.“, Geschäftsführer des „Kompetenzzentrums Frauen in Informationsgesellschaft und Technologie“ und seit 2005 Vorsitzende des Kompetenzzentrums „Technik-Diversity-Chancengleichheit e. V.“, 2005 – 2007 Gastprofessorin für Gender und Diversity in Ingenieurwissenschaften und Informatik der Fachhochschule Osnabrück, von 2007 – 2009 Professorin für Gender und Diversity Studies in Ingenieurwissenschaften an der HS Osnabrück und seit 2009 Professorin für Gender und Diversity Studies an der HS Osnabrück.

nur als marginales Thema existent, die Geschlechterverhältnisse in der Wissenschaft wurden wenig thematisiert. Die Entwicklung der Frauenbewegung und der Wunsch nach einer Forschung von Frauen für Frauen brachte dann in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) auf dem Soziologentag 1976 in Bielefeld den Anstoß zur Gründung der Sektion Frauenforschung in den Sozialwissenschaften^{7 8}.

Seminare und Arbeit in kleinen Gruppen! Vorlesungen kannte ich in meinen ersten Semestern nicht, bis Theo Harder die Methodenlehrveranstaltung erstmals als Vorlesung für etwas über sechzig Studierende erprobte. Die Bielefelder Soziologie war noch klein, eine ‚Ordinarienherrlichkeit‘ gab es nicht. Im Gegenteil – wir wurden als Studentinnen und Studenten früh in aktuelle Studien und Forschungen einbezogen und arbeiteten wie zum Beispiel bei Peter Christian Ludz bereits im Grundstudium zum Thema Partei und Staat in der DDR für den ‚Bericht zur Lage der Nation‘ mit, den er als wissenschaftlicher Leiter betreute. Wir wurden aufgefordert, uns an Artikeln für soziologische Fachzeitschriften zu beteiligen, koordinierten und leiteten später selbst Arbeits- und Studiengruppen. Forschendes Lernen, wie dies als frühes Ziel für die Reformuniversität benannt wurde, war in den ersten Studienjahren eine gern gelebte Realität.

Bei drei Fakultäten – Mathematik, Rechtswissenschaften und Soziologie im ‚Allgemeinen Aufbau- und Verfügungszentrum‘ (AVZ) – war die Studienorientierung im ersten Studienjahr kein Problem. Rechenzentrum, Lochkarteneinsatz, frühes Fortran, alles war zwar neu, aber gut überschaubar. Im Jahr 1971 folgte dann die Aufbauphase der so genannten Fakultät für PPP (Pädagogik, Philosophie und Psychologie). Für mich folgte nach dem Grundstudium in Soziologie eine Umorientierung zur neuen Fakultät und eine parallele Einschreibung für Diplompädagogik. Das Studium fand in kleinen Gruppen in angemieteten Häusern wie beispielsweise in der Bielefelder Roonstraße statt, in der auch Gremiensitzungen abgehalten wurden. Als studentisches Mitglied der Aufbaukonferenz und späteres Mitglied im Ausschuss für Lehre führte ich zahlreiche (oft konstruktive) Dispute um inhaltliche und strukturelle Weichenstellungen mit den VertreterInnen der anderen Statusgruppen wie Hartmut von Hentig und Dieter Baacke. Die Fakultät führte das Instrument der Vordiplomprüfungen ein, für Studierende der Soziologie mit fakultativer Zwischenprüfung eine neue Erfahrung. Das spätere Diplomzeugnis in Soziologie war (gewollt) nicht benotet, führte dafür aber inhaltlich differenziert die Studien- und Diplomarbeitsschwerpunkte auf. Es war eine interessante Erfahrung, bereits kurz nach dem Studienabschluss aufgrund dieser differenzierten Darstellung die erste Stelle antreten zu können.

Hans Jürgen Krysmanski wählte für seinen Vortrag auf einer Tagung des (abwicklungsbedrohten) Instituts für Soziologie der Universität Münster im Jahr 2007 den Titel: „Unter dem Diktat der Nützlichkeit: Was heißt und zu welchem Ende studiert man Soziologie?“⁹ Eine seiner Antworten war, dass es heute um die Medienwelt insgesamt und die Rolle der Soziologie darin gehe. Dass wir unsere Geschichten auch in den neuen Medien, im Film, auf Websites erzählen können müssten, wenn die Soziologie weiterleben wolle. Und das sei etwas, was nicht von heute auf morgen käme, sondern gelernt werden müsse und somit zur soziologischen Ausbildung gehöre.

Für mich ist die Antwort, dass ich Soziologie studiert habe, um mehr davon zu verstehen, wie Gesellschaft funktioniert, um Dinge nicht hinzunehmen, sondern zu hinterfragen, daraus zu lernen und sofern notwendig, Widerstand zu leisten. Ich habe aber nicht nur Soziologie studiert, sondern auch in anderen Fächern und Themengebieten und in studentischen Jobs, in Gremien und auf vielen befristeten Projektstellen gelernt, wie wichtig Netzwerke aus vielfältigen Zusammenhängen sind. Das Soziologiestudium in Bielefeld stattete mich aus mit umfassenden fachlichen Grundlagen und mit Selbstvertrauen, und es brachte Erfahrungen über die Selbstwirksamkeit in der Zusammenarbeit mit Menschen auf ganz unterschiedlichen Hierarchieebenen.

Für meine weitere berufliche Entwicklung bot sich die Chance, in enger Zusammenarbeit mit der Gleichstellungsbeauftragten der Fachhochschule Bielefeld und unterstützt durch das Wissenschaftsministerium des Landes Nordrhein-Westfalen in einem Bund-Länder-Modellversuch eine Erhebung über die Situation von Frauen in Ingenieurstudiengängen an Fachhochschulen durchzuführen. Dies eröffnete Kontakte zu zahlreichen Frauen-Technik-, Frauen-Wissenschafts- und Forschungs-Netzwerken, zu gewerkschaftlich organisierten Frauen und den Frauen in Technikvereinen wie dem VDI, dem VDE und der Gesellschaft für Informatik.

Das Bielefelder Engagement mündete ein in eine bundesweite Initiative „Frauen geben Technik neue Impulse e. V.“ (nomen est omen!) und führte im Jahr 1999 zu der Gründung des gleichnamigen Vereins, unterstützt von Unternehmen, Netzwerken, Forschungseinrichtungen und Technikverbänden sowie dem Bundesministerium für Bildung und Forschung, der Bundesagentur für Arbeit und der Deutschen Telekom. Bielefeld wurde ab dem Jahr 2000 zu einem Synonym für einem „Think-Tank“ der bundesweiten Frauen-Technik-Initiativen und Projekte für eine gleichberechtigte gesellschaftliche Teilhabe an der Informationsgesellschaft. Hier entstanden – gemeinsam mit den Netzwerken – das Projekt „Girls' Day“, das bundesweite Netzwerk „Neue Wege für Jungs“ und später der „Boys' Day“, die Initiativen „Frauen ans Netz“ und „50+ ans Netz“ und viele andere mehr. Aufgrund der zunehmenden Vielfalt in den Projektthemen wurde im Jahr 2005 aus „Frauen geben Technik neue Impulse e. V.“ das „Kompetenzzentrum Technik-Diversity-Chancengleichheit e. V.“, weiterhin mit großen bundesweiten Projekten wie dem „Nationalen Pakt für Frauen in MINT-Berufen“ mit rund 300 Partnerorganisationen, Unternehmen, Wissenschafts- und Forschungseinrichtungen. Die Universität Bielefeld ist Mitglied im Kompetenzzentrum und unterstützt hier insbesondere Themen wie Gender-Effekte in der Gestaltung der Technik von morgen.

Als Professorin für Gender und Diversity Studies an der Hochschule Osnabrück, als erste Geschäftsführerin von „Frauen geben Technik neue Impulse e. V.“ und spätere Vorsitzende des Kompetenzzentrums „Technik-Diversity-Chancengleichheit e. V.“ in Bielefeld kann ich heute sagen: Gelernt zu haben, die Geschichten zu erzählen, die andere für ein Engagement und Miteinander gewinnen und die wechselseitige Unterstützung in den Netzwerken nicht nur einzufordern, sondern auch zu bieten – das sind die wichtigsten, im Studium in Bielefeld erworbenen Kompetenzen. Zu guter Letzt: Etliche kleinere und größere Krisen gehören zum Berufsleben, und sie waren vor allem durch begeisterte und begeisternde Kolleginnen und Kollegen zu bewältigen, durch berufliche Kontakte und Freundschaften und durch eine Familie, die den Beruf immer spannend fand.

Rena Tangens

Aus Geschichten lernen



Was war wichtig bei meinem Studium an der Uni Bielefeld? Das war seinerzeit (1990 – 1996) für mich die Anregung zum Denken und die Freiheit der Gestaltung des Studiums neben meiner Arbeit – vor allem aber waren es die Menschen, mit denen ich an der Uni Bielefeld zu tun hatte. Menschen mit Ecken und Kanten, Wissen, Mut, Geist und Begeisterung.

Dieter Baacke, mein sehr geschätzter Prof. in der Medienpädagogik, hat das Motto „Aus Geschichten lernen“ geprägt. Denn Menschen lernen viel leichter durch Geschichten als von der Rezeption von aneinandergereihten Fakten. Und so möchte ich in der Hoffnung, etwas von dem Geist zu vermitteln, hier einige Geschichten erzählen.

Zuerst die Vorgeschichte: Meine Beziehung zur Wissenschaft begann noch vor dem Studium. padeluun und ich waren als Referenten zu einem Kolloquium von Dieter Baacke eingeladen, um in Vertretung eines erkrankten Doktoranden über die Kommunikation in Mailbox-Netzen (die Vorläufer des Internet) zu berichten. Es gab eine lebhaft Diskussion. So lernte ich Dieter kennen. Die zweite Begebenheit war bei einer Soziologen-Tagung zu „Computernutzung im Alltag“ im Zentrum für interdisziplinäre Forschung (ZiF) 1988. padeluun und ich waren dort als Künstler für das Rahmenprogramm eingeladen. Ich nutzte die Gelegenheit, mir einige Vorträge der Konferenz anzuhören – war aber wenig beeindruckt. In einem Konferenzvortrag wurde tatsächlich behauptet, 87,5% aller Mailbox-Betreiber seien verheiratet. Ich kannte die MailBox-Szene und wusste, dass das nicht stimmte. Wie kam das? Die Grundlage der Untersuchung waren ganze 24 Fragebögen, die tatsächlich ausgefüllt worden waren. Die anderen Sysops reichten den wenig kompetenten Fragebogen als Witz in der Szene herum. Aber dem Soziologen war's egal – es gab ein Ergebnis: 87,5%. Ich stand auf und wagte zu sagen: „Das stimmt nicht!“ Immerhin: Einer der anwesenden Wissenschaftler stimmte mir zu, dass 87,5% von 24 zu bilden nicht sonderlich wissenschaftlich sei.

1990 begann ich, selbst zu studieren. Das neben der Arbeit zu stemmen war eine echte Herausforderung. Die Organisation unseres Bielefelder MailBox-Projektes BIONIC, Mitarbeit bei der Softwaregestaltung der Zerberus MailBox-Software, die Arbeit im FoeBuD e. V. (der seit 2012 Digitalcourage e. V. heißt) und viele Vorträge zu Netz, Technikgestaltung, Kunst und Politik.

Doch es war möglich. Damals gab es die Freiheit, sich das Studium weitgehend selber einzuteilen. Wir lernten Eigenverantwortung. Weil meine Zeit so knapp war und ich stets im Kopf hatte, was sonst noch alles zu tun war, ging ich konsequent nicht in Seminare, bei denen ich merkte, dass ich nichts lerne. Das Einführungsseminar besuchte ich erst im dritten Semester: Im ersten wußte ich als Quereinsteigerin noch nicht, dass es so etwas gab, im zweiten war der Prof. mit meiner Zeitplanung (das Zerberus-Update-Handbuch-Schreiben kollidierte mit einem Blockseminar) nicht einverstanden, im dritten Semester stieß ich auf Holger Grabbe und hatte ein wunderbares

umfassendes Einführungsseminar. Die „Schein-Kriterien“, die Holger an seiner Tür hängen hatte, machten uns klar, auf was es ankommt: Selber etwas lernen, mit anderen gemeinsam lernen, aktiv sein, das Gelernte nach außen tragen. Wir sind nicht hier, um es uns einfach zu machen.

All das wäre bei dem verschulten und durchgetakteten Studium mit Anwesenheitslisten heutzutage geradezu unmöglich. Ich habe trotz aller Freiheit mein Studium in Regelstudienzeit abgeschlossen. Ich genoss die Vorlesungen und Seminare, die mich herausforderten, und beherzigte Dieter Baackes Rat, jedes Semester zum Lesen mehrerer Bücher zu nutzen. So kam ich auf Pierre Bourdieu „Die feinen Unterschiede“, Jürgen Habermas „Strukturwandel der Öffentlichkeit“, Max Weber „Politik als Beruf“, Signorelli „Cultivation Analysis“ und Daniel Boorstin „The Image – a Guide to Pseudo Events in America“.

Zu den Erkenntnismomenten gehörte auch Methodenlehre bei Renate Möller. Im Seminar ging es um Wahrscheinlichkeitsrechnung. Renate teilte uns eine Hausaufgabe aus: „Man kann London in 256 Planquadrate aufteilen. In einer Nacht im 2. Weltkrieg wurden x (die Zahl weiss ich nicht mehr) Bomben auf London abgeworfen. Frage: Wie wahrscheinlich war es, dass auf ein Planquadrat mehr als eine Bombe fällt?“ In der kommenden Woche verkündete ein Kommilitone, dass er sich weigere, diese Hausaufgabe zu machen, denn die sei unmenschlich. Renate lächelte fein und freute sich, dass es Protest gab. Und erklärte uns dann, dass bei jeglicher Statistik Menschen zu Zahlen verkommen. Und dass Statistik immer das Potenzial hat, unmenschlich zu sein. Stoff zum Denken.

Christiane Schmerl und Ruth Grossmaß aus der Pädagogik und Ursula Müller aus der Soziologie vermittelten mir die Geschichte der Frauenbewegung, die Diskussion von Gleichheit und Differenz und Überlegungen zur feministischen Wissenschaftskritik. Und so schrieb ich mein Vordiplom zum Thema Androzentrismus im Netz. Ich las noch mehr Bücher, mit besonderer Freude Cornelia Klinger (die ich später in Wien beim Institut für die Wissenschaft vom Menschen persönlich kennenlernte) und Evelyn Fox Keller, die über die Botanikerin Barbara McClintock geschrieben hat („A Feeling for the Organism“). Barbara McClintock (*1902) hat in der Genetik geforscht, bereits in den 40er Jahren das Phänomen der springenden Gene gefunden und damit bis dahin geltende Dogmen der Genetik widerlegt. Doch als Frau und als Forscherin, die mit ungewöhnlichen Methoden arbeitete, blieb ihr die Anerkennung verwehrt. Mit über 80 Jahren erhielt McClintock 1983 den Nobelpreis für Medizin für Forschung, die sie mehr als 30 Jahre früher gemacht hatte, und kommentierte das mit dem ihr eigenen Humor: „Das Gute setzt sich irgendwann durch, man muss nur alt genug werden.“

Auch das schönste Studium geht einmal zu Ende. Ich schrieb meine Diplomarbeit zu einem Herzensthema – der Kultur der Netze. Doch der geplante Titel meiner Diplomarbeit wurde vom Prüfungsausschuss bemängelt. Auf zur Sprechstunde zu Dieter Baacke.

Ich: „Dieter, ich muss den Titel der Diplomarbeit ändern, sagt das Prüfungsausschuss.“ Dieter: „Wie lautet der denn?“ Ich: „Leben im Netz – Die Bürgernetze Z-Netz, CL und Zamir und ihre Geschichten“.

Dieter: „Aber der Titel ist doch großartig – der bleibt so. Ich schreibe eine Begründung an den Prüfungsausschuss!“. Und so geschah es.

Schließen möchte ich mit einem Text aus einem Uni-Schreibseminar von 1995 über das Bild von meinem Studium. Ich finde, er passt immer noch.

Die Welt ist eine Landschaft im Nebel – allerdings ein Nebel nicht von der depressionsfördernden Art, wie er im November in Bielefeld über der Stadt hängt, sondern eher so, wie er auf den Kanarischen Inseln erlebt werden kann: Eigentlich immer vorhanden, aber auch immer in Bewegung. Die Sonne und damit das Licht ist stets spürbar, auch wenn ich mich gerade innerhalb einer Nebelbank aufhalte. Und dann gibt es da diese seltenen Momente völliger Klarheit, von Erkenntnis, wo ich plötzlich alles sehen kann, etwas verstehe. Diese Momente sind kurz, tauchen unvermittelt auf und lassen sich nicht erzwingen. Ich kann mir die Ergebnisse einer solchen Eingebung merken, aber das köstliche Gefühl, das ein Erkenntnisgewinn mit sich bringt, ist nicht willkürlich reproduzierbar. Vermittlung von Wissenschaft ist für mich dann gelungen, wenn sie eine anregende Umwelt darstellt, Neugier, neue Gedanken und Assoziationen und damit das Auftreten solcher Erkenntnis-Momente fördert.



Rena Tangens

Gründerin des Vereins „Digitalcourage e. V.“

Künstlerin, Netzpionierin, Gründerin und Vorstand des Digitalcourage e. V. (vormals FoeBuD), der sich seit 1987 für eine lebenswerte Welt im digitalen Zeitalter einsetzt. 1984 rief sie gemeinsam mit ihrem Partner padeluun das Kunstprojekt „Art d’Ameublement“ ins Leben, das von dem französischen Komponisten Erik Satie inspiriert ist. Rena Tangens hat bereits Ende der 80er Jahre selbst Kommunikationsnetze aufgebaut und in der Softwaregestaltung im Entwicklungsteam der Zerberus MailBox Software gearbeitet. Sie ist Ehrenmitglied im Chaos Computer Club und hat dort 1988 die Haecksen gegründet. Nebenher hat sie von 1990 – 1996 an der Universität Bielefeld Medienpädagogik studiert mit Abschluss Diplom. Seit 2000 ist sie Organisatorin und Jurymitglied der deutschen Big Brother Awards. Rena Tangens prägte 2001 das Wort „Datenkrake“, das inzwischen in den allgemeinen Sprachgebrauch eingegangen ist. 2004 erhielt sie gemeinsam mit padeluun den Kunstpreis „Evolutionäre Zellen“, 2008 mit Digitalcourage die Theodor-Heuss-Medaille für ihr Engagement für die Bürgerrechte, 2014 den taz panter preis, 2015 den Preis „Persönlichkeit des Verbraucherschutzes“ von der Deutschen Stiftung Verbraucherschutz, 2016 den Frauenpreis der Stadt Bielefeld und 2018 gemeinsam mit padeluun die Ehrennadel der Stadt Bielefeld.



Erste Professorinnen

Bock

- 1 Gisela Bock, Historische Frauenforschung: Fragestellungen und Perspektiven, in: Karin Hausen (Hg.), Frauen suchen ihre Geschichte. Historische Studien zum 19. und 20. Jahrhundert, München 1983, S. 22 – 60 (erweitert als: Geschichte, Frauengeschichte, Geschlechtergeschichte, in: Geschichte und Gesellschaft 14/3 [1988], S. 364 – 391). Die Debatte in jenem Konflikt: Frauengeschichte. Dokumentation des 3. Historikerinnentreffens in Bielefeld, Themenheft von: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 5 (1981); hier im Anhang die Dokumente: Programm der Tagung; AG Frauenforschung („An alle, die ausgerechnet den Frauen Rassismus und Sexismus vorwerfen“, 13.5.1981); Jürgen Kocka 27.4.1981 an die Geschäftsstelle Frauenforschung; Berliner Historikerinnengruppe 21.5.1981, „Offener Brief an den Rektor der Universität Bielefeld“ (unterschrieben u. a. von Ulrike Bussemer, Doris Kaufmann, Gisela Bock, Irene Stoehr, Irmela von der Lühe, Karin Hausen und ihren Seminaren). Vgl. auch Ute Frevert, Bewegung und Disziplin in der Frauengeschichte. Ein Forschungsbericht, in: Geschichte und Gesellschaft 14/2 (1988), S. 240 – 262, bes. S. 143 – 245.
- 2 Zu den (nur partiell veröffentlichten) Briefen vgl. Gisela Bock, Frauenforschung – das Ende der Vernunft in der Geschichte? in: Geschichtsdidaktik 7/1 (1982), S. 105–109.
- 3 Dankbar bin ich ihm sowohl für den Brief als auch für die Erlaubnis, ihn zu zitieren.
- 4 Vgl. Gisela Bock, „Multiple Stories“: Perspektivenwandel in der Frauen- und Geschlechtergeschichte, in: dies., Geschlechtergeschichten der Neuzeit: Ideen, Politik, Praxis, Göttingen 2014, S. 7 – 20.
- 5 So verfährt Ulla Bock in ihrem ansonsten eindrucksvollen Buch: Pionierarbeit. Die ersten Professorinnen für Frauen- und Geschlechterforschung an deutschsprachigen Hochschulen 1984–2014, Frankfurt a.M. 2015, z. B. S. 9, 214, 294. Zur Problematik der „Gender“-Terminologie im Deutschen vgl. „Multiple Stories“ (wie Anm. 3); Gisela Bock, Geschlechtergeschichte auf alten und neuen Wegen, in: Jürgen Osterhammel u. a. (Hg.), Wege der Gesellschaftsgeschichte, Göttingen 2006, S. 45 – 66, bes. Kap. III.
- 6 Sie hätte also nach Ulla Bocks Studie eine „Teilprofessur“ in Sachen „Gender“ gehabt, wurde allerdings gar nicht in die Studie aufgenommen. Dasselbe geschah der o.g. Professur von Ute Frevert (vgl. S. 294, 142f.).
- 7 Er erschien zuerst auf Dänisch (Kvindehistorie & Kønshistorie, in: OMverden: Tidsskrift for Liv & Kultur 8, 1991) und dann zum 20. Geburtstag der spanischen Zeitschrift für Frauengeschichte: Women's History and Gender History, in: Arenal. Revista de Historia de las Mujeres 20/1 (2013), S. 41 – 50.

Müller

- 1 Näheres bei Schmidt, Uta C. 2012. Das Netzwerk Frauenforschung NRW. Geschichte und Gegenwart einer Wissenschaftsinstitution, Universität Duisburg/Essen, 2012 www.netzwerk-fgf.nrw.de.
- 2 Über mein Leben vor der Professur und die erste Zeit in Bielefeld habe ich berichtet in: Müller, Ursula 2006. Leben lernen – forschen gehen. Eine autobiographische Beschreibung. In: Vogel, Ulrike, Hrsg. Wege in die Soziologie und in die Frauen- und Geschlechterforschung. Autobiographische Skizzen der ersten Generation von Professorinnen an der Universität. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 274 – 287.
- 3 Meine Professur hatte eine konfliktreiche Vorgeschichte, zu der zeitgleich eine detaillierte Recherche von Tomke König erscheint (Männer, Frauen und die Geschlechtersoziologie in Bielefeld, in: Volker Kruse/Torsten Strulik (Hg.): „Hochschulexperimentierplatz Bielefeld“ – 50 Jahre Fakultät für Soziologie. Bielefeld: transcript) und zu der ich anderswo Stellung beziehe (Tomke König/Ursula Müller, Interview über die Zeit als Professorin an der Fakultät für Soziologie 1988 – 2009, erscheint voraussichtlich 2019 in einem Sammelband, der Interviews von NachfolgerInnen mit ihren VorgängerInnen auf Professuren in der Fakultät für Soziologie enthält; Hg. André Kieserling und Tobias Werron, Bielefeld: transcript
- 4 Ein Beispiel in König/Müller 2019.
- 5 Näheres bei Christina Möller, Soziale Herkunft von Nachwuchswissenschaftler/innen. Elterliche Bildung und Karrierewege der Kollegiatinnen des Graduiertenkollegs „Geschlechterverhältnis und sozialer Wandel. In: Jutta Wergen (Hg.) 2011: Forschung und Förderung. Promovierende im Blick der Hochschulen. Münster: LIT-Verlag, S. 85 – 102.
- 6 Mit Ilse Lenz, gleich mir Vertrauensdozentin, war ich später Sprecherin eines Pilot-Promovierendenkollegs der Heinrich-Böll-Stiftung, ebenfalls für den weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchs.
- 7 Zuvor hatten wir übrigens schon als „Arbeitskreis Wissenschaftlerinnen in NRW“ bei der Landesregierung die Benachteiligung von Müttern in der Wissenschaft durch beamtenrechtliche Bestimmungen angeprangert: Die Inanspruchnahme von Mutterschutz und Erziehungszeiten führten dazu, dass promovierende weiblicher Nachwuchs schneller als männlicher die Barriere der Verbeamtungsgrenze (das Alter, über das hinaus nicht mehr verbeamtet wird) erreichte, weil Teile der Qualifizierungszeit anderweitig genutzt werden mussten. Wir hatten auch hier längerfristig Erfolg, indem die Landesregierung die Verlängerung der Verbeamtungsgrenze entsprechend dem Ausmaß der Beurlaubung anordnete. Neben solchen strukturellen Erfolgen treten die Umbenennung des „Soziologentags“ in „Jahreskongress für Soziologie“ und die Einführung von Kinderbetreuung bei ebendiesem Jahreskongress auf hartnäckiges Drängen der Sektion „Frauenfor-

- schung in den Sozialwissenschaften“ an Bedeutung zurück, waren jedoch gegen viel Widerstand langwierig erkämpft.
- 8 Hinzu kam, dass sich meine historisch angesagte Aufgabenstellung zunächst in einem völlig empathiefreien Kontext abspielte, was meine persönlichen Handlungsbedingungen betraf – Pendeln ins Ruhrgebiet als Teil eines double-career couples, zwei junge Kinder, im Übergang noch Verantwortung an zwei anspruchsvollen Arbeitsplätzen. Anforderungen von überall her, Bewältigung Privatsache – damals auch in der Frauenszene an der Uni, aus der zunächst viele Ansprüche mit wenig Unterstützung kamen. Kinder waren ein individuelles Problem, dessen Bewältigung vorausgesetzt wurde. Als mangelnde Verfügbarkeit oder Verantwortlichkeitsdefizit wurde mir mein Muttersein manchmal rückgespiegelt, wenn ich – selten, aber es kam vor – einen Termin kurzfristig absagen musste oder eine Terminierung morgens um 8.30 h nicht akzeptieren konnte. – Ich teile dies zur Veranschaulichung des Wandels der Universität im Umgang mit dieser Thematik mit (Kita, Familienservice, Professorinnenprogramm u.v.m.): sie fühlt sich heute mit zuständig für die Sorgeverpflichtungen ihrer Mitglieder. Das löst noch keine Strukturprobleme, trägt aber zur Stabilisierung der Laufbahnen des wissenschaftlichen und Verwaltungsnachwuchses aus allen Geschlechtern bei.
- 9 Mein Dank gilt Volker Kruse und Helga Volkening, die mir die Fakultätsprotokolle aus meiner Dekanatszeit zugänglich machten.
- 10 Dieses Vorhaben wurde entwickelt in Zusammenarbeit mit dem Rektorat (Rektoratsbeschluss vom 17.1.1995), insbesondere Kanzler Simm, der auch die Mitteleinwerbung bei MWF NRW unterstützte, mit Beratung durch Ruth Großmaß und einer Begleitgruppe aus denjenigen Fakultäten, die exemplarisch einbezogen waren, und allen mit der Thematik befassten Akteuren (Gleichstellungsbeauftragte, Gleichstellungskommission, Frauen- und Lesbenreferat, ASTA-Referat für feministische Politik u. a. m.)
- 11 Der unveröffentlichte Projektbericht wird demnächst dem Universitätsarchiv übergeben. Die Befunde wurden auszugsweise in deutsch- und englischsprachigen Publikationen zur Diskussion gestellt.
- 12 Die Gleichstellungsbeauftragte (Hg.) 2013²: 25 Jahre unterwegs. Meilensteine der Gleichstellungspolitik an der Universität Bielefeld von 1988 – 2013; Der Rektor 2018: Wie Professorinnen gewinnen? Empfehlungen und Verbindlichkeiten an der Universität Bielefeld. Weiter bestehende Probleme verweisen auf die tiefe Verankerung der Geschlechterungleichheit.
- 13 Hier sehe ich in Fortsetzung meiner Arbeit u. a. die Weiterführung des IFF als IZG sowie die Weiterführung der Geschlechterforschung als Lehrfach in der Soziologie und im nunmehr im 11. Jahr stark gefragten MA Gender Studies, den ich mit begründet und mit initialer Lehre konturiert habe.

Rauh

- 1 1973 waren kurze Zeit drei Professorinnen an der Universität Bielefeld tätig. Die anderen beiden waren an der Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft.
- 2 Besoldungsgruppe der Hochschullehrer im Landesrecht bis nach 1975, Umwandlung in C-Gruppen.
- 3 Fakultät für Pädagogik, Psychologie und Philosophie (von 1971 – 1980).

Impulsgeberinnen:

Bennholdt-Thomsen

- 1 Abschluss 1972, Veröffentlichung: Zur Bestimmung des Indio, Indiana, Beiheft 6, Gebr. Mann Verlag, Berlin 1976.
- 2 Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1983, 2. Auflage 1988, 3. Auflage 16. – 17. Tausend bei Rotpunktverlag Zürich 1992; auf Englisch bei Zed Press, London 1988, Kali for Women, Neu Delhi 1988; auf Koreanisch 1987; auf Japanisch, Tokio 1994
- 3 Seit 1988 ist sie Professorin für Politikwissenschaft und Frauenforschung an der Universität Innsbruck.
- 4 Siehe folgende Konferenzpaper (ZiF): Maria Mies, Consequences of Capitalist Penetration for Women's Subsistence Reproduction in India (1978); Renate Otto-Walter, Subsistence Reproduction and Modes of Production: the Indian Contribution (1978); V. Bennholdt-Thomsen, Investment in the Poor. Critical Analysis of the New World Bank Policy (1979); Subsistence Reproduction and Extended Reproduction. A Contribution to the Discussion about Modes of Production (1979); M. Mies, The Social Origin of the Sexual Division of Labour (1979); C. V. Werlhof, Women's Work: The Blind Spot in the Critique of Political Economy (1979).
- 5 Das Ergebnis ist nachzulesen in: Joan Smith, Immanuel Wallerstein, Hans-Dieter Evers, Households and the World Economy, Sage, Beverly Hills usw. 1984.
- 6 C.v.W., Lohn hat einen „Wert“, Leben nicht? in: PROKLA 50: Marx und der Marxismus, Berlin 1983, S. 38 – 58.
- 7 Heft 9/10, 1983, S. 115 – 124.
- 8 S.113 – 136, s. Fußnote 2.
- 9 In: Zukunft der Frauenarbeit, Dokumentation, AJZ Druck&-Verlag, Bielefeld 1985, S. 35 – 41.
- 10 VB-Th, Hg., Juchitán - Stadt der Frauen. Vom Leben im Patriarchat, Rowohlt, Reinbek 1994 (mit Beiträgen von Cornelia Giebeler, Brigitte Holzer, Marina Meneses, Christa Müller), 3. Auflage 9. – 10. Tausend, Zürich 1997. Übersetzung ins Japanische, Tokio 1996 und ins Spanische. Oaxaca 1997.
- 11 Man beachte bitte die Ironie hinter dem Stern.
- 12 Maria Mies: Frauen, Nahrung und globaler Handel. Eine ökofeministische Analyse zum Welternährungsgipfel im November 1996 in Rom, ITPS e. V., Bielefeld 1996; Andrea Baier: Vom lesbischen Umgang mit der Zweigeschlechtlichkeit, ITPS e. V., Bielefeld 1997; VB-Th, Maria Mies: Eine Kuh für Hillary. Die Subsistenzperspektive, Verlag Frauenoffensive, München 1997; The Subsistence Perspective. Beyond the Globalised Economy, Zed Books, London 1999 und Spinifex Press, Victoria 1999; VB-Th, Holzer, Brigitte und Müller, Christa (Hg.): Das Subsistenzhandbuch, promedia Verlag, Wien 1999; VB-Th, Mechtild Müser; Fotografie: Cornelia Suhan: FrauenWirtschaft. Juchitán – Mexikos Stadt der Frauen, Frederking & Thaler, Bertelsmanngruppe, München 2000; VB-Th, Nicholas Faraclas und Claudia von Werlhof: There is an Alternative. Subsistence and Worldwide Resistance to Corporate Globalization, Zed Books, London und Spinifex Press, Victoria 2001; auf Deutsch: Subsistenz und Widerstand. Alternativen zur Globalisierung, Wien: Promedia, 2003; Andrea Baier, VB-Th, Brigitte Holzer: Ohne Menschen keine Wirtschaft. Oder: Wie gesellschaftlicher Reichtum entsteht. Berichte aus einer ländlichen Region in Ostwestfalen, oekom, München 2005; VB-Th, Geld oder Leben. Was uns wirklich reich macht, München: oekom 2010, – Money or Life: What makes us really rich, available as free download since 2011 www.wloe.org/English.en.o.html.
- 13 Christa Müller erhielt für ihre Arbeit „Von der lokalen Ökonomie zum globalen Dorf“ (1997) sogar den Schweisfurth-Forschungspreis für Ökologische Ökonomie und wurde zur Geschäftsführerin der Münchner ‚anstiftung‘ berufen. Brigitte Holzer wurde Lehrerin am Oberstufenkolleg, Cornelia Giebeler Professorin an der Fachhochschule. Ihnen, wie auch uns anderen blieb immer weniger Zeit für unser außeruniversitäres Institut. Schließlich blieb uns nichts anderes übrig, als das ITPS e. V. nach 20 Jahren aufzulösen.
- 14 Andrea Baier, VB-Th, Brigitte Holzer: Ohne Menschen keine Wirtschaft. Oder: Wie gesellschaftlicher Reichtum entsteht. Berichte aus einer ländlichen Region in Ostwestfalen, oekom, München 2005.
- 15 Als mich kurz nach meiner Rückkehr die Gleichstellungsbeauftragte zu einem Seminar einlud, stand ich plötzlich vor einem Saal mit 200 Menschen. Darauf war ich nicht vorbereitet.

Herrero-Laffin

- 1 Murales sind eine südamerikanische Kunstform politischer Wandbilder.
- 2 Das Gleichstellungsbüro der Universität Bielefeld nutzt die Motive des Stadtbahnwandbildes oft für die Gestaltung von Broschüren, weil dort sowohl die Optik als auch die gewählte Thematik sehr geschätzt werden. Den Namen der Künstlerin am Wandbild direkt anzubringen, ist bisher nicht gelungen.

Oechsle

- 1 Oechsle, Mechtild (2015): Lebensführung und gesellschaftlicher Wandel: Kreative Subjekte in alltäglichen Handlungskrisen. IFFOnZeit. Onlinezeitschrift des Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF) 5 (4), 32 – 33.
- 2 Wir danken Michael Grauvogel, dem Ehemann von Mechtild Oechsle, dass er uns diesen Text zur Verfügung gestellt hat, um ihn in dieser Festschrift zu veröffentlichen.

Ogawa-Müller

- 1 Ein selbstorganisiertes, fachliches Austausch- und Vernetzungsformat von Soziologiestudentinnen
- 2 „Internationales Autonomes Frauen Lesben und Transgender Referat“

Rosendahl & Koch

- 1 Bundesministerium für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit 1991 (Hrsg.): Sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz. Autorinnen: Monika Holzbecher, Anne Braszeit, Ursula Müller, Sibylle Plogstedt. Schriftenreihe des BMJFFG Band 260, Stuttgart/Berlin/Köln: Kohlhammer Verlag.
- 2 Küsing (1997): Mach mich nicht an! Ein Trainingsprogramm gegen sexuelle Belästigung. Freiburg im Breisgau, Lambertus-Verlag.

Repräsentantinnen von Einrichtungen**Brehmer**

- 1 Der Beitrag ist eine gekürzte Fassung des Artikels „Von „sahnefressenden Pelztierchen“, „Geburtsfehlern“ und Stolpersteinen: Ein subjektiver Rückblick auf die Frauenstudien.“ Verfasst von Brehmer, Ilse in: Stationen einer Hochschullaufbahn. Festschrift für Annette Kuhn zum 65. Geburtstag, Dortmund: Edition Ebersbach 1999.

Großmaß

- 1 Da sich in der Benennung der Einrichtung bereits ein Teil der Geschichte spiegelt, verwende ich in diesem Text die Kurzform „ZSB“, die sich durchgezogen und durchgesetzt hat. – Ursprünglich war die Einrichtung als „Zentrale Studentenberatung“ gegründet worden, wobei ZSB als uni-interne Abkürzung fungierte. Es gab immer mal wieder Diskussionen um die Geschlechtsspezifität von „Studenten“, ebenso gab es ein Interesse der Hochschulleitung den im Hochschulgesetz verankerten Begriff „Studienberatung“ ins Zentrum zu rücken. Der heutige Namen „ZSB-Zentrale Studienberatung“ ist eine inzwischen akzeptierte Kompromissbildung hinsichtlich unterschiedlicher Interessen.
- 2 Ich habe Philosophie, Germanistik und Pädagogik studiert, brachte Beratungserfahrungen mit sowie eine Tutorenausbildung und eine gruppenspezifische Weiterbildung.
- 3 Die Beschreibung eines entsprechenden Arbeitstages findet sich in Großmaß 2000, S. 32 – 35.
- 4 Zum Spektrum möglicher Arbeitsschwerpunkte in der Hochschulberatung s. Großmaß & Püschel 2010.
- 5 Welche Auswirkungen Tätigkeiten wie diese auf die Person der Beraterin haben, habe ich an anderer Stelle zu beschreiben versucht. S. Großmaß 2015.

Literatur:

- Großmaß, Ruth (2000): Psychische Krisen und sozialer Raum. Tübingen: DGVT
- Großmaß, Ruth & Püschel, Edith (2010): Beratung in der Praxis. Konzepte und Fallbeispiele aus der Hochschulberatung. Tübingen: DGVT
- Großmaß, Ruth (2015): Beratung als Haltung. In: Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis. 47 (1), S. 133 – 141
- „Regeln fairen Umgangs“
<http://www.uni-bielefeld.de/gleichstellungsbeauftragte/Regeln-des-fairen-Umgangs.pdf>

Knorn:

- 1 Vgl. hierzu: Barbara Knorn, Doris Köhler, Friedrich Summann: Revisionstool – Einsatz und Einführung im Echtbetrieb in der Universitätsbibliothek Bielefeld, in: B.I.T.online 15 (2012) Nr. 5, S. 465 – 471
- 2 www.bibliotheksverband.de/fileadmin/user_upload/Sektionen/sektion4/Publikationen/2018_02_27_WB2025_Endfassung_endg.pdf

Preisträgerinnen**Héritier**

- 1 Siehe die Zusammenfassung der Forschungsschwerpunkte in dem Sonderheft des International Journal of Public Administration 2017, Adrienne Héritier, Conclusion: European Governance in a Changing World: Interests, Institutions, and Policy-Making, <http://dx.doi.org/10.1080/01900692.2017.1295270>.

Karrierewege ehemaliger Studentinnen und Mitarbeiterinnen**Schwarze**

- 1 Adamski, Jens: Findbuch zum Bestand der „Sozialforschungsstelle an der Universität Münster, Sitz zu Dortmund“ im Archiv der Sozialforschungsstelle Dortmund. Beiträge aus der Forschung, Band 166, sfs. Dortmund, im November 2008.
- 2 Siehe auch u. a. Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. 5. Auflage 1981. Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH.
- 3 Adamski, Jens, a.a.O. S. 6.
- 4 Wöhrle, Patrick (2015): Zur Aktualität von Helmut Schelsky. Einleitung in sein Werk. Springer VS, S. 24.
- 5 Mälzer, Moritz (2016): Auf der Suche nach der neuen Universität. Die Entstehung der ‚Reformuniversitäten‘ Konstanz und Bielefeld in den 1960er Jahren. Vandenhoeck & Ruprecht, S. 291 ff.
- 6 Scharlau, Winfried (2017): Das Glück, Mathematiker zu sein: Friedrich Hirzebruch und seine Zeit. Springer Spektrum, Wiesbaden, S. 153ff.
- 7 Gildemeister, Regine; Hericks, Katja (2012): Geschlechtersoziologie: Theoretische Zugänge zu einer vertrackten Kategorie des Sozialen. Oldenbourg Verlag, München.
- 8 Mathes, Bettina (2001): Aus der Geschichte ... Die Sektion „Frauenforschung in den Sozialwissenschaften“ in der DGS. Internet: https://www.frauen-undgeschlechterforschung.de/tl_files/content_sektion/pdf/selbstverstaendnis/Sektionschronik.pdf (30.09.2018).
- 9 Krysmanski, Hans Jürgen (2007): Unter dem Diktat der Nützlichkeit: Was heißt und zu welchem Ende studiert man Soziologie? Internet: <https://www.uni-muenster.de/PeaCon/psr/pn/soziologie--krys-9-11-07.htm>. (15.09.2018).

Fotonachweise

Alle nicht aufgeführten Fotos wurden uns von privat zur Verfügung gestellt, bei den genannten bemühen wir uns um korrekte Angaben, bitten aber um Nachsicht bei unbeabsichtigten Fehlern.

Wiebke Esdar: S. 17 Parlament, Pat Röhring

Annette Fugmann-Heesing: S. 21 und 22 Universität Bielefeld

Elisabeth Gülich: S.37 Universität Bielefeld (Seutter), S. 38 Universität Bielefeld (Langohr)

Christa Kleindienst-Cachay: S. 41 Universität Bielefeld (Langohr)

Katharina Kohse-Höinghaus: S. 47 Universität Bielefeld

Gertrude Lübbe-Wolff: S. 48 Universität Bielefeld (Langohr)

Ursula Müller: S. 50 Universitätsarchiv (Kettner)

Doris Schaeffer S. 58 Universität Bielefeld (Langohr)

Mechtild Oechsle: S. 79 Universität Bielefeld

Ulrike Piplies: S. 84 Universität Bielefeld (Gleichstellungsbüro)

Veronika Schmidt-Lentzen: S. 89, 90 Universität Bielefeld (Gleichstellungsbüro)

Anita Adamczyk: S. 91, 92 Universität Bielefeld

Barbara Knorn: S. 99 Universität Bielefeld

Annette von Alemann: S. 108 Universität Bielefeld

Barbara Moschner: S. 113 © Carl von Ossietzky Universität Oldenburg

Johanna Soufi: S. 116 Universität Bielefeld

Claudia Kemfert: S. 127 DIW, Berlin © Michael Kappeler/ddp Dezember 2008;

S. 127 Göttingen © Jan Vetter / Max-Planck-Institut Göttingen Oktober 2018

Birgit Riegraf: S. 133 mit Claudia Hegeler Universität Bielefeld, S. 135 Foto Nora Gold 2

Barbara Schwarze: S. 137 © kompetenz.de

Rena Tangens: S. 139 ist 1989 in Ultimo erschienen und zeigt Rena Tangens und padeluun vor der MailBox BIONIC, S. 141 ist von Veit Mette

Jutta Grau & Lydia Plöger: S. 148 © Imke Brunzema



Jutta Grau

M. A. Geschichtswissenschaft und Mitarbeiterin der Gleichstellungsbeauftragten seit 1995, jetzt Referentin dort für Gleichstellungsrecht und Gender-Controlling, hat über viele Jahre hinweg die Gleichstellungskommission unterstützt und Projekte zwischen Gleichstellung und Frauen- und Geschlechterforschung koordiniert.

Lydia Plöger

Diplom-Soziologin, hat sich als langjährige wissenschaftliche Mitarbeiterin im Interdisziplinären Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF inzwischen IZG) und als Mitglied der zentralen Kommission für die Gleichstellung von Frauen und Männern oftmals mit der Rolle der Gleichstellungspolitik im Rahmen der Hochschulreform und mit dem Verhältnis zwischen Gleichstellungspolitik und Frauen- und Geschlechterforschung auseinandergesetzt, und zu diesem Themenkomplex mehrere Publikationen herausgegeben.

